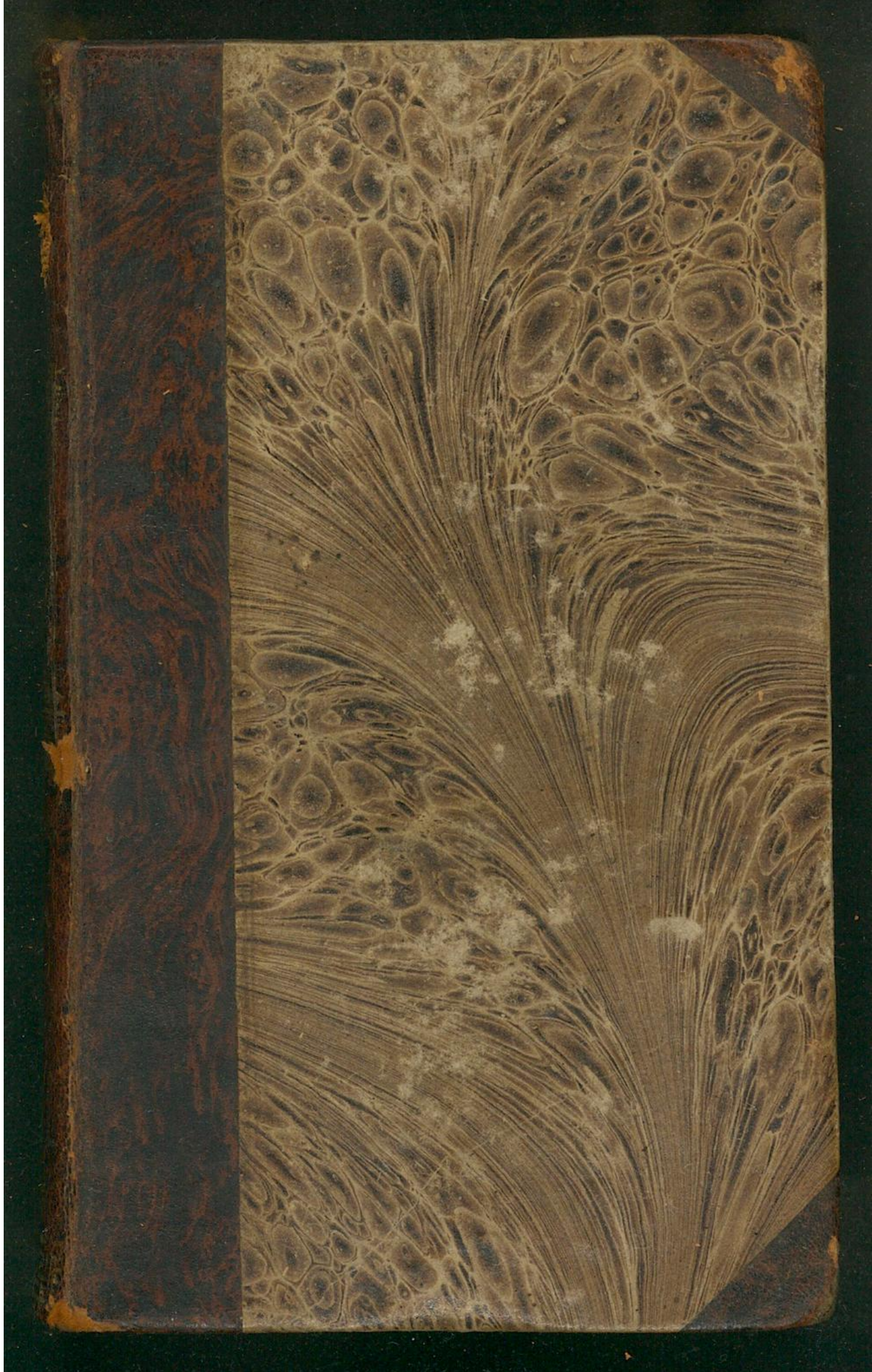




A Thaer

Thaer

2330



2330

A. P. Thuer.

T. $\frac{5}{63}$.

A. P. Thaer.
M ö g l i n s c h e *K 1*

Annalen der Landwirthschaft,

herausgegeben *8*

von

der Königl. Preuß. Akademie des
Landbaues zu Möglin

unter Leitung

des

Herrn Staats-Raths Thaer.

Achter Band.

Berlin, bei August Reimer.

1 8 2 1.

Handwritten red ink marks, possibly initials or a signature, located in the upper left corner of the page.

Handwritten text in a cursive script, likely a title or header, located at the top center of the page.

Handwritten text in a cursive script, located in the upper middle section of the page.

Handwritten text in a cursive script, located in the middle section of the page.

Handwritten text in a cursive script, located in the lower middle section of the page.

Handwritten text in a cursive script, located in the lower section of the page.

Handwritten text in a cursive script, located near the bottom of the page.

Handwritten text in a cursive script, located at the very bottom of the page.

I n h a l t.

	Seite
I. Das Großherzogthum Vosen in landwirthschaftlicher Hinsicht. Ein Versuch von H. Stenger.	1
II. Die Lähme der Lämmer. Ein Beitrag zu dem Aufsatze im 1sten Stücke des 2ten Bandes dieser Annalen. Von v. Wedemeyer und Dr. Strecker.	79
III. Ueber die Sommer-Lammung. Schreiben des Hrn. Geheimen Ober-Finanz-Raths v. Pritwis an den Staatsrath Thaer.	91
IV. Ueber den Brand im Weizen. Von Elsner.	103
V. Meine Ansicht vom Brande. Vom Staatsrathe Thaer.	158
VI. Literatur.	
1. Ist der Kapsaatbau auf der Geest (Höheboden) wirklich so bedenklich, daß wir ihn aufgeben müssen? Und wirkt der Mergel nur auf einen Saatenumlauf? Beantwortet von Jacob Iversen.	164
2. W. Jacob, Ansicht des Landbaues, der Manufacturen, des statistischen und gesellschaftlichen Zustandes von Deutschland und einiger Theile von Holland und Frankreich.	179
3. Hagemann, Biographie Johann Friedrich Meyers, Königl. Großbritannisch-Hannoverschen Ober-Landes-Oekonomie-Commissairs.	200

4.	v. Senneker, Lehrbuch der pferbearztlichen Geburtshülfe und Heilung der gewöhnlichsten Krankheiten der Mutterstuten und Fohlen.	202
5.	Hergen, der Kemperhof. Mit Hinsicht auf den Betrieb der Landwirthschaft in der Gegend von Coblenz.	205
VII.	Quartals-Bericht. Vom letzten Juni 1821.	213
	Nachricht von der Akademie des Landbaues zu Möglin.	227
VIII.	Erklärungen und Bemerkungen zu John Luccock, Wollhändler in Leeds, über Wolle im Allgemeinen und über die englischen Bliese insbesondere. Aus dem Engl. mit Anmerkungen von M. H. Schilling, herzogl. S. Meiningschen Oekonomie-Commissar. 2 Thle. Lpz. 1821.	229
IX.	Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthume Münster auf Sandboden. Vom Herrn Regierungsrathe Schwerz.	294
X.	Zustand des Landbaues in der Westphälischen Gebirgsgegend. Vom Hrn. Regier.-R. Schwerz.	387
XI.	Versuch zu einem Bericht über die Ernten in Flotbeck im Jahre 1821, mit besonderer Rücksicht auf die Fruchtbarkeit der Felder und die Fruchtbarkeit des Jahres und des daher entstehenden Verhältnisses zum Ertrage, von V.	453
XII.	Ueber Wollmärkte und Wollhandel, von M. M.	487
XIII.	Ehrenrettung der dänischen Merinos, von J. Chr. Drewsen.	507
XIV.	Torfasche als Heilmittel versäuerter Stellen auf den Feldern, und Gründe welche für die vortheilhafte Einwirkung derselben auf die Vegetation der Gräser zu sprechen scheinen, von H. Tiedemann.	519
XV.	Wirkung des Buchweizenstrohes und Kaffs auf die Milch der Kühe, von H. Tiedemann.	533
XVI.	Gebrauch der Laternen auf dem Wirthschaftshofe, von Livonius.	535
XVII.	Ueber eine, meine diesjährige Reise durch Sachsen betreffende Nachricht in den ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen 22sten Bandes 1stes Heft Seite 21, vom Staats-R. Thaer.	551
XVIII.	Quartals-Bericht vom 20. October 1821.	558

I.

Das Großherzogthum Posen in land-
wirthschaftlicher Hinsicht.

Ein Versuch

von

H. Stenger.

Ueberdies könnte dieser Vorwurf der Gegenstand
eines ganzen Werkes seyn und es scheint selbst, daß
er lieber nicht in die Grenzen einer Abhandlung
eingezwängt werden mögte. Dürfen wir indeß nach
unsrer Erfahrung und Ansicht annehmen, daß diese
Grenzen nicht zu enge sind für ein Bild, dessen
Umrisse wenigstens zur Unterhaltung hinreichen und
ihren Gegenstand so weit darstellen, daß er ver-
ständlich wird: so gehen wir darauf mit dem Wun-
sche ein, daß wir hinter dem angedeuteten Ziele
nicht zu weit zurückgeblieben seyn mögen.

Dem Großherzogthum Posen, diesem kleinsten Theile eines der größten vormaligen Reiche Europa's, ist die Aufmerksamkeit der Leser wohl kaum mit mehr Sicherheit zuzuführen, als wenn sie zugleich neugierig seyn wollen, was wohl unter Preußens Scepter daraus werden mögte? nebenbei mit der Gewißheit, daß die diesfälligen Ergebnisse von der künftigen Geschichte um so weniger außer Acht gelassen werden können, als das Großherzogthum Posen den Bewohnern des Königreichs Polen ein Spiegel seyn und bleiben wird, in welchen sie von Zeit zu Zeit, gern oder ungern, wissentlich oder unwillkürlich sehen werden, ein Spiegel, über den Preußens Regierung keinen Schleier hängen mag, weil, welche Kluft auch zwischen Polen und Deutschen liegen soll, dennoch der Werth der Letztern von den Erstern anerkannt wird. Posen ist ein Theil des vormaligen Südpreußens, aus dem während seines dreizehnjährigen Seyns wirklich schon recht viel geworden war, das, wäre es so geblieben, heute vielleicht mit den gesegnetesten Provinzen der preußischen Monarchie wetteifern könnte. Wäre es so geblieben! Ich versichre nach sechsundzwanzigjähriger Erfahrung, daß, wenige Brauseköpfe ausgenommen, die Nation diesen Wunsch ausspricht, ohne ihn einem andern, als dem einzigen der Wiederherstellung des Vaterlandes, zu unterwerfen.

Indem wir die Beschreibung dieser Provinz, besonders in landwirthschaftlicher Hinsicht, versuchen, gilt es die Unterhaltung der Leser über die Pulsadern des Wohlsseyns dieses Landes, weil, wäre eine diesfällige chemische Untersuchung möglich, selbst mit Hülfe der empfindlichsten Reagentien kein andres Resultat herauszubringen seyn dürfte, als daß die Hauptquelle seiner Erhaltung in dem Betriebe der Landwirthschaft gesucht werden muß. Dazu fordert seine statistische und klimatische Lage auf, welche letztere dem Ackerbaue günstig ist, während erstere dem Wohlwollen der Regierung kein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legt; dafür stimmen die Neigungen seiner Bewohner, das macht die Unzahl seiner Juden am unschädlichsten, dabei kann die große Menge seiner kleinen, größtentheils Mediastädte noch am ersten bestehen, das mildert den Druck des Reichthums einzelner Familien, der, in Grund und Boden bestehend, gewiß nicht die Eifersucht weckt, die den Geld-Reichthum zu verfolgen pflegt; das heilt endlich die angeborne, oder anerzogne Unruhe des Volksgeistes in den ruhigen Furchen, die der Pflug zieht, Furchen, die man sich doch nie in den Strudel der Constitution verlieren lassen mögte.

Kann so auf der einen Seite nicht verkannt werden, daß unsre Regierung am wenigsten der Landwirthschaft störend in den Weg treten darf, so

verlangen wir doch auf der andern mit Recht ihre Fürsorge auch für Handel, Fabriken und Manufakturen, um an den kaum ersetzlichen Vortheilen der innern Consumption Theil nehmen zu können. Posen producirt jetzt zweifelsfrei unverhältnißmäßig mehr, als es consumirt. Gewinnt es nicht wenigstens im Mißwachs eines, oder mehrerer seiner Grenznachbarn, oder sonst von außen her einen Ableiter, so fallen bei dem dermaligen Stande seiner Bevölkerung und Zehrung, seine Erzeugnisse unvermeidlich unter den Produktionspreis; ein Maassstab, der hier um so mehr sagen will, als wir immer noch wohlfeiler zu erzeugen vermögen, wie vielleicht irgend eine andere preussische Provinz.

Ob sich nun wohl Natur und Schicksal über die Bestimmung des Landes und über die Mittel, durch welche ihm aufzuhelfen, deutlich aussprechen und längst ausgesprochen haben: so scheinen doch seine Einsassen am wenigsten jener Bestimmung entsprechend zu handeln und zu vergessen, daß ihnen dies um so mehr zum Vorwurf gereicht, als zunächst alle Regierten allen Regierungen den Weg bezeichnen sollten, auf welchem sie helfende Begleitung wünschen und zu wünschen berechtigt sind. Es läßt sich zuverlässig nicht in Abrede stellen, daß es einen Unterschied giebt zwischen gutem und nicht gutem Wirthschaftsbetrieb, ja daß man über die Kennzeichen des letzteren kaum lange uneinig

bleiben kann. Sie bestehen gewiß nicht bloß in vernachlässigter Aufsicht, in Geiz, in versäumter Bestellung, Saat und Erndte, wie der gute Wirthschaftsbetrieb keinesweges nothwendig die Befolgung irgend eines von der reinen Dreifelder-Wirthschaft abweichenden Wirthschaftssystems überhaupt voraussetzt. Nein, der Unterschied zwischen beiden liegt allgemein darin, daß der gute Wirth rational, der schlechte ohne Ueberlegung wirthschaftet. Damit ist der Sinn des Vaters unsrer Wissenschaft getroffen und wohl gewiß, daß der Staatsrath Thaer und mehr noch seine Schüler mit weniger Anfeindungen zu kämpfen gehabt haben würden, wenn die öffentliche Meinung, so weit sie Theil genommen, nur wenigstens das nie vergessen hätte, daß Thaer nun und nimmermehr die Natur seines Vorwurfs, — Erfahrungswissenschaft, — aus den Augen verlor. Er will mit Ueberlegung gewirthschaftet wissen; auch er versucht und hat noch nie gesagt, daß ihm alle Versuche gelungen, wohl aber bewiesen, was man eigentlich ohne Beweis hätte glauben sollen, daß ein schlechter Wirth ist, wer nicht mit Ueberlegung wirthschaftet. Diesen Gutmesser wollen wir bei unserer Beschreibung festhalten und nebenher wünschen, daß ihre staatswirthschaftlichen Dismembrationen einiger Prüfung werth geachtet werden möchten.

Lage und Klima.

Das Großherzogthum Posen gehört zu den nordöstlichen Provinzen des Reichs. Von eigentlichen Bergen, in bedeutender Höhe über der Meeresfläche, kann die Rede nicht seyn. Es giebt Hügel, indeß sind alle so sanften Abhanges, daß der Pflug ihre Gipfel ohne Gefahr zu erreichen vermag. Ausgenommen von Wäldern und Büschen, wird der Gesichtskreis nicht unterbrochen; flache Ebenen, so weit das Auge reicht, sind das gewöhnliche Schauspiel. Am Fuße der Hügel bildet sich wohl ein angenehmes Thal, dessen reizendes Grün uns zu Wiesen einladet, die wir nur noch von Bächen durchschnitten wünschen. Die Hügel sind auch wohl mit grünem Holze bewachsen, und so lächelt auch den Bewohnern Posens die Natur mit Liebreiz entgegen. Vor zweihundert Jahren muß das Land an Eichwäldern reich gewesen seyn: das beweisen die vielen Eichen, die noch häufig auf den Hauländer-Aeckern stehen, die Menge wilder Obstbäume, heute die Zuflucht der Schäfer gegen die drückende Sommerhize des Mittags. Zusammenhängende Laubholzwälder finden sich am meisten nur noch entlang den Ufern der Flüsse, Erlenbestände in den vielen Brüchern des Landes und große Kiefernforsten auf seinen ausgedehnten Sandflächen. Vor zweihundert bis vor beiläufig fünfzig Jahren muß eine förmliche Ausrohde-Wuth ge-

herrscht, müssen die größeren Gutsbesitzer geglaubt haben, im Einzeln-Verkauf des Bodens seinen höchsten Ertrag zu finden. Dennoch sind auch heute noch nur wenig holzarme Gegenden und man hört, seit insbesondere der noch vor zwanzig Jahren so rege Holzhandel nach Stettin so ziemlich ganz darnieder liegt, ehe über Mangel an Holzabsatz klagen. Die Preise des harten und weichen Holzes sind selten zum Vortheile des ersten bedeutend verschieden; der Durchschnittspreis pro Klafter an Ort und Stelle darf nicht über 1 Rthl. 12 Gr. Courant angenommen werden. Wäre weniger Holz, so würden wir unsere häufigen Torfbrücker mehr angreifen, und selbst die Vorliebe für die schlechte Weide auf ihnen unterdrücken.

Vergleichende Uebersichten unsrer Winter- und Sommer-Halmfrüchte überzeugen uns bald, daß erstere dreimal gut gerathen, wenn letztere ihnen kaum einmal gleichkommen. Das liegt, einzelne Vertlickeiten ausgenommen, nicht in der Natur des Bodens, sondern in der Witterung, und deren Eindruck wieder weniger in der Lage des Landes nach Norden, als in dem mehr trockenen als feuchten Klima, ein Umstand, der uns bei denen bis Johannis fast täglichen Winden oft bis zur Verzweiflung ärgert. Mit Sehnsucht beobachten wir dann unsere Windmühlen, deren mehrere Städte zwischen zwanzig bis achtzig haben und jedes Dorf

eine und mehrere, ob sich der Mäller nicht endlich aus Nord, Nordost und Osten in den Abend, wenigstens in den Mittag wenden wird. Das erste Frühjahr ist gewöhnlich sehr kalt, aber auch mehr durch seine Winde; denn seltner bleibt der Frost bis über März tief in der Erde, gewöhnlich können wir unsere Lust, Ende März Erbsen zu säen, befriedigen, Reif und Nachtfroste verfolgen uns indeß bis tief in den Mai; im Jahre 1818 erfrore ein großer Theil Winterung Ende Mai; frühe Buchweizensaat schlägt jedesmal fehl. Die Vegetation entscheidet sich in acht Tagen, nicht selten sichtbar in 24 bis 48 Stunden. Auf einmal liegt die Natur grün vor uns da, nur daß sie sich freilich oft in der zweiten Hälfte des Aprils auf einige Stunden wieder weiß kleidet. Selten ist die Erde im Winter drei Monde hintereinander fest zu und mit Schnee bedeckt: diese sichere Vorbedeutung eines ausgezeichnet fruchtbaren Jahres haben wir nicht oft. Thauen und Frieren wechseln zu zweis bis dreimal im Tage, hypochondrischen Reisenden werden unsere Wege zur Kur, und wer die Wasserfurchen nicht zweckmäßig zog, hat seinen gewissen Schaden. Auf ganz gesegnete Sommererndten würden wir verzichten müssen, wenn uns nicht die sich hier auffallend früh einstellenden Gewitter zu Hülfe kämen. Einer warmen Stunde folgt nicht selten das Gewitter. Sie sind bis zum Juli we-

niger stark, als öfterer, im Juli und August stärkerer, aber seltener, — sogenannter Landregen wird uns nicht oft. Einmal im Frühjahr, einmal im Herbst können wir auf Orkangleichen Sturm mit Gewißheit rechnen; er hält dann seine 24 Stunden aus, um in den Zwischenzeiten ziemlich durch das ganze Jahr als Wind fortzusaufen. Dieser dreht sich dann schnell, und daher die auffallend schnell wechselnde Temperatur der Luft. Das hat freilich auf die Früchte des Feldes weniger nachtheiligen Einfluß, als auf die Gesundheit der Menschen und Thiere, welche letztere häufigen Seuchen und Krankheiten unterworfen sind. Wohl hat diese Kalamität auch mancherlei andere Ursachen: das späte Weiden im Herbst, die tiefen, dunkeln, niedrigen Ställe, doch gehört die angedeutete gewiß auch dazu. Insbesondere fällt bei uns gar oft einmal, wie wir es nennen, Gift. Mehlthau war es im Sommer 1820 nicht, worin es bestanden, wird aber wohl schwerlich ausgemittelt werden, obwohl feststeht, daß es an der allgemein herrschend gewesenen Maul- und Klauenseuche des Rindviehes und der Schaafe Schuld war. Wir haben wohl im Sommer recht heiße, im Winter recht kalte Tage: der Thermometerstand ist dann auffallend; aber immer verbrennen und erfrieren wir seltener, als wir austrocknen, wovon wir doch immer nur den geringern Nutzen haben, daß wir

mit unsern Erndten schneller und gefahrloser fertig werden und in den Ackerarbeiten weniger aufgez halten.

Statistik, Verfassung, Einwohner.

Wie viel der ganzen Fläche Ackerland, Wiese, Forst, Weide, oder auch dazu nicht einmal brauchbar ist, das wissen wir vom Großherzogthum Posen so wenig, als vom ganzen Preussischen Staat. Groß ist es 538⁰⁰⁰ geographische Geviertmeilen, das sind 11,572,551 Preussische Morgen, jede zu 180 Quadratruthen. Einwohner hat es 847,800, auf jeder Meile also 1574, daher, wäre die Fläche nach der Kopfszahl vertheilt, jedem Kopfe 13⁵⁹ Morgen zu Theil werden würden. Indes, wie eine dergleichen Vertheilung nirgends zu Stande kommen wird und muß, so namentlich auch nicht im Großherzogthume Posen, dessen Bewohner sich ohne ihre 150 Städte sehr verlassen fühlen mögten. In diesen, leben eine verhältnißmäßig unbedeutende Anzahl von Familien, und die auf dem platten Lande wohnen, abgerechnet, 52,568 Juden, also beinahe die Hälfte aller Juden des ganzen Königreichs. Ich bin gar nicht für ihre gänzliche Vertreibung, glaube vielmehr, daß uns hier im Lande die Juden noch lange recht nützlich seyn können; aber eingeschränkt sollte ihre Zahl werden, schon aus dem einfachen Grunde, weil wir nicht

bloß Gutsbesitzer und Bauern, sondern auch Bürger haben.

Das Großherzogthum Posen theilt als nordöstliche Provinz das Schicksal aller dieser gegen die südwestlichen, daß, indeß nach dem Durchschnitt auf jede geographische Quadratmeile 2100 Einwohner kommen sollten, keine der nordöstlichen dieses Maas der Bevölkerung erreicht. Die von Hoffmann in seiner Uebersicht der Bodenfläche und Bevölkerung des Preussischen Staats zur Erklärung dieser Erscheinung angeführten Gründe sind so treffend und haben insbesondere für Landwirthe ein so großes Interesse, daß sie, wer jene Schrift nicht gleich zur Hand hat, hier gerne lesen wird.

„Etwas jenes auffallenden Unterschiedes ist ohne Zweifel klimatisch. Ein Land, das auf der Ebene und in gutem, wohl angebautem Boden, bloß vermöge der nördlichen Lage, die Sommerfaat nicht vor dem Anfange des Mai beginnen kann, und die Winterfaat vor Ausgang des Septembers verrichtet haben muß, ist in ganz andern wirthschaftlichen Verhältnissen, als ein Land, worin unter übrigens gleichen Umständen, bloß vermöge der südlichen Lage, die Sommerausfaat zu Anfange des Aprils anfangen darf, und das Winterfeld erst zu Ende des Octobers zugesäet seyn muß. Derselbe Kreis von ländlichen Arbeiten muß

in dem einen Lande in fünf, in dem andern in sieben Monaten vollendet werden; nothwendig muß man aber sieben Menschen und sieben Stück Zugvieh unterhalten, um in fünf Monaten dasselbe zu leisten, was von fünf Menschen und fünf Stücken Zugvieh in sieben Monaten verrichtet werden kann. Derselbe Boden liefert einen Schnitt mehr Gras, wenn die Vegetation zwei Monate länger dauert, und man bedarf in dreifacher Rücksicht mehr Land zu Winterfutter, weil für die gleiche Arbeit mehr Vieh unterhalten werden muß, weil der längere Winter längere Fütterung erfordert, und weil die gleiche Fläche weniger Fütterung giebt. In dem kältern Lande bedarf der Mensch bei gleicher Wohlhabenheit und Kultur kräftigere Nahrung, dichtere Kleidung und Wohnung, längere und stärkere Heizung, um dem Einflusse des Klimas zu widerstehen. Wo das Reaumur'sche Thermometer Wochen, zuweilen selbst Monate lang mehr als acht Grade unter dem Gefrierpunkte bleibt, wo auch der gemeine Mann von der Mitte des Oktobers bis zur Mitte des Aprils nicht ohne Heizung bestehen kann, und wo vermöge der kürzeren Sommer das Schlagholz um ein Drittheil der Zeit langsamer heranwächst, da müssen viel größere Flächen zum Holzwuchse liegen bleiben, als im mittlern Deutschlande unter den gewöhnlichen Verhältnissen der Ebene. Der schnellere Wechsel der Witterung macht

die Ernten mißlicher; die Kürze der Sommer beschränkt die Wirthschaftsplane: aus beiden Ursachen giebt der Landbau bei größeren Kosten doch weniger Rohertrag und um so mehr steht das reine Einkommen zurück. Darum können die Niederungen an der Weichsel und Mogat, von freien Eigenthümern seit Jahrhunderten fleißig bebaut, nicht dasselbe Gewicht in die Waagschaale von Danzig legen, was die warmen Thäler an der Mosel und Saar in die Waagschaale von Trier zu legen vermögen. Selbst nur zwei Grade südlicher, nur ein Monat länger Vegetation, gleicht schon große Nachtheile in dem Kulturgrade und in der Verfassung der Provinzen aus, und nur dadurch ist zu erklären, wie Stralsund mit Posen auf gleicher Bevölkerungsstufe steht. Der Gleiß fabrikreicher Gegenden thut viel für die Bevölkerung; aber abgerechnet, daß ein Erwerb stets sehr unsicher bleibt, der in Entfernungen von mehreren hundert Meilen, unter der freien Mitwerbung aller handelnden Völker, mehr auf die Zufälligkeiten der Sitten und des Geschmacks, als auf die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens gegründet wird; so kann der Unterhalt der großen Masse des Volks doch niemals aus weiter Ferne herbeigeholt werden. Unmittelbar neben den überfüllten Gebirgen müssen die reichen Ebenen liegen, die sie nähren, und der Ueberschuß an Früchten, den diese

geben können, hängt nicht allein vom Fleiße des Menschen, sondern auch von der Macht des Klimas ab."

Jetzt wieder zum Großherzogthum Posen zurück: so stehet dieses in der bezeichneten Art gestaltete Land unter zwei Regierungen, deren die eine in Posen, die andere in Bromberg, beide unter einem Ober-Präsidenten, ihren Sitz hat und seine Justiz wird von sieben Land- und 30 Friedensgerichten verwaltet. Bei der Administration herrscht die deutsche, bei der Justiz die polnische Sprache vor, ohne daß sich deshalb die Nation mit der Justiz mehr, als mit der Administration befreundet hätte. Wird, wie billig geschehen muß, von der verwaltenden die gesetzgebende Gewalt getrennt, deren letztere, beiläufig gesagt, immer und überall möglichst wenigen Veränderungen und Deklarationen unterworfen seyn möchte: so erklärt sich jene Erscheinung leicht und überall damit, daß die Gerechtigkeitspflege öfterer auf den Kampf mit Personen und ihren empfindlichen Leidenschaften eingehen muß und von den Betheiligten, sind sie einmal in Prozesse begriffen, weniger umgangen werden kann. Doch will man im Großherzogthum Posen auch der Organisation selbst und Umständen, die vielleicht nicht zu vermeiden waren, einen Theil der Schuld beimessen, insbesondere finden,

daß der Untergerichte, wenn das die Friedensgerichte einzig seyn sollten, obwohl es die Landgerichte auch sind, zu wenige, den Landgerichten der Gegenstände zu viele zugetheilt und der gediegenen Subjekte weniger sind, als seyn möchten; ein Uebelstand, dem noch lange nicht abgeholfen werden wird. Die Polen haben ihre Freude nicht am Büreaudienst und das Polnische lernt sich nicht so leicht. Die Administration ward vom Schicksal dadurch begünstigt, daß sie rein preußisch bleiben konnte, und sie mag dreist den Beweis davon übernehmen, daß sie von der vormaligen südpreussischen nicht weiter abweicht, als die Veränderungen der organischen, materiellen und finanziellen Gesetzgebung es nothwendig machen. Mit der Eigenschaft rein preußisch ist bekanntlich, ja man darf wohl sagen notorisch — so weit ruhige Ueberlegung auf dem Richterstuhl sitzt — recht viel Gutes bezeichnet, und die nicht gut preußisch gesinnt sind, möchte man, nur auf eine Zeit lang, in zehn andere Länder schicken können, um ihrer veränderten Gesinnung gewiß zu seyn. Freilich will uns der neue Zeitgeist, so weit er nicht das Militair anspricht, weder in Polen noch in Posen gefallen: wir können uns an Rechte des dritten Standes, der uns Jahrhunderte durch nur verpflichtet erschien, nicht gewöhnen, sollten aber vernünftigerweise doch hoffen, daß die Landesregierung

Dem Zeitgeiste nicht mit zu raschen Schritten folgen wird *).

Naz

*) Ich möchte wohl an den Staatskanzler des Reichs folgende Zeilen richten dürfen:

„Von Jugend auf mit Herzlichkeit einer Regierung ergeben, die mein Vater für die beste hielt, weil sie ihm die gerechteste schien, ward das Gefühl meiner Jugend die innigste Ueberzeugung des spätern Verstandes, der Gerechtigkeit auf dem Throne sah, Gerechtigkeit und Einsicht in den Ministerien, und in allen Behörden den Geist der Achtung für eine Regierung, über die zu ihrem Vortheile die Geschichte in ihren Urtheilen nun schon seit Jahrhunderten einig ist. Und nun dazu noch so glücklich, nie von phantastischen Bildungen je zu irgend einer Schwärmerei fortgerissen zu werden, störten mich einzelne Thatsachen, mochten sie auch wirklich nicht meiner Idee von der besten Regierung entsprechen, darum nicht, weil ich nie nach dem Uebermenschlichen strebte, vielmehr es für jedes Regierten erste Pflicht hielt, Thatsachen jener Art zwar zu verachten, aber sie so wenig ganz wegzuwünschen, als Unkraut und Giftpflanzen. So blieb meine Ehrfurcht für den König und seine Diener rein, und so kam es, daß es mich bitter schmerzte, wenn zu besorgen seyn möchte, es könnte je anders werden, je dahin kommen, daß unsers Herrn Wille nicht mehr der beste, der einzige wäre, daß seine Minister uns fremde würden, daß über König und Minister frek
weg

Natürlich wird hier schon hin und her gesprochen über die Anwendbarkeit des Edikts vom 14. September 1811, die Regulirung der

weg und öffentlich abgesprochen wird, wie das doch im Grunde unter allen solchen constitutionellen Regierungen, die verlangt zu werden scheinen, der Fall ist.

Durchlauchtigster Fürst und Herr! wie ich unbedeutender Bürger des Staats dazu komme, Ew. Durchlaucht auch nur einen Augenblick Zeit zu rauben? ob ich denn nicht jedes pro und contra schon erwogen glauben mußte? ob ich mir einbilde, Ew. Durchlaucht auch nur ein neues Wort sagen zu können?

Ah, nein! das alles nicht! Ich kann nur die Abwendung einer traurigen Zukunft von dem Augenblick an, mit welchem die preussische Regierung sich andern gleich stellt, deren Völker vielleicht eines Dammes gegen die Anmaßungen oder gegen die Einfalt ihrer Regenten bedürfen, nicht unterdrücken; sie quält mich über Jahr und Tag, und es scheint mir ziemlich jedes Ereigniß in der Geschichte nie die Folge eines blinden Schicksals oder Zufalls, nein, immer das Ergebnis vorangegangener Handlungen und Handlungsweisen der Leiter der Völker. Eine Repräsentation bloß in der Form, dazu ist das preussische Volk zu klug, zu aufgeklärt, zu edel: kaum Wochen, viel weniger Jahre würde es in der Täuschung bleiben. Eine Repräsentation in der Wirklichkeit, —

gutherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend. Der wörtlich ausgedrückte Zweck des Gesetzes ist:

Uebertragung des Eigenthums der bäuerlichen Besizungen, verbunden mit Ablösung der Dienste, Abgaben und gutherrlichen Gerechts-

müssen wir sie denn haben? Wohl mag es auch im preussischen Staat Köpfe genug geben, die das Heil des Volks in der Repräsentation suchen, die nicht so einfältig seyn wollen, ihre Liebe zur guten Vorzeit durch Erinnerungen an die gute Vorzeit, ehe der unglücklichste aller Geister, der neue Zeitgeist, herrschte, wach zu erhalten; aber sollen sie entscheiden? War' es möglich, die Stimmen derer zu sammeln, die da denken, ohne zu schwärmen: so wird die Mehrzahl auf den neuen Zeitgeist so wenig eingehen wollen, als seine Berücksichtigung in einem Staate für nothwendig halten, dessen Glieder von ihrer Regierung noch nicht betrogen sind. Allerdings hegt die vernünftige Mehrheit Wünsche, die sie höchsten Orts gerne vortragen möchte, auf deren Erfüllung sie aber eher rechnet, wenn die Regierung bleibt, was sie ist. Nie hat eine Constitution das Volk glücklich gemacht: immer ward es glücklich durch die Tugenden seiner Regenten und ihrer Minister. Jahrhunderte war Preußen glücklich, glücklich durch die Tugenden seiner Regenten und Minister, denen die Schwachen nicht lange schaden konnten, weil sich ihnen die Ueberzeugung aufdrang, daß sie sich nicht zu

same, so weit sie im Gesetz selbst nicht vorbehalten worden, oder in Gemäßheit desselben vorbehalten werden können, versteht sich:

gegen billige und gerechte Entschädigungen.
Man geht vielleicht zu weit, oder vielmehr, es

halten vermöchten. Einen stärkern, einen dringendern Beweis der guten Verwaltung, des guten wechselseitigen Zutrauens der Regierung und der Regierten giebt es nicht; dagegen die constitutionellen Staaten das Unglück haben, daß Ministerial-Veränderungen in der Regel nicht als die Folge des freien Willens des Regenten oder der Minister erscheinen.

Bleibt uns nur die Hoffnung, daß unser Herr uns liebt, wie der Vater seine Kinder, daß er nicht mehr von uns verlangt, als er braucht, daß unsre Minister nichts lieber wollen, als daß sein Wille geschehe, daß sie, die uns regieren, uns Freiheit gönnen, weil wir sie nicht mißbrauchen, daß sie uns gar nicht erst versuchen, ob wir nicht lieber in der Erfüllung unsrer Pflichten zurückbleiben möchten: so sind wir bald wieder so glücklich, wie wir es waren, ehe das eingebildete Bedürfnis eines andern Zustands des hier und dort in schwindelnden Köpfen spukete! Die an diesem Uebel leiden, mögen nicht ohne Wiß, Klugheit und Einsicht seyn; aber Verstand und Tugend wohnen nicht in ihnen, und doch lebt sich's nur da recht gut und glücklich, wo Verstand und Tugend herrschen.

St.

dürfte schwer seyn, zu beweisen, daß das Edikt vom 14ten September 1811 ein Ausfluß des neueren Zeitgeistes ist. Die Humanität, namentlich der preussischen Regierung, ist älter, als dieser Zeitgeist. Friedrich II. fand schon Materialien dazu vorräthig, und es mag sich am wenigsten in staatswirthschaftlicher Hinsicht bezweifeln lassen, daß die Regierung für das fragliche neue Verhältniß ohne diejenigen Nebenrückichten gestimmt ist, welche jetzt immer leiten sollen, wenn das Publikum von keinen andern Beweggründen weiß, oder wissen will. Nehmen Provokanten auf jenes Verhältniß die Humanität der Regierung in Anspruch: so müssen sie Unterstützung finden. Der Mensch sehnt sich von Natur nach Eigenthum, und jedes Eigenthum hat für jeden Menschen um so mehr Werth, je freier er sich in und mit demselben bewegen kann. Dieser Wunsch ist so gerecht, daß die Gerechtigkeit des Staats ihm zu Hülfe kommen muß, daß sich dessen Regierung ihm nicht entziehen kann. Wohl war einmal eine Zeit, wo sich Gutsherren nicht lächerlich machten, wenn sie sich auf ihren Gütern als regierende Herren dachten und — schmeichelt das nicht? Aber es möge nur erst der wahre Lebensgenuß, die Frucht des Bewußtseyns unabhängiger Wohlhabenheit in Ruhe genossen, über Stolz, Eitelkeit und Herrschsucht den Sieg davon tragen: so werden wir über ihn die Rigel dieser

seiner Feinde vergessen, so werden wir den Menschen achten und nicht allein seinen Stand, so werden wir Keinen beneiden, weil er noch herrschen kann.

Appelliren die Provokanten an die Politik und Staatswirthschaft der Regierung: so sind sie ihres Erfolgs, wo möglich, noch gewisser, weil das neue Verhältniß, es mag von persönlichen Diensten für den Staat oder von Abgabepflichtigkeit an denselben die Rede seyn, in jeder Hinsicht die Regierung wohlgefällig anspricht. So leicht sich nun sowohl die moralisch-rechtliche, als die politisch-staatswirthschaftliche Tendenz und zwar mit unwiderlegbaren Gründen ausspricht, so vergebens wär' es, zu hoffen, daß es eher wieder anders werden möchte, bis die bezweckte neue Einrichtung der Dinge ihren Kulminationspunkt erreicht hat. Dann, aber auch nur dann erst, wird sich eine andere von selbst gestalten. Von unserm Gesetze muß auch das Großherzogthum Posen nicht ausgeschlossen werden. Ich bin nur des Dafürhaltens: daß der Art. 9. der Deklaration vom 29sten Mai 1816 in Gemäßheit dessen das Edikt vom 14ten September 1811 vor der Hand von Amtswegen noch nicht ausgeführt, sondern die Provokation eines Interessenten darauf abgewartet werden soll, daß dieser Artikel vielleicht für keine Provinz des Königreichs

Preußen so nützlich und nothwendig ist, als gerade für das Großherzogthum Posen.

Es hieß bald nach wieder erfolgter Besitznahme der Provinz (1815), das mehrgedachte Gesetz würde sofort ausgeführt werden. Es hieß später, man wolle einen frühern polnischen Statum quo, einen Besitzstand aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts reklamiren und — wirklich ließen sich einige Gutsbesitzer zu neuen Einrichtungen mit ihren Einsassen verleiten, um den Einwirkungen des Gesetzes zuvorzukommen, oder in einzelnen Fällen die völlige Ausführung desselben unmöglich zu machen. Aus großen Birthen wurden kleine, aus kleinen zum Theil Hausleute gemacht, ihre übrigen Aecker zu den Vorwerkwirthschaften eingezo-gen. Die Nachwehen werden da nicht ausbleiben, wo auf nun nöthige Dünger-Vermehrung nicht Rücksicht genommen und gewähnt wird, man werde doch auf Tagelohn nicht bedeutend mehr aufwenden müssen. Wir hätten uns allerseits auch da die Gefahr noch nicht so nah und dringend vorstellen sollen, als uns das von jeher zugestandne, von der Sächsisch-Warschauschen Regierung bestätigte Recht der willkührlichen Kündigung unsrer Pachtbauern genommen wurde, indem wir fest an dem Glauben hängen mögen:

die preußische Regierung wird die Dertlichkeit prüfen; sie hat, um die Verfassung des Landes

kennen zu lernen, die Geschichte desselben studiert und sich überzeugt, daß die organischen Verhältnisse der Stände auf positive Gesetze gegründet sind, daß der Erwerbung ein rechtsgültiger Titel voranging.

Nun konnte sie uns de facto nicht nehmen, was uns de jure zustand.

Allerdings gab es vor Jahrhunderten schon eigenthümliche Rustikalstellen in Polen, ehe noch die jetzigen mit Gemein- oder Wirthschafts-Privilegien versehenen etablirt wurden, so wenig auch ausgemacht ist, daß die Mehrzahl der Einsassen Eigenthümer waren. Aber das ist ganz gleichgültig; denn ganz gewiß ist diejenige Qualität derselben, deren Veränderung zur Sprache gebracht worden, so alt, daß es selbst auf ein oder zwei Jahrhunderte mehr oder weniger nicht ankommt, daß allenfalls nur bemerkt zu werden verdient, wie sich dieser Zustand der polnischen Bauern in spätern Zeiten, denen, alles erwogen, der Vorwurf aristokratischer Willkühr nicht mehr gemacht werden kann, ziemlich ein halbes Jahrhundert und zwar zur Zufriedenheit beider Theile erhalten hat.

Bei der Ausführung des Edikts vom 14ten September 1811 würde eine der ersten Fragen seyn müssen:

ob unsre Laßbauern in die Kategorie des ersten oder des zweiten Abschnittes gehören?

Man ist sich über die Kennzeichen der nicht erblichen bäuerlichen Besitzungen ziemlich einig. Ein eigenbehöriger Bauer ist ihnen zufolge:

- 1) der zu veränderlichen Diensten verpflichtet;
- 2) der seinen Hof so lange besitzt, als es dem Herrn gefällt;
- 3) der ihn so lange behalten muß, als es seine Kräfte und der Wille des Herrn erlauben;
- 4) der verpflichtet ist, einen ihm angewiesenen Hof anzunehmen;
- 5) der ohne Erlaubniß nicht aus dem Gute ziehen darf, sondern im Dienst der Herrschaft bleiben muß;
- 6) der sich ohne Erlaubniß der Herrschaft nicht verheirathen darf;

7) Der, wenn er weglief, vindicirt werden kann. Es dürfte keinem historischen und keinem rechtlichen Bedenken unterworfen seyn,

daß die Posen'schen Dienst-Laszbauern in dem zweiten Abschnitt des Gesetzes gehören.

Dies voraussetzend angenommen, darf ich mir eine zweite Hypothese und zwar gewiß ohne alle petitio principii erlauben, nämlich:

daß an käufliche Ablösung der Dienste, der Abgaben und der Dominial-Gerechtsame (für baares Geld) nicht zu denken ist.

Unsere Bauern haben kein Geld, und daß sie kein

Geld haben, davon liegt der Grund weniger in ihrer Eigenbehörigkeit, als darin, daß ihnen die Gelegenheit, Geld zu erwerben, fehlte. Abgesehen von den frühern politischen Verhältnissen Posen's ist doch auch seine und damit Posen's Nachbarlage so geeignet, daß es seines möglichen, selbst gewöhnlichen Ueberflusses an Getreide nur unter Umständen, deren Herbeiführung nicht in seiner Macht steht, über den Produktionspreis quitt werden kann. Jener Ueberfluß ist nicht die Folge einer besondern Kultur des Landes, oder seiner allgemein vorzüglichen Boden-Fruchtbarkeit, die wir namentlich im Großherzogthum Posen gegen den vorherrschenden Sand nur ausnahmsweise finden. Er ist zuverlässig mehr die Folge des Mangels innerer Consumtion, die wieder in der geringen Bevölkerung ihren Grund hat. Unter solchen äußern Umständen wird der Geld-Erwerb den Rustikalstellen-Besitzern schwer. Daß ich mich in jener Schlußfolge vermuthlich nicht irrte, scheint daraus hervorzugehen, daß einzelne Gegenden und zwar diejenigen, auf welche jene äußern Umstände weniger drücken, einzelne Ausnahmen zeigen, daß wir in ihnen Individuen finden, welche Eigenthum, für baares Geld, zu acquiriren im Stande sind.

Wo nur der Anreiz dazu ist, wo der Bauer nur weiß, daß es sich der Mühe lohnt, da bemüht er sich schon, und man hat sich kaum mehr geirrt,

als in dem Wahne, daß der polnische Bauer an Indolenz leide. Ich frage Jeden, der ihn kennt, ob er ihm nicht recht gefunden, oft überraschenden Verstand zugestehen muß? ob er nicht recht fleißig seyn kann? ob ihn nicht Gewandtheit, Aufmerksamkeit, Nachahmungssucht auszeichnen?

Der Betrieb der Landwirthschaft und ganz besonders der Viehhaltung mögen sich nur erst mehr lohnen: so kann man gewiß seyn, daß das Großherzogthum Posen in der Sehnsucht nach Eigenthum hinter keiner Provinz zurückstehen wird. Und wo sie nicht nur herrscht, sondern auch Nahrung findet, da macht sich unter der Hegide einer weisen Gesetzgebung die Ablösung der Dienste, Abgaben und Duldungen von selbst.

Die Gutsbesitzer sollen gerecht und billig entschädigt werden.

Aus den vorangeschickten zwei Hypothesen dürfte die dritte folgen:

daß wir hier nur mit Land entschädigt werden könnten,

und, weil unsere Dienstbauern in den zweiten Abschnitt des mehrerwähnten Gesetzes gehören,

daß uns die Hälfte ihrer Grundbesitzungen zu Theil werden würde.

Wie der Werth des Geldes mit dem Bedürfniß nach demselben in so genauem Verhältnisse steht, daß er in dem Grade sinkt, in welchem sich der

Ueberfluß häuft: so ist das mit Grund und Boden derselbe Fall. Mit mehr Land, dessen wir dazu noch keinesweges das Bessere mehr erhalten würden, ist uns Gutsbesitzern nicht geholfen. Land haben wir genug, aber weniger Anreiz, auf seine Kultur mehr zu verwenden. Ich weiß wohl, was die Landwirthschaftslehre anpreiset und glaube gern, daß es einzelnen Wirthschaften gelingen kann, der Industrie den Sieg über den Druck äußerer Umstände zu verschaffen. Aber ich weiß auch, daß der vernünftigen Landwirthschaftslehre das Gesetz der Dertlichkeit über alles geht, daß sie es achten muß, wenn sie im Mißlingen prunkender Spekulationen nicht ihren Tod finden will. Und nun frage ich:

ob wir nicht für unsere Lokalität und für unsere Umgebungen Land genug haben?

Seit beiläufig fünf und zwanzig Jahren ist es uns hier im Lande bis zur Evidenz bewiesen:

daß Ueberfluß an Geld in der Nachbarschaft, einzig und allein den Gütern einen ungewöhnlichen Kaufwerth verschaffte.

Nicht zu gedenken, daß das nur Einzelne, keinesweges das Ganze glücklich machen kann, so steht ja auch ganz gewiß erfahrungsmäßig fest, daß der Gutsbesitzerstand im übertriebenen Güterhandel sein Grab fand. So kommen wir immer darauf zurück, daß sich von Staats- und Privatwegen

nur auf denjenigen Bodenwerth zu verlassen ist, der sich an und durch sich verzinsset. Diese Ansicht festgehalten, darf gewiß dreist behauptet werden, daß das Mehr an Grund und Boden hier dermaßen nicht zu entschädigen vermag.

Ich bitte, durch umsichtige, unpartheiische, mit der ganzen Lokalität bekannte Oekonomie-Verständige feststellen zu lassen: wie hoch sich die Mehrkosten des Betriebes einer hiesigen Vorwerkswirtschaft ohne Dienste belaufen würden? Von zehn Bauern z. B. habe das Dominium im Jahre 2000 Spann- und 2000 Handtage. Es erhalte gegen deren Ablösung von ihnen 15 oder 20 Magdeburgische Hufen zurück: — was bringen diese hier dem Gutsbesitzer ein? wie viel Tageslohn muß hier verausgabt, wie viel Gespann mehr gehalten werden? was kostet dessen Unterhaltung? kommt nun ein Resultat heraus, das der Besorgniß, es könne uns Grund und Boden nicht entschädigen, das Wort redet: so mögte der Wille des Gesetzgebers, daß wir gerecht und billig entschädigt werden sollen, hier noch nicht in Erfüllung gehen können.

Noch nicht: darum ward um die Wohlthat des Art. 9. der Deklaration vom 29sten Mai 1816 gebeten; denn es kann uns nicht einfallen, zu behaupten, daß nicht auch unsere Provinz einer Einrichtung entgegenreisen könnte, die, wie jetzt Mens-

schen raisonniren, der Würde des Menschen angemessener ist und von überlegender Staatswirthschaft gewünscht werden mag. Wir können noch weiter gehen, wir dürfen glauben, daß sich bald hin und her Provokanten auf das Gesetz finden werden, wir dürfen annehmen, daß, da der Gesetzgeber durch die Schlußbestimmung des 9. Art. der Trüglichkeit der Verträge vorgebeugt hat, im Wege der Provokation und des Vertrages sich alles besser machen wird, als wenn auf einmal von Amtswegen vorgeschritten würde.

Und mögten die Gutsbesitzer gar nicht, mögten einzig die Bauern gefragt werden: so liegt es in der Natur der Sache, daß der Mehrheit die neue Einrichtung nicht nur noch nicht ansprechen könnte, sondern auch selbst noch von ihr verworfen werden würde, weil sie sich für den Augenblick zu schwach dazu fühlt. Einstweilen ist der polnische Bauer nicht nur an die leitende, sondern auch an die unterstützende Vormundschaft seines Herrn gewöhnt: ihm diese de facto nehmen, hieße seine Mündigkeit übereilen. Folgt daraus zunächst freilich nur, daß dem jetzigen Besitzstande also sein *annum decretorium* gegeben werden müsse: so möchte ich doch auch dafür nicht stimmen, schon heute den Zeitpunkt officieller Wirksamkeit des in Rede stehenden Gesetzes festzusetzen, einmal, weil es die Noth nicht erheischt, zweitens, weil die Umstände

Dagegen anstreben und sich Jahr und Tag, da ihr Einfluß aufhören wird, nicht angeben läßt. Genug, wir und unsere Bauern wissen und werden es nach und nach erfahrungsmäßig sehen und hören, daß gegen Provokationen auf Ablösungen an sich kein Widerspruch Statt hat. Fühlen sich nun ganze Gemeinen, oder einzelne Wirthhe reif, fähig, ermächtigt: so mögen sie sich mit ihren Herren vereinigen, oder an die Regierung wenden, wenn, was wohl sehr rathsam seyn mögte, die Einsetzung einer besondern General-Commission einstweilen noch nicht beliebt würde.

Es dünkt uns gar zu wahr, daß der Vorzug der göttlichen Regierung vor jeder menschlichen darin besteht, daß erstere nie übereilt, nie übereilend vorgreift. Ihr nähern sich die menschlichen Regierungen in dem Grade, in welchem sie die Regierten für die Früchte eigener Tugenden befähigen. —

Für unsern Vorwurf müssen wir Hinsichts der Einwohner des Landes uns auf folgenden Unterschied und nähere Andeutungen einlassen.

I. Polnische Gutsbesitzer. Abgerechnet die kleinen, die nur ein oder zwei Dörfer haben, überhaupt hier nur von der Regel gesprochen, bekümmern sie sich um den Wirthschaftsbetrieb ihrer Güter wenig; sie überlassen ihn mehr ihren Commissarien und Amtleuten, ihr Güter-Regiment be-

steht mehr, verweilen sie sich ja lange auf den Güttern, in sehr allgemeiner Aufsicht, für die sie Resdentsarten und Erzählungen einsammeln, die Register, d. h. die Rechnungen, denen es übrigens an Deutlichkeit und Uebersicht weniger mangelt, als man gewöhnlich glaubt, abnehmen, auch wohl Polizei-Gerichtstage halten und sich mit Aufmunterungen und Bestrafungen die Zeit vertreiben. Gegen Verbesserungen, wie sie es auch wohl nennen, gegen deutsche Wirthschaft (in demselben Sinne, wie wir Deutsche früher immer von englischer Wirthschaft sprachen), sind sie an sich weniger eingenommen, als nur nicht entschlossen dazu, oder zu geizig. Den kleinern Gutsbesitzern geht der Wissenschaft zu viel ab, und große und kleine haben zu Fremden nicht Vertrauen genug.

2. Deutsche Gutsbesitzer. Es giebt ihrer wohl so viele im Lande, daß, wenn sie alle oder nur die Mehrheit rationell wirthschafteten, eine Trennung des polnischen und deutschen Vorwerks-Wirthschaftsbetriebes nothwendig seyn würde. Aber dergleichen finden sich doch nur noch sehr wenige, weil, sieht man auch auf vielen Höfen, und das auf polnischen mehr noch, einzelne vortreffliche Stücke ausländischen Viehes, es im Innern doch weiter nicht besser aussieht, als wir weiter unten erzählen werden. Einige vortrefflich gehaltene Wirthschaften könnte ich namentlich nennen.

3. Gutspächter. Polen wird die letzte Provinz seyn, um rationell wirthschaftende Pächter zu suchen. Die Contrakte werden der Regel nach nur auf drei Jahre abgeschlossen und nach abgelauftenem Termine pflegt der Pächter eher einem zweiten Platz zu machen, als sitzen zu bleiben. Gewöhnlich muß die Pacht auf drei Jahre vorausbezahlt werden, in der Abgabe bessern Inventarii findet der Pächter keine Erholung, — es war entweder das seinige, oder einfach nach der Stückzahl übergeben, und auf Neuland-Machen, wozu die Mehrheit der Güter noch Gelegenheit hat, beschränken sich gewöhnlich die Meliorationen. Unter solchen Umständen ist an die Rettung der Güter durch zweckmäßige Bewirthschaftung derselben einstweilen noch nicht zu denken.

4. Ackerbürger der Städte. Das sind die Polen in den Mediatstädten fast ausschließlich; treibt der eine oder der andere ein Handwerk, so ist ihm das um so mehr Nebensache, als er es nicht weit in der Kunst bringt. In ihrer Wirthschaftsführung ist gegen die der polnischen Bauer kein großer Unterschied; fauler sind sie, weil, da der Hofedienst sie weniger oder gar nicht beschäftigt, sie nicht wissen, wohin mit der Zeit. Je nachdem eine solche Stadt kleiner ist oder größer, findet man vier oder acht nach Verhältniß des Orts reiche Einwohner, Juden oder Christen, in deren

deren Taschen die Existenz der übrigen dergestalt versteckt oder verweht ist, daß es von jenen Patriziern abhängt, ob und wie diese Plebejer leben sollen. Bei großer Armseligkeit großen Stolz, wie in Don Ranudo de Kolibrados.

5. Polnische Freibauer. Einige derselben haben Privilegien: oder Kaufbriefmäßige Dienste zu leisten, andre nicht, alle einen bestimmten Geld- und Naturalzins der Grundherrschaft zu entrichten. Ihre Gebäude, Vieh-, Feld- und Wirthschafts-Inventariestücke sind besser gehalten, als die der Laßbauern, auf den Ackerbau selbst verwenden sie mehr Fleiß, weil sie mehr Zeit dazu haben; der übrige Wirthschaftsbetrieb ist ziemlich derselbe: ihre Lebensweise ist nüchterner, doch weniger nüchtern als die der deutschen Bauer, — das Eigenthum hat auf ihren Charakter und Temperament weiter keinen Einfluß. An Eifersucht auf ihre Rechte geben sie den deutschen Bauern wenig oder nichts nach, und es dürfte bei jedem Vergleich mit ihnen durchaus rathsam seyn, die Grenzen ihrer Rechte und Pflichten auf das genaueste zu bestimmen.

6. Deutsche Freibauern. Die meisten derselben sind dienstpflichtig, nur gemessen und zu gewissen Arbeiten. Sie treiben meistens Dreifelder-Wirthschaft, zwar mit Benutzung der Brache, aber weniger frei, weil die Grundherrschaften gewöhnlich das Aufhutungsrecht auf ihren Länd-

reien haben. In geschlossenen Dörfern, unter näherer Aufsicht ihrer Dominien wohnend, sind sie in ihren Aeußerungen, Manieren und Betragen weniger abstoßend, grob, feindlich und widersetzlich, Fehler, welche

7. die Hauländer öfterer merken lassen. Diese Eigenthümer, vor hundert bis zweihundert Jahren in ausgerodeten Waldungen, ursprünglich dienstfrei etablirt, treiben gewöhnlich, Jeder auf seiner Hufe wohnend, Zweifelder; auch wohl noch freiere Wirthschaft, wenn und so weit es ihnen an Dünger nicht fehlt. Grünfütterland sieht man sehr selten; wo sie keine Weide im herrschaftlichen Walde oder auf herrschaftlichen Lehden haben, lassen sie Weidekoppeln liegen, oder benutzen hin und her einen Fleck Brache. Ihre Gebäude sind in Ordnung, ihr Vieh im Stande, sie selbst nicht fleißiger, als es zu ihrer Arbeit nöthig ist, und derer haben sie nicht zu viele.

8. Der polnische Laßbauer. Das ist ein munteres, lustiges, frohes Völkchen, immer gesprächig. Alt und Jung, Mann und Weib liebt den Trunk und den Tanz. Gegen seinen Herrn gehorsam und gut, wägt es übrigens seine Treue nicht auf der Goldwage ab, seine Begriffe von der Sünde der Holz-, Hof- und Stalldiebstähle sind etwas sehr lag. Diese Leute arbeiten, wenn es seyn muß, sehr fleißig, nur nicht ordentlich,

sondern rasch, obenhin, ohne Geiz für sich und ihren Herrn.

Es ist schon bemerkt, daß und wie weit die Bauern in ihrem Wirthschaftsbetriebe ziemlich übereinstimmen, den wir nun als

Beschreibung einer polnischen Laß-
Bauern = Wirthschaft
näher bezeichnen wollen.

Es bedarf dabei wohl kaum der Vorerinnerung, daß es faule und fleißige, ordentliche und liederliche, geschickte und ungeschickte polnische Bauern giebt, daß das ihnen anvertraute Areal nach seiner innern Güte und äußern Lage verschieden und es sich endlich Hinsichts des Verhältnisses der Laßleute zu ihrer Grundherrschaft nicht überall gleich, vielmehr der letztern eine dem aussaugenden, die andere dem erhaltenden Systeme ergeben ist. Umstände der Art haben natürlich auf den Betrieb der Landwirthschaft und deren Erfolge den bedeutendsten Einfluß. Davon und von den politisch = rechtlichen Verhältnissen nur so viel, als zur Erklärung nothwendig ist.

Der polnische Bauer ist Laßmann, d. h. die in seiner Benutzung sich befindenden Grundstücke und Gebäude sind das Eigenthum seines Grundherrn, der Regel nach selbst sein Zugvieh, Wagen und übriges Ackergeräth und Beilaststücke, die, auch wenn er sie sich selbst gemacht, bei seinem

Abgang doch dem neuen Wirth übergeben werden müssen. Diese Regel hat indeß schon viele Ausnahmen, besonders wo statt der sonst häufiger gewesenen Großbauern kleinere angesetzt sind, die gewöhnlich ihr eigenes Vieh-, Geld- und Wirthschafts-Inventarium haben. Nicht gesetzlich, aber herkömmlich und observanzmäßig hing bis auf die letzten Jahrzehnde seine Existenz lediglich von der Willkühr seines Herrn ab, der ihn entließ oder beibehielt, von einer Stelle auf die andere, von einem Dorfe in das andere setzte. Die vormalige südpreussische Gesetzgebung griff mit ihrer Vormundschaft wohlthätig ein, verlor sich aber in die französische Zeit, während deren die Warschausche Regierung den Grundherren das Kündigungsrecht gesetzlich einräumte. Es sollte das so ein Mittelding seyn zwischen Willkühr und Gesetzlichkeit, war aber eigentlich weiter nichts, als daß dem Unterthan der Eintritt der Willkühr seines Herrn ein halbes Jahr vorher gesagt wurde. In Posen ward es wieder abgeschafft, doch steht noch immer fest, daß der Kaskmann kein Eigenthum, kein Erbrecht an der Wirthschaft hat. Er soll wohl eigentlich seine Gebäude, die am häufigsten, wie die Schwalbennester, kahl und ohne Schatten da stehen, im Stande erhalten und flickt daran auch, wird er dazu angehalten, im Dach und Fach. Er muß sich, fällt ihm ein Zugvieh, wohl ausweisen,

daß er nicht Schuld daran ist. Aber die Ergebnisse aller diesfälligen Untersuchungen sind immer dieselben: der Bauer hat nichts, der Herr braucht ihn, er muß ihm wieder helfen und geben.

Für die Benutzung nun, für den Rießbrauch giebt der Bauer keinen Geld- oder Naturalzins, hier oder dort Kapaunen, Gänse und Eier ungerchnet, sondern er leistet Dienste, Hand- und Spanndienste in dem Verhältnisse, in welchem er mehr oder weniger Land hat, wobei denn nicht die Güte, sondern der Flächeninhalt des Landes entscheidet, es jedoch ein Glück ist, daß gewöhnlich der Acker in einer Länge durch die Feldmark beisammen liegt. Tagtäglich mit Gespann und zu zweien mit der Hand, also doppelte Handtage, sind die von drei bis vier Magdeburgischen Hufen zu leistenden Dienste. Der Spanndienst zwingt, wenigstens vier Pferde zu halten, weil, möchte der eine oder der andere Herr auch Ochsenzüge zum Aekern annehmen, mit diesen doch die Reisesuhren nicht zu bestreiten sind. Es ist nichts neues, daß herrschaftliches Getreide, Wolle und andere Produkte zwölf bis achtzehn Meilen verfahren werden. Es zwingt nun auch der Hofedienst den Wirth zu einer Gesindehaltung, die, wie sie hergebracht, sehr kostspielig ist.

Er muß einen Knecht, einen Mittelsknecht und eine Magd halten. Der Knecht erhält 2 Rthlr.

8 gGr. Lohn, 16 gGr. Miethsgeld, 3 Rthlr. auf Stiefeln, von Weihnachten bis Fastnacht jeden Sonntag 2 gGr. zum Trunk, 2 Hemden, 2 Paar leinwandne Hosen, zwölf Beete von des Wirths Korn, wo es am besten steht, zwei Viertel Hafer-Aussaat (über 2 Berliner Scheffel) und von des Wirths Hafer-Aussaat die zwölf besten Beete, acht Morgen Gersten-Aussaat und von des Wirths Beeten die vier besten. Ein Mittelfnecht 15 Rthl. Lohn, 12 gGr. Miethsgeld, von Weihnachten bis Fastnacht alle Sonntage einen guten Groschen zum Trunk, zwei Paar Stiefeln, zwei Hemden, zwei Paar leinwandne Hosen. Ein Junge einen tuchnen Rock, oder einen Pelz, einen leinwandnen Rock, zwei Paar Stiefeln, ein Paar neu, ein Paar vorgeschuht, zwei Hemden, zwei Paar leinwandne Hosen, eine Mütze, 8 gGr. Miethsgeld und von Weihnachten bis Fastnacht jeden Sonntag sechs polnische Groschen zum Trunk. Eine Magd 5 Rthl. Lohn, 1 Rthl. Miethsgeld, zwei Paar Schuhe, ein Paar Strümpfe, ein Stück grobe, ein Stück feine Leinwand, ein Beet Flachs oder ein Beet Kartoffeln.

Ein sogenannter Großbauer hat gewöhnlich drei bis vier Magdeburgische Hufen, einschließlich einige Morgen Wiesen oder Bruch, auch die Wiese nicht selten im herrschaftlichen Walde, so daß er sie nicht

reinigen kann; dafür wird es denn aber freilich auch mit dem Flächeninhalte nicht so genau genommen. Sein Viehstand bestehet in vier bis sechs Pferden, vier bis sechs Kühen, auch wohl 30 bis 50 Schaafen und etwas Jungvieh, von welchem ihm die Fohlen am mehrsten am Herzen liegen. Mit den Pferden futtert er, außer auf Reisen, weniger Körner, als Garben, so lange noch welche in der Scheune sind, hauptsächlich aber Stroh und Spreu mit wenig Heu; von vor George bis es friert sind sie auf der Weide, auf welches bis gegen Pfingsten die Knechte, nach Pfingsten die Jungen hüten. Das Rindvieh wird, alt und jung in einer Heerde, von dem Gemeinhirten getrieben. Der Wirth bekümmert sich darum ziemlich gar nicht, das gehört zur Frauenwirthschaft, die außerdem das Pflanzenziehn, Krautpflanzen, den Kartoffel- und Glachsbaum unter sich hat. Das sind die drei Erzeugnisse, welche den besten Acker, die besten Niederungen, den mehrsten Dünger wegnehmen, wozu denn die Gänse und Schweine kommen, um der Wirthschaft das Baraus zu machen. Freilich sind Kraut im gesäuerten Zustande, nebenher die Luft in den Stuben verpestend, und Kartoffeln, die fast den ganzen Tag nicht aus der Tasche kommen, die Hauptnahrung der Wirthsleute und des Gesindes; doch, giebt es gleich sehr selten Fleisch, darf das Brod nicht fehlen. Außer dem Frühstück wird,

die Ernte ausgenommen, im Tage nur einmal, und zwar zum Abend gegessen.

Ueber Wein, Milch, Eier und Gänse weist sich die Wirthin weder durch doppelte, noch durch einfache Buchhaltung dem Manne aus. Merkt er Geld bei ihr, so nimmt ers wohl weg, indeß doch mehr heimlich, denn das Regiment führt sie. Bei der angeborenen oder anerzognen mehrern Aufmerksamkeit und Ausdauer des weiblichen Geschlechts auf Einzelheiten mag es dabei insbesondrer so lange verbleiben, als die polnischen Bauern-Wirthschaften, noch dazu in sehr hohem Grade, das Schicksal der Mehrzahl theilen, daß sie außer den Lasten und Kosten nichts aufbringen, was man reinen Ertrag nennen könnte.

Der polnische Laßbauer treibt Dreifelderwirthschaft, die ganz rein seyn würde, wenn nicht hin und her Erbsen in die Braache gesäet eine Ausnahme machten. Seine Aecker sind auch nicht in zwölfjähriger Düngung, weil, wie gesagt, die Frauen-Wirthschaft zu viel Dünger consumirt. In seinen kleinen Ställen kann er nicht viel halten, auf dem Hofe geht er nicht rathlich damit um und, all sein Wissen auf animalische Düngung beschränkend, denkt er noch weniger an anderweitige Vermehrung desselben. Seine Ackerwerkzeuge sind der bekannte, schlecht zusammengesetzte polnische Pflug, mit dem er um so weniger ausrichtet,

je schwächer sein Zug ist, der Hacken und hölzernen Eggen, die indeß stark und gut verbunden, die Hacken in schiefer Richtung, nur auf schon starkem Boden den Wirth im Striche lassen. Kraut und Kartoffeln kommen sehr eng an einander, in aufgeworfene Beete, die mit dem Grabscheit geschickt genug, nur zu tief, daher mit Sand und unfruchtbarem Boden zu dick belegt, gemacht werden. Auch das Aekern versteht der polnische Bauer, nur daß er in Kräften zu schwach ist und seinem Acker die wenigste Zeit gönnen kann. Doch eilt er, mit dem Braachen bald nach Johannis fertig zu werden; gewiß vernünftig, weil sein Acker sich keinesweges in besonders guter Kultur befindet. Bei mildem, in guter Kultur stehenden Boden kann es geschehn und ist darum vortheilhafter, ihn in den ersten Sommermonaten zur Schaafweide zu benutzen und seine Bearbeitung erst im Julius anzufangen. Der Braachfurche nun folgt nach der Ernte, wenn der Boden es erheischt, die zweite mit dem Pfluge, das Hacken ist die dritte und jetzt versteht er es am meisten dadurch, daß er gewöhnlich den Acker zu lange in der Hackfurche liegen läßt, so daß er nicht selten grün ausschlägt und so fest wird, daß die Egge nicht mehr durchkommen kann. Diesen Schaden macht die letzte, die Saatsfurche, nicht mehr gut. Schmale, bis sechsfurchige Beete sind die gewöhnlichsten in der Winterung: zur Som-

merung werden ihrer zwei bis drei zusammenge-
worfen; man findet aber auch dergleichen mit Wint-
tersaat bestellte und es ist nur zu gewiß, daß dar-
über mehr Gewohnheit als Ueberlegung entscheidet.
An einigen Orten wird auf: an andern unterge-
säet, auch mehr nach Gewohnheit, als nach Grün-
den. Die zweite Furche greift der polnische Bauer
gerne tief, und wenn er nun der ihm nothwendig-
en Braachwirthschaft ungeachtet seinen Acker doch
selten von Quecken rein hat, so liegt der Grund
davon bei ihm nicht in der Bestellung der Braache
mit Hülsenfrüchten oder Futterkräutern, sondern
im schlechten Hacken, und hauptsächlich darin, daß
er die zum Reinigen des Ackers beste Bitterung,
die trockne, für sich nicht immer wahrnehmen
kann und pflügen muß, wenn es auch regnet.
Quecken und übriges Unkraut, dessen besonders der
Hederich die Sommerung so häufig unterdrückt,
bleiben auf dem Acker in demjenigen Zustande, der
sie zum Wieder-Ausschlagens empfänglich läßt; so
hat der Wirth jedes Jahr dieselbe Arbeit, densel-
ben Schaden. Vom Ackerjäten weiß er nichts: nur
Wein und Hirse werden gejätet, der Hafer und
die Gerste nur zufällig, wenn es am Grün-Vorle-
gen bei der Melke fehlt. Kraut und Kartoffeln
werden mit der Handhacke behäufelt und das kann
nur unvollkommen geschehn, weil die Wirthin
Knolle an Knolle, Pflanze an Pflanze bringt; doch

wird das Legen der Kartoffeln hinter dem Pfluge schon häufiger. Wasserrüben, nach ihrer Ernte auf Fäden gereiht, am Hause unter dem Dache getrocknet, dann in Wasser gekocht dem Menschen zur Nahrung dienend, werden auch, obwohl nur wenig gebaut, und zwar in die Stoppel gesäet. Auf Kraut- und Kartoffelbeeten werden nebenbei Mohn und Saubohnen gezeugt. Aber alles das zur Viehfütterung gar nicht; denn das Vieh erhält nichts als wenig Heu, wenn die Pferde etwas übrig lassen, Stroh und Spreu. Ist das Stroh nicht gerathen, oder der Wirth nicht sparsam damit umgegangen, oder sonst liederlich, so werden im Frühjahr die Dächer angegriffen und zur Siede geschnitten. Dies und das späte Hüten im Herbst erklären die häufigen Viehseuchen im Lande zur Genüge.

Bei der Getreideaussaat folgt der polnische Bauer dem Grundsatz, dick auf starken, dünn auf leichten Boden zu säen, übrigens unter zehn: nicht einmal vom Boden messend, wie viel er säet. Ausgezeichnete Ernten hat er nicht zu erwarten: mit dem vierten Korn ist er zufrieden. Das Getreide wird mit der Sichel geschnitten, Erbsen gewöhnlich, Hafer theilweise gehauen; der Wirth läßt das Getreide überreif werden und würde daher beim Hauen schlecht fahren. Selten wird in Stroh-, mehr:nteils in Kornseilen gebunden und

gewöhnlich, ohne erst in Mandeln, Schocke oder Stiegen aufgestellt zu werden, hinter den Schnitzern und Bindern her aufgeladen und in die Scheune gefahren. Diese besteht aus einem Ruthenzaun, 4 bis 5 Fuß hoch im Quadrat, auf dem ein Dach von Stroh oder Rohr liegt, das 6 bis 8 Ständer auf den Seiten und 3 bis 4 dergleichen längere in der Mitte halten. Vögel und Federvieh sind die täglichen Gäste, von andern Scheunendiebstählen der Leute unter sich hört man selten. Spätestens Fastnacht pflegt's mit dem Dreschen ein Ende zu seyn und nun ist auch auf dem Boden wenig oder nichts mehr. Da lebt die Familie denn von Vorräthen, für die der Wirth gleich nach der Saat wieder dreschen muß, und so freilich selten ganz aus den Schulden kömmt. Dem Herrn oder dem Krüger, am öftersten beiden zugleich, sitzt er stets in der Tasche.

Der polnische Bauern-Wirthschaftsbetrieb zeichnet sich mit einem Worte dadurch aus, daß er, nachdem er auf starkem Boden zweimal, auf schwachem einmal gepflügt, einmal in die Breite gehackt und in die Länge geeeggt und endlich die Saat untergebracht, nun ziemlich alles Weitere der Natur überläßt. Auch wo die Bestimmung der Wiesen-Superficien ihn nicht beschränkt, reinigt er eigenwillig seine Wiesen doch nicht von Strauch und Krauzen, und bis Johannis läßt er darauf hüten.

Seine Aekertrockenlegung beschränkt sich hauptsächlich auf die Wasserfurchen, die in jedem Felde heute da sind, wo sie vor hundert Jahren waren und, wo sie in Rasenwand auslaufen, nicht einmal mit der Vorsicht, daß sie breiter gemacht wären.

Würde ein gescheuter praktischer Oekonomie-Commissarius eine dergleichen polnische Bauernwirtschaft abschätzen, nicht, wie sie betrieben werden, also abwerfen kann, sondern, wie sie betrieben wird, also abwirft: so müßte er nothwendig weit unter Null stehen bleiben und es unbegreiflich finden, wie es diesen Leuten noch so geht, als es ihnen geht. Um sich das zu erklären, muß man mit ihrer ganzen Lebensweise bekannt seyn. Diese ist, den Brantwein abgerechnet, der wenigstens den dritten Theil der Ernte wegnimmt, sehr einfach in Kleidungsstücken, Hausrath und Nahrungsmitteln, so daß man dreist behaupten kann, daß hauptsächlich der Krug, das Wirthshaus und das Gesinde den Wirth nicht aufkommen lassen.

Herr v. Zerbini di Sposetti — (jetziger Ober-Präsident des Großherzogthums Posen, ein Mann, den wir noch mehr schätzen werden, wenn er nicht mehr für uns wirkt, was unser guter Stern noch lange von uns abwenden möge) — hat in seiner Schrift: Ueber das Bildungsgeschäft Südpreußens darüber sehr viel Gutes gesagt und gerathen. Es würde dieses Buch

den Bildnern unsers Volks ein guter Leitfaden seyn können.

Ganz gewiß herrscht in den Wirthschaften der deutschen Bauern mehr Ordnung, die in den Häusern, auf den Höfen, in den Ställen an Schiff und Geschirr bemerkt wird; aber auffallend bleibt es dennoch besonders bei den einzeln auf ihrer Hufe wohnenden Hauländern, daß sie noch immer nicht aufmerksam genug sind auf den großen Einfluß, den eine gute Viehhaltung auf den Getreidebau hat. Die meisten dieser Hauländer und mit ihnen auch die Mehrheit der in geschlossenen Dörfern wohnenden deutschen Eigenthümer acquirirten gutes Land, auf dem der Klee wachsen, das für Futtergewächse überhaupt zutragen würde. Aber der Wechsel mit Halmfrüchten besteht der Regel nach in weiter nichts, als daß eine und die andere Koppel ein und mehrere Jahre zur Weide liegen bleibt. Diese findet man in den Hauländern, wenn die Feuchtigkeit des Grundes dazu einladet, häufig, auf ihnen ernährt der Wirth über Sommer sein Vieh und zieht sich alljährlich ein Paar Kohnen. Wo die Dertlichkeit es erlaubt, wird Hopfenbau zum Handel getrieben, auch nicht selten Karren, deren beste Zeit indeß darum vorüber ist, weil es mit der Tuchmacher-Profession zu schlecht geht.

Schlechterer noch, als der polnische Bauer, wirthschaftet der polnische Bürger. Das Land

ist voll dergleichen kleiner Ackerbau treibender Städte, und es mögte wohl von der Regierung in Ueberlegung genommen werden, ob nicht anrathlich ihre Zahl einzuschränken seyn dürfte. An einer allgemeinen Wohlhabenheit ihrer Einwohner ist unter den jetzigen Umständen nicht zu denken. Stolzzer, als der Bauer, halten sie sich zu manchen Arbeiten zu gut: ihrer nothwendigen Ausgaben sind mehrere, zu den nicht nothwendigen ist mehr Verschwendung; oft zugleich Professionisten, wissen sie nicht, welchem Gewerbe sie zuerst nachgehen sollen.

A b g a b e n.

Wir haben:

1) Grundsteuer, unter dem Namen der 24 Procentabgabe, aus der letzten polnischen Zeit von der vormaligen südpreussischen Regierung übernommen und weiter nicht verändert, als daß die frühern polnischen zehn Procent auf 24 erhöht wurden. Die vormals starosteilichen und geistlichen Güter geben Fünfzig vom Hundert.

Es läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß diese übrigens nur auf Land- (Ritter-) Gütern haftende Abgabe nicht gleichmäßig vertheilt ist. Ihrer ersten Einführung ging keine nähere Recherche der Gutseinkünfte voraus: die Gutsebesitzer gaben diese durch ihre Commissarien oder Amtleute eidlich an. Diese Steuer ist jedoch an

und für sich nicht drückend, nur nicht die einzige derjenigen Güter, und ihrer sind die meisten, die Propination (Brauerei und Brennerei) haben. Das wird, wenn die Bedürfnisse des Staats einmal die Erhöhung der Grundsteuer nothwendig machen, nicht außer Acht gelassen, es wird bedacht werden müssen, was der Blasenzins, die Maischsteuer sagen will, und wie sich von ihr nicht in Abrede stellen läßt, daß ihr Stoff bei der Grundsteuer schon mit vergeben wird, und zwar in so höherm Grade, als der Tarif der Procent-Abgabe den Propinations-Ertrag höher anrechnete, wie er bei gleicher Methode heute, nachdem der Debit sich sehr verringert, angerechnet werden würde, als bei der ersten Grundsteueranlage auf die Forsten — sehr mit Recht! — wenig, auf den Ertrag der Wirthschaft und der Propination am meisten gesehen wurde. Zu südpreußischen Zeiten soll man, als der Staatsminister v. Bock das Departement hatte, die Idee gehabt haben, den Ertrag der Güter commissarisch abzuschätzen und von den diesfälligen Ergebnissen die Procentabgabe zu fordern. Wohl hätte dann die fragliche Abgabe gleichmäßiger vertheilt, indeß auch eben so gewiß unerträglich werden können. Heut zu Tage würde eine dergleichen Procedur nicht weniger, wenn nicht noch drückender seyn, seit wir die übrigen Abgaben übernehmen und darauf verzichten müssen, in den aus
fern

fern Umständen die Gewährleistung mehrerer Bes-
lohnung für mehrere Industrie zu finden. Könnte
uns die Regierung von denjenigen Abgaben befreien,
die vielleicht weniger an sich, als durch ihre Con-
trolle lästig sind: so würden die Provinzialstände
das Deficit gewiß durch Erhöhung der Grundsteuer
zu decken vermögen.

2. Blasen zins, — Maischsteuer. Als
der Blasen zins aufkam, ward bitter geklagt über
eine angeblich unerschwingliche Abgabe, die dazu
noch den Fabrikanten nicht aus dem Schweisse kom-
men lasse. Es ist wahr, recht viele Güter, die
bisher jährlich beiläufig 400 Rthlr. gegeben hatten,
kamen bis über 2000 Rthlr. Da ist der erste
Schreck zu entschuldigen, und da wir dazu noch
nicht so böse sind, wie wir aussehen, so ließ sich
das Ende der Klagelieder berechnen. So lange sich
die Regierung nur das Zutrauen erhält, nicht
mehr zu verlangen, als vernünftigerweise nöthig ist,
gewöhnlich sich die Regierten an die Mehrausgabe,
aber nie daran, daß Umstände eintreten können,
unter welchen von der heutigen oder morgenden
Erzeugung die Regierung mehr erhält, als der Fa-
brikant, nie daran, täglich den aufsehenden Of-
ficanten um sich zu sehen, der Landwirth nie daran,
daß er als Fabrikant besser wegkommen würde,
wenn die Fabrikanten derselben Art in den Städten
nicht auch von dem Gesetzgeber berücksichtigt wer-

den müßten, und Keiner daran, daß, wer des Vermögens ist, sich die zweckmäßigste Vorrichtung anzuschaffen, gewissermaßen diejenigen, die dazu nicht Vermögen genug haben, übertragen soll.

Uebrigens wird kaum in einer andern Provinz an der Maischstener mehr Interesse genommen werden, als im Großherzogthume Posen, dessen Gutsbesitzer, Pächter und städtische Getränke-Fabrikanten recht wohl wissen, wie weit hier die Liebe zum Trunk geht.

3. Die Rauchfangs-Abgabe. Es muß eigentlich jeder Schornstein, der ländliche mit jährlich 1 Rthlr 18 Gr., der städtische mit 1 Rthlr. vergeben werden, wie denn auch wenige frei sind. Geht auch einer oder der andere ein, so wird er doch nicht abgeschrieben; denn man hat aus den über diese Abgabe emanirten polnischen Constitutionen die Deduktion angenommen, daß das Rauchfangsgeld eigentlich eine Grundabgabe sey. Sie ist übrigens wohl eine der natürlichsten und gerechtfertigsten, und dabei weder bedeutenden Schwierigkeiten bei der Controlle, noch drückender Willkühr ausgesetzt, darin aber, besonders wenn man sie für eine Grundabgabe ausgiebt, unverantwortlich, daß der Hauseigenthümer mit sehr wenigem oder gar keinem Lande so viel giebt, als der Hufenbesitzer. In vielen Gemeinen wurden zur Zeit des Krieges, ein Zustand, aus dem wir doch eigentlich

von 1809 gar nicht herauskamen, dessen Lasten nach dem Verhältniß der Rauchfangs-Abgabe repartirt und dadurch schreiende Ungerechtigkeiten begangen.

4. Die Gewerbesteuer nach den neuesten gesetzlichen Modificationen, durch welche bekanntlich die Zahl der ihr unterworfen gebliebenen Gewerbe sehr vermindert ist. Aber die Gewerbefreiheit bleibt doch wohl dessen ungeachtet bestehen? Aufwerfen mag man diese Frage immer, sie jedoch wohl nur bejahend beantworten. Ein Großherzoglich-Posensches Ober-Präsidial-Publikandum vom 30sten December 1815 setzt fest, daß durch die Einführung der Gewerbesteuer an den Gewerbe-Berechtigungen und wohlhergebrachten Befugnissen der Grundbesitzer nichts geändert werde, und nur der nach der bisherigen Verfassung zum Betribe eines Gewerbes Berechtigte einen Gewerbeschein solle erhalten können. Diese Deklaration hat die Gerichte schon häufig beschäftigt. Die Dominien, namentlich der Städte, glaubten damit ein Untersagungsrecht begründet, die Einsassen, anheimstellend, wie weit ein Ober-Präsidium zu Gesetzes-Declarationen berechtigt, wollten härtesten Falls nur das Recht auf Gewerbe-Dominial-Abgaben anerkannt wissen. Letztere scheinen recht zu haben, das Publikum aber wünschen zu dürfen, daß lieber gar keine Declarationen dieser Art erscheinen mög-

ten. Denn zweifelsfrei hat die bekannte Cabinets-
Ordre vom 14ten April 1780 ihren großen Werth
durch den Ausspruch, daß das Recht zur Gesetzge-
bung eines der wesentlichsten Hoheitsrechte des Re-
genten ist, und daß dasselbe Niemandem beigelegt
werden kann, dem es der Regent nicht selbst über-
tragen hat. Bei dieser Wahrheit können auch Er-
klärungen der bestehenden Gesetze nur von dem
Gesetzgeber selbst ausgehen. Das sollte um so we-
niger übersehen werden, als §. 7. 9. 47. 49. der
Einleitung des Allgemeinen Landrechts und §. 32
u. f. der Gerichts-Ordnung Tit. 13 bekunden, daß
man bei authentischen Declarationen noch mehr
Vorsicht und Sorgfalt für nöthig hielt, als bei
der Ergänzung von Lücken in der Gesetzgebung.
Und das ist so richtig, wie nur etwas seyn kann.
Nehmen die Minister freiwillig mehr Verantwor-
tung auf sich, als nöthig wäre: so gewinnt die in
Anspruch genommene Verantwortlichkeit der Mini-
ster desto mehr Sinn.

5. Die Klassensteuer. Diese Abgabe hat
im Großherzogthume Posen noch beiläufig den Nu-
zen, daß sie die durch das Rauchfangsgeld herbei-
geführte Ungleichheit ausgeglichen. Früher gab,
wie schon bemerkt, der Hufenbesitzer nicht mehr,
als der Häusler: jetzt ist des erstern Klassensteuer
bedeutender. Man machte der Gewerbesteuer den
Vorwurf, daß der Willkühr ein zu freier Spiel-

raum gelassen, und findet nun denselben Vortwurf auch gegen die Klassensteuer gegründet. Einige Wahrheit hat er allerdings und das ist nicht gut, obwohl auch auf der andern Seite nicht zu vergessen, daß schlechterdings kein Abgabensystem praktisch so durchzuführen ist, wie es theoretisch ausgedacht werden kann, daß am Ende die Regierten von der Regierung wenig mehr zu verlangen haben, als möglichste Sorge dafür, daß ihre Abgaben fixirt sind und sie bei der Erhebung derselben mit Keinem zu thun haben mögen, als mit dem Steuereinnehmer. Uebrigens werden Malsch- und Klassensteuer ein und dasselbe Schicksal theilen: die Regierung wird sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen.

Es sey übrigens einem ruhigen Landwirthte erlaubt, sein Scherflein zur Unterdrückung der jetzt so häufigen Klagen über Abgaben und Abgabensystem beizutragen. Wir Preußen feiern noch alle und werden ewig feiern das Andenken unsers großen Friedrichs. Und doch — versöhnte sich das Volk wohl je mit seiner Regie? Verderbliche Versteckung und schändlicher Schleichhandel waren ihre nothwendigen Folgen, die drückend blieben und schädlich, als das Volk über ihre Quelle zu billigen Urtheilen dadurch veranlaßt ward, daß es die leichtereren entbehrlichen Bedürfnisse mehr besteuert, den inländischen Kunstfleiß durch das Vertheuern

der Kunsterzeugnisse des Auslandes belebt und in der Verwendung der gewonnenen Summen redliche Beachtung der gemeinen Wohlfarth sah. Auf das letztere scheint, wenn nicht alles, doch sehr viel anzukommen. Uebrigens war auch Friedrichs Abgabensystem nicht von Veränderungen frei. Gleich nach dem siebenjährigen Kriege entschloß er sich, von der Theilnahme am Verkaufe des Tabacks jeden Andern auszuschließen. Er wählte zuerst die Verpachtung an Rubeaud und Calsabigi, die ihm die jährliche Pacht von einer Million zusagten. Sie blieben mit der Zahlung zurück; zehn Berliner Kaufleute traten an ihre Stelle mit dem Versprechen, eine Tonne Goldes mehr zu zahlen und doch die Waare wohlfeiler zu liefern. Aber auch sie konnten, obwohl von der Bank unterstützt und von Quintus Scilius bei seinem königlichen Freunde bestens empfohlen, doch nicht Wort halten, der König stiftete eine eigene Verwaltung. Die Preise stiegen und mit ihnen die Unzufriedenheit; die Unterthanen waren eitel auf schlaues Einschwärzen fremden Tabacks und schmutzige Rechtshandel beschäftigten die Gerichte.

Um dieselbe Zeit hatte der Kaffee schon aufgehört nur den Gaumen der Reichen zu figeln; wie Friedrich selbst, so tranken ihn Bürger und Landleute gern und gewöhnlich. Er erhöhte die Abgabe enorm, erreichte den Nebenzweck, die ärz-

mere Volksklasse davon zu entwöhnen, nicht, sondern nur die fleißigere Anpflanzung der Eichorien-Wurzel.

So lange Friedrich lebte, sagt einer der vorzüglichsten Geschichtschreiber seiner Zeit, theilten seine Unterthanen seine Ueberzeugung nicht, auch zählten sie ihre goldnen Tage nicht seit dem Frieden zu Hubertsburg. Aber auch die Unzufriedenen vermogten und vermögen nicht, zu läugnen, daß der Staat bei dem Tode des großen Königs blühender dastand als jemals, und keine Vergleichung mit dem ererbten aushält.

Man denkt sich leider das Regieren leichter, als es ist, wozu Grundsätze, wie sie der berühmte Engländer Smith vorgetragen, das ihrige beizutragen. Um einen Staat, sagt er, auf den höchsten Grad des Wohlstandes zu heben, ist wenig mehr erforderlich, als Friede, leidliche Abgaben und eine erträgliche Gerechtigkeitspflege; alles übrige wird durch den natürlichen Lauf der Dinge von selbst herbeigeführt. Aber treten nicht mit dem natürlichen Laufe der Dinge Umstände ein, denen Friede, leidliche Abgaben und eine erträgliche Gerechtigkeitspflege nicht das Gleichgewicht zu halten vermögen? In Friedrich Nicolai's literarischem Nachlaß stehen folgende goldne Worte. Die Leute, die an das Physiokratische gränzen, sind oft sehr geneigt, den *ordre naturel des choses* nur

in einer Maschine sich zu denken, wobei die Friction nicht berechnet ist, und die Frictionen aller Art für übernatürlich zu halten. Und doch gerade die Friction ist in der Natur, nicht in der Speculation.

Im Großherzogthume Posen fragte man sich: warum sollen wir zur Bezahlung der vor unserer Besignahme contrahirten preussischen Staatsschulden beitragen? Es ließ sich sehr dreist darauf antworten: weil es unmöglich war, die Erbschaft mit der Rechtswohlthat des Inventarii anzutreten, und, um das juristische Bild fortzusetzen, weil die preussische Regierung uns zu modis acquirendi verhilft, die wir am wenigsten zu altpolnischen Zeiten und eben darum zwar weit weniger Abgaben, aber auch weit weniger Geld und Geldeswerth hatten.

Außer den genannten Abgaben, außer den Böllen und der Verbrauchssteuer von ausländischen Waaren, der Abgabe von Salz, der Stempelsteuer, der vom Braumalz, Weinmost und Tabacksblättern, der Mahl- und Schlachtsteuer, haben wir nun noch für die Landwehr beizutragen. Die Mehrheit der Gutsbesitzer hat über zehn Procent ihrer wirklichen, reinen Einkünfte an den Staat abzugeben, der Hufenbesitzer, — 2½ Magdeburgische ungefähr einer großen Hufe gleich gerechnet, — von einer solchen Hufe über 24 Rthl. an den Grundherrschaften und alles in allem gerechnet, nicht weniger

an die Regierung. Wir wünschen alle, daß es genug seyn mögte und die Gutsbesitzer jetzt insbesondere Rettung von einer Controlle, die doch ihrer Pflicht kein Genüge leisten kann, Rettung von einer Controlle, die, praktisch ausgeführt, die Regierung verläßt und das Publikum drückt.

Beschaffenheit des Bodens.

Wohl haben wir in Posen Dertlichkeiten, wie sie sich im Königreich Polen finden lassen, z. B. im Warschauer Departement, im vormaligen Amte Brodowo an der Pilica, wo es Bauern giebt, die jährlich zwanzigmal mit Kettig, Zwiebeln, Gurken n. s. w. in die Residenz fahren, 60 bis 80 Schock Gurken laden und für das Schock 6 bis 8 Gr. erhalten. In der Danziger Niederung, bei Sproda, Meseritz, im Breschner und Kostner Kreise u. s. w. findet sich ein trefflich Beet Landes, das Weizen und Gerste in Menge trägt. Aber man würde sehr irren, wenn man dergleichen Boden als Regel annehmen wollte. Regel ist bei uns der Sand, doch, abgerechnet große Flächen, die überall am zweckmäßigsten der Forstwirthschaft zugewiesen werden, glücklicherweise so gemischt, daß es uns an schwachem Weizenboden, Roggen zur zweiten und dritten Frucht, an Gersteboden zweiter Klasse, an Haferboden zweiter Klasse und an dreijährigem Roggenlande nicht fehlt.

Denken wir uns dazu noch einzelne Gegenden, deren Høheboden im dreijährigen Umlauf einmal gedüngt, wohl zwei Weizenerndten giebt, die Gersteboden erster Klasse besitzen: so haben wir eine ungefähre Uebersicht unsrer Ackerfläche, wenn dazu noch nicht vergessen wird, daß der Boden in seiner Güte sehr wechselt, auf recht vielen Vorwerken so parzellenweise, daß ihre Eintheilung keinen geringen Schwierigkeiten unterworfen ist. Wohl haben wir so gut, als Schlesien sich deren mit Recht rühmt, bedeutende Strecken aushaltenden Bodens einer und derselben, vielleicht an sich eben so glücklichen Mischung; aber gewiß nicht in so günstiger klimatischer Lage. Auffallende Abwechselung auf einer und derselben Feldmark bleibt immer die Regel. Torf findet sich häufig, doch wohl der Regel nach nur Papier- (Schichten von Pflanzentheilen) Sumpf- (gewöhnlich auf Sand liegend, auf welchem er sich im Wasser gebildet) und Rasentorf, der den mehrsten Sand zu haben pflegt. Den Torfgrund benutzen die Wirthse weniger als Brenn-, Düngungs- oder Baumaterial, denn als Niederung zum Kraut und Hafer. Sie wünschen mit Recht, daß sie dessen wenigstens mehr haben mögten, als jenes staubigen Bodens ohne allen Lehm, auf dem an keine Sommerung mit sicherem Erfolge zu denken, zu dem auch die Winterung, wenn es zur Saatzeit nicht regnet, nicht einladet und den man

auch am zweckgemähesten seiner ursprünglichen Bestimmung, dem Kiefernforste, zurückgeben mögte. Kalksteine liegen hin und her in den Lehmbergen, an Sand-, Thon- und Grand-Mergel fehlt es uns nicht, seltener ist Erdkalk. Einzelne Versuche abgerechnet, ist die Mergeldüngung gar nicht üblich, doch wird Mergel gegeben und zum Bauen und Abputzen gebraucht. Der sogenannte fruchtbare Mittelboden ist es, dessen sich die meisten Landgüter zu dem Grade erfreuen, daß ihren Besitzern die Vorliebe für den Getreidebau bleiben wird. Sie gewinnen, ohne besondern rationellen Wirthschaftsbetrieb, von ihrem Boden Weizen das sechste, Gerste das sechste, Roggen das fünfte, Hafer das vierte Korn. Ihr Grund ist sicher, der Feuchtigkeit empfänglich, hält er sie, und Dürre schadet ihm sobald nicht. Diese Boden-Natur und der Umstand, daß die Wirththe theils nach der Art ihres Wirthschaftsbetriebes, theils auf der großen Fläche ihres Areal's nur selten ihre Aecker leidlich zu bedüngen vermögen, lassen es um so mehr bedauern, daß den daraus entspringenden Mängeln weder durch die Natur, noch durch den Zustand ihrer Wiesen abgeholfen wird.

Die natürliche Beschaffenheit der Wiesen ist, einzelne Gegenden der Weichsel und der Warthe abgerechnet, quellig, torfig, moorig. Außer den Flußgegenden sind nur diejenigen gut, die, zwischen

Heckern liegend, von ihrem natürlichen oder erzeugten Humus gewinnen. Seggen, Binsen, knotiges Fieschgras, Schmeelen, Wiesenhafer, Schlüssels- und Wiesen-Ruhblumen, hariger Hafer, Schaaf- und harter Schwiegel herrschen auf unsern sauren Wiesen vor, die indeß, gehörig abgetrocknet, in aufgeworfenen Beeten mit Sand und Mist vorbereitet, und dann wieder zu Gras niedergelegt, Ran-, Tymothy- und Honiggras üppig genug hervorbringen. Die Thalwiesen, besonders mit Asche gedüngt, oder überwässert, wozu sich indeß nur selten gute Gelegenheit zeigt, geben rothen Wiesen- und weißen Klee, Vogelwicken, Schaafgarbe und Wiesenkümmel.

Wir haben der aufgeworfenen Beete erwähnt und glauben, daß, wenn Polen nicht ihr Mutterland ist, man sie doch wohl nirgends häufiger und besser zugerichtet findet. Ist eine Niederung, deren Untergrund gewöhnlich in Sand besteht, nur so weit durch Grabenziehung, Erde- oder Sand-Auffahren trocken gelegt, daß mit dem Spaten darauf gearbeitet werden kann: so wird der Fleck von etwa zehn bis zwölf Fuß breit auf beiden Seiten der Länge nach mit einer einen Fuß breiten und gegen zwei Fuß tiefen Furche versehen, vorher der Mist aufgebracht, gebreitet, und nun der Sand aus den Furchen übergeworfen, worauf die Bepflanzung mit Kraut, Kohl- und Kunkelrüben,

auch wohl mit Kartoffeln, seltner zum erstenmal mit Buchweizen, Hafer oder Hirse-Ausfaat erfolgt. Will man der zweiten Nutzung, gewöhnlich in den genannten Sommerhalbmfrüchten bestehend, gewiß seyn: so pflügt man die Furchen weder im Frühjahr, noch den Herbst vorher zu, sondern gräbt oder pflügt auf dem Beete nur die Stellen, die noch aus rohem Rasen bestehen, säet auf und egget die Saat ein. Wer von dieser Methode abweicht, läuft Gefahr, Disteln statt Getreide zu ernten.

Dergleichen Grabebeete behalten gewöhnlich ihre Bestimmung, werden nach der Sommerung zusammengepflügt und dann das dritte Jahr wieder aufgeworfen.

Unsere Weiden kann man sich nun auch leicht vorstellen. Die Güte der Ackerweiden richtet sich, wie überall, nach der Güte und nach dem Düngungszustande ihrer Flächen, für die Schaafe in der Regel nicht reichlich, aber zuträglich, denn es fehlt nicht an Hirse- und andern ihnen angenehmen Gräsern. Posen hat mehr Kiefernforsten als Laubwälder, und darum von Waldweiden keine große Aus- hülfe, wohl aber Ackerweide genug, obwohl seit Jahrzehnden ein großer Theil derselben aufgerissen ist.

R e c h t s v e r h ä l t n i s s e.

Es war bereits eine Commission mit den Vora

bereitungen der organischen Gesetzgebung über die bauerlichen Verhältnisse beschäftigt: wir mögen nicht zweifeln, daß die Regierung uns an ihren diesfälligen Wohlthaten Theil nehmen lassen will. Aber um so dringender bitten wir sie, sich nur ja nicht zu übereilen, vielmehr zu prüfen, ob ein besserer Weg einzuschlagen seyn mögte, als der eben vorgeschlagene?

Betreffend nun unsere weitem landwirthschaftlichen Rechtsverhältnisse, so bedauern bekanntlich die Bewohner vieler Länder Europens die Unüberlegtheit oder den Leichtsinm ihrer Vorfahren, von denen sie im schädlichen Gemenge unter drückenden Servituten zurückgelassen worden, deren Auseinandersetzung und Ablösung nun so große Opfer erheischt, oder wohl gar unmöglich ist. Mit diesen Kalamitäten haben die Posenschen Landgüter, wenigstens Rücksichts ihrer Einsassen, weniger zu kämpfen, zum Theil sehr harte Hütungs- und Holzungsgerechtigkeiten in den Waldungen ausgenommen. In dieser Hinsicht waren auch unsere Vorfahren, als sie vor beiläufig zweihundert Jahren von der Ausrohdeseucht befallen wurden, nicht vorsichtig genug. In ihren Forsten unerschöpfliche Brunnen wähnend, stipulirten sie häufig den Ansiedlern freies Bau-, Zaun-, Nutz- und Brennholz, oft für eine Abgabe von zwei bis drei Schefeln Hafer von der Hufe. Mehrere haben, weil

sie kein Holz mehr hatten, die von den Einsassen gegen sie angestregten Competenzprozesse verloren und müssen ihnen nun für den Durchschnittswerth des Holzes gerecht werden; gegen mehrere schwaben dergleichen Prozesse noch. Für die große Begünstigung, welche die vormalige südpreussische Regierung den Hauländern durch Aufstellung des Grundsatzes zu Theil werden ließ, daß ihre Grundherrschaften gegen sie durch Verjährung kein anderes Dienst- und Abgaben-Verhältniß gewinnen könnten, als aus den Stiftungs-Privilegien der Gemeinde hervorgehe, für diese große Begünstigung mögte die Posenische Regierung den Grundherrschaften das Recht zugestehen, daß Holz-Entschädigungs-Prozesse unter keiner andern Bedingung zulässig seyn sollten, als mit dem strengen Beweise, daß der jetzige Holzmangel die Folge muthwilliger Devastationen Seitens der Dominien sey. Die Forst-Haferabgabe mußte, wie sich von selbst versteht, wegfallen.

Uebrigens sind die mehrsten Vorwerkswirtschaften von den Bauer-Grundstücken separirt und selten die Fälle, daß ganze Güter zu Servituten auf ganzen Gütern berechtigt, wenn auch nicht so selten, daß Kauflustige sich nicht auch dieserhalb zu erkundigen hätten. Desto häufiger finden sich Gränzdifferenzien, noch immer so häufig und oft wiederholt, daß man die vormaligen südpreussischen Gränz-

Commissionen nicht hätte eingehen lassen, vielmehr die eigene Vorliebe der Polen für Prozesse dieser Art vor Augen behalten sollen. Es kann seitner auf den Grund deutlich bezeichnender Dokumente die actio finium regundorum angestellt und damit dem Einwande der Verjährung vorgebeugt werden, als man auf den Kampf unzuverlässiger Zeugen-Aussagen eingehen und sich gefallen lassen muß, wenn nun die richterlichen Aussprüche Einzeldingungen oder wissentlichen Unwahrheiten den Stempel der Wahrheit aufdrücken.

Uebrigens sind, — dem Himmel sey Dank! — die meisten Dienst- und Abgabenprozesse entschieden, und es ist, woran den Gutsbesitzern noch lange viel gelegen seyn muß, die Schäfereigerechtigkeit noch nicht angefochten. Gewiß werden die hierüber im Allgemeinen Landrecht enthaltenen Vorschriften zum Grunde gelegt bleiben und freilich nach und nach Braachfrüchte die Grenzen der Ausübung einschränken, das Recht selbst aber doch nicht verloren gehen. Die Gesetzgebung hat ihre Achtung dafür mit dem Grundsatz ausgesprochen, daß auch selbst Separationen keinesweges eo ipso den Verlust der Schäfereigerechtigkeit zur Folge haben, und wirklich steht ihr möglicher oder wirklicher Nachtheil für den Belasteten mit ihrem Vortheil für den Berechtigten nicht im Verhältnisse. Die in früheren Zeiten allgemein herrschend
gewe-

gewesenen Zehnten an die Geistlichkeit existiren heute nur noch Ausnahmeweise: sie haben den Compositen, d. h. im Wege des Vergleichs fixirten Abgaben, die der Regel nach gar nicht drückend sind, Platz machen müssen. Die Wohlthat dieser Veränderung springt so grell in die Augen, wie die Unbegreiflichkeit davon, wenn heute Provokationen auf Zehent-Ablösungen per Decretum abgewiesen werden. Liegt der Fehler in der Gesetzgebung, so mögt' ihm abgeholfen werden.

Die Patrimonialgerichtsbarkeit haben die Posenschen Gutsbesitzer mit der französischen Invasion (1806) verloren, aber nicht die Hoffnung einer erleichternden Justiz Organisation. Ueber jenen Verlust werden wir uns erst dann trösten können, wenn diese Hoffnung erfüllt wird.

Unsere Gesinde-Ordnung scheint, wenn Gesinde-Sachen zur richterlichen Cognition kommen, die allgemeine der preussischen Staaten und der Zwangsdienst aufgehoben zu seyn. Recht viele Ortschaften leben in diesfälliger glücklichen oder unglücklichen Rechts-Unwissenheit oder Nichtbeachtung, worunter die Pflichtigen weniger leiden, weil die meisten Wirthschaften bei hinreichenden Hofediensten wenig Gesinde gebranchen. Eine andere Gestaltung würde bedeutende Schwierigkeiten zur Folge haben, weil zu Häusler- und Einlieger-Etablissements noch zu viel Gelegenheit ist, als das

Mangel an Gefinde nicht leicht fühlbar werden sollte.

Das Jahr 1820 hat uns eine neue Schäfer-Ordnung geschenkt: von dem Jahre 1821 erwarten wir eine neue Fischer-Ordnung. In Gemäßheit der erstern ist der An- und Abzugstag der 24ste Juni, alles und jedes Meister- und Knecht-Vieh verboten und nicht mehr gestattet, mit Schäfer- und Inventarienstücken von einem Orte zum andern zu ziehen. Das ist alles, wie die neuern Schäfer-Ordnungen aller Provinzen, so rein vernünftig und zweckmäßig, daß, wo es nicht befolgt wird, nur Nachlässigkeit, Eigensinn, oder wirklich schädliche Absichten Schuld daran seyn können. Bei uns ist auf die Nichtbefolgung 50 bis 200 Rthlr. Strafe gesetzt: ich besorge, daß man noch nach mehreren Jahren viel mit Denunciatio- nen verdienen könnte.

Ein der Provinz Posen, so viel ich weiß, eigenes Institut ist das sogenannte Woyt-Amt, eine Art Polizei-Jurisdiktion der Gutsbesitzer, die ihnen zwar eine Art Strafrecht bis 5 Rthl., oder verhältnißmäßige Gefängnißstrafe mit Vorbehalt des Refurses an die Regierung giebt und in den Augen des gemeinen Mannes einiges Ansehn verschafft, sie aber auch übrigens zu Geschäftsträgern der Staatsbehörden und dadurch das Amt oft sehr

lästig macht. Unpartheiisch abgewogen ist dennoch der Vortheil größer, als die Last.

Vorwerks-:Wirthschafts-Betrieb.

Vielleicht kommen in keiner Provinz die Güter-Verpachtungen häufiger vor, als im Großherzogthume Posen. Theils haben manche Gutsbesitzer der Güter zu viele, als daß sie die eigene Verwaltung derselben genau zu übersehen sich getrauten, theils langweilt sie diese, theils werden sie von Geldnoth gedrängt, theils wollen sie dem Leben seine angenehmen Parthien in der Fremde, wenigstens in einer Hauptstadt ablaufen: darum werden viele Güter verpachtet. Der beliebteste Pachtlauf ist immer noch der dreijährige: die Melioration, oder auch nur die Instanderhaltung des Guts der letzte Augenmerk. Immerhin mag die Mehrzahl der Verpächter auch von diesen Verpachtungen mehr haben, als ihnen die eigene Verwaltung derselben Güter einbringen würde: daraus folgt dennoch ihr Werth nicht, weder Rücksichts des Einkommens, noch des Zustandes der Güter, und, wenn diese nicht noch mehr verfallen, so liegt der Grund in der mangelhaften Exekution des goldnen Pächter A, B, C, sie möge von Indolenz herrühren, oder von Unwissenheit. Denn es giebt, da auch viele polnische Edelleute, die, weil sie von ihren Eltern nicht früh genug, oder gar nicht

mit Gütern versehen werden können, Pachtungen übernehmen, recht viel polnische Pächter, deren die meisten zwar recht fleißig, die wenigsten jedoch mit rechter Ueberlegung wirthschaften, nicht mehr thun, als ihre Vorfahren thaten, mit einem Wort, an den Schlendrian hängen. In denselben Fehler fallen die eignen polnischen Verwaltungen und so kann man es gewiß als Regel annehmen, daß die wenigsten Wirthschaften einbringen, was sie einbringen könnten.

Jener Fehler besteht, dünkt mich, hauptsächlich darin, daß der polnische Wirth keine Ausgabe für einträglich, alles ausgegebene für verloren hält und darum die gute Wirthschaft darin sucht, nicht mehr auszugeben, als, was ausgegeben werden muß, um anzuschaffen, was eingegangen ist. Mit dieser Ansicht leitet er die Instanderhaltung der Gebäude, der Vieh-, Feld- und Wirthschafts-Inventariestücke, der Grabenleitungen, der Feld- und Frucht-Rotationen, der Viehstapel, leider entweder des Dafehrhaltens, daß sein Gut das mehrste schon bringe, oder daß jede Veränderung nicht nur gefährlich, sondern auch gewiß schädlich sey, wenigstens der mehrere Aufwand nicht verhältnißmäßig mehr einbringen werde.

Das größte Mißverhältniß finden wir hier in der Viehhaltung zur Ackerfläche. Man hält seltnere zu wenig Vieh, als man vielmehr öfterer ver-

gibt, daß ein Stück gut genährtes Vieh, welcher Zweck seiner Haltung auch erwogen werden möge, mehr Nutzen bringt, als zwei bis drei Stücke derselben Art schlecht gehalten. So sehen wir denn Güter, die zwei bis dreitausend Schaafe und nicht 1500 Rthlr. reines Einkommen davon, achtzig bis hundert Kühe und nicht 400 Rthlr. reine Revenüe davon haben, weil weder an Art noch an Fütterung etwas gewandt wird. Die Wirthhe solcher Güter rühmen sich dagegen mit 12 bis 1500 Schock Winterung, ja mit noch mehreren Schocken, die sie zwar wirklich ernten, aber nicht in Folge des vorzüglichen Düngungszustandes ihrer Felder, sondern in Folge der Güte ihres Bodens, der eben so gewiß Schaafe und Kühe halbmal so viel einträglich machen, halbmal so viel Schocke hervorbringen könnte. Auch die Landwirthschaftslehre hat ihre ewigen Wahrheiten und dazu gehört, daß, wo auf fruchtbaren Gütern ein schlechter und unverhältnißmäßiger Viehstand gefunden wird, der Wirth desselben zweifelsfrei in demselben Verhältniß zu wenig einnimmt.

Pferde insbesondere werden bei uns eher zu viele, denn zu wenig gehalten: die Aufsicht über sie ist nicht die schlechtere, nur daß der polnische Knecht (Formal), und von ihm angesteckt auch der Deutsche, im Raschfahren mit denen dazu noch gewöhnlich zu jung angespannten Pferden seine Ehre

sucht. Zugochsen werden, versteht sich, immer wieder die Regel vor Augen behalten, viel zu wenig gehalten, theils wegen hinreichender Hofespanndienste, theils weil man lieber mit Pferden arbeitet. Uebrigens sind die Ochsen klein und schwach, darum die Dreigespanne nothwendig, deren zwei im Blockjoch gehen, um so schwerer, als man nicht darauf sieht, Ochsen von gleicher Stärke zusammen zu spannen. Die Kühe sind klein, milcharm und, wie die Ochsen, im Winter auf Siede, im Sommer auf schlechte Weide angewiesen. Um die Schaaf, die klein von Figur und grob von Wolle sind, bekümmert sich der Wirth selten früher, als nach der Schur und um ihres Resultats willen. Nicht, um das Stöhren und Lämmen zu leiten, denen Lämmern bessere Weide zu geben, für das Zeitmuttervieh zu sorgen, wird in mehreren Heerden gehütet, sondern nur, weil und so weit ein Hirte nicht alles Vieh übersehen kann. Das unsterbliche Vieh gehört dem Schäfer und seinen Knechten, der Abgang dem Herrn der Schäferei, zum Nutzen und Frommen der Juden, die mit ganzen Wagen voll Fellen aus den Höfen fahren. Sobald der Schäfer, wo und wenn Heu genug dazu gewonnen wird, seine zehn Bauerführer auf hundert Stück hat, bekümmert sich um ihn und seine Heerde von Herrschaftswegen Niemand. Auf Schweine und Gänse wird mehr,

mindestens nicht weniger Sorgfalt gewendet: es macht nichts aus, wenn die Schaaf heute da weiden, wo gestern die Schweine wühlten. Zuverlässig bringen einer solchen Wirthschaft 1500 Schaaf nicht über 700 Rthlr. Reinertrag.

Der Acker ist in drei Gelder getheilt, reine Brache des einen gewöhnlicher, als Anbau von Brachfrüchten. Für das Vieh werden keine Wurzelgewächse, kein Klee, überhaupt keine Grünfütterung gebaut, das Acker selbst aber nicht ohne Sorgfalt verrichtet. Die Schaaf, als Nebensache behandelt, treten nie störend in den Weg, und so ist zum ersten Juli der Wirth mit dem Brachen fertig und selten wird ein Beet dem Winter, ohne gestürzt zu seyn, übergeben. Man pflügt mehr leicht als tief, mehr schmale als breite Beete, säet mehr unter als auf, säet von 14 Tage vor, bis 14 Tage nach Michaelis, die Erbsen gern im März bis gegen die Mitte des April, den Hafer im April, im Mai und Juni Gerste und Buchweizen, und fährt bei allen Furchen über die Steine hinweg, die schon Jahrhunderte liegen. Der Acker wird gestürzt, gewandt, gerührt, geeggt, zur Saat gepflügt und dann wieder geeggt und so, wie gesagt, nicht schlecht zugerichtet und bearbeitet. Desto weniger Sorgfalt verwendet man auf die Unterbringung des Mistes, dessen ein großer Theil, nicht gut untergepflügt, oder wieder aufgeeggt, unnütz

auswittert. Das ist um so mehr zu bedauern, als man sich um die Dünger- Vermehrung nicht sehr bemüht, und es auch bei diesem so wichtigen Zweige der Wirthschaft an Aufsicht über Bödte und Gesinde fehlen läßt. Der Getreidebau ist die Hauptsache; hin und her fangen einige Güter an, mehr Winterrübsen zu säen, als früher gebräuchlich war. Das Getreide wird, Erbsen ausgenommen, mit der Sichel geschnitten, und obwohl dies und der Umstand, daß der Wirthschaft gleich eine große Menge Handdienste zu Gebote stehen, einigermaßen entschuldiget, so ist es doch fehlerhaft, daß man das Getreide auf dem Halme zu reif werden läßt. Futtertrich ist es der Regel nach nicht, weshalb es bald hinter die Sichel gebunden und eingefahren wird.

Die Wiesen sind und bleiben verstraucht, mit Moos bedeckt, voller Rauzen und Löcher, in denen das Wasser steht, weshalb ihre Behütung im Herbst vielen Schaafen das Leben kostet. Man darf sich nicht vorstellen, daß die Dreifelderwirthschaft etwa deshalb beliebt ist, weil Reichthum an Heu ihre Durchführung ermöglicht. Nein, nur die Minderezahl der Wirthschaften hat hinreichendes Heu; Stroh ist und bleibt die Hauptfütterung, wobei die Ochsen nur darum bestehen, weil sie den ganzen Winter nichts thun.

Unter solchen Umständen würde es um den

Düngungszustand der Felder noch trauriger ausses-
hen, wenn die Mastställe nicht vielen Wirthschaf-
ten bedeutend zu Hülfe kämen. Wir haben hier
ansehnliche Branntweinbrennereien, denen ein rei-
cher innerer Debit, wenn die Zeiten nur nicht gar
zu schlecht sind, wie jetzt, vortrefflich zusagt. Wir
mögen nun nach dem Blasenjins, oder nach der
Maischsteuer gerichtet, oder eine Schroot-Accise
eingeführt, oder, was für Staat und Publikum
und Interessenten zweifelsfrei das in jeder Hinsicht
beste wäre, unsere Abgaben von der Bier- und
Branntwein-Fabrikation (Propination) fixirt wer-
den: das Gesetz mögen wir nach und nach wohl
erreichen, d. h. so viel Getränk machen können, als
wir der Regierung vergeben. Aber damit heilen
wir die tiefere Wunde nicht, die das Gesetz uns
dadurch schlägt, daß, weil die Getränke theurer
geworden, der Debit sich vermindert hat, daß, je
mehr die Industrie des Betriebes über seine Er-
folge entscheidet, kaum zu überwindende Ungleich-
heit in den Produktionskosten den Nachtheil hat,
daß, indeß der eine nun wohlfeiler verkaufen kann,
die Einsassen des andern zum Einschwärzen fremder
Getränke größern Reiz haben.

Gilt es die Darstellung eines Bildes des pol-
nischen Vorwerkswirthschafts-Betriebes: so möge
der Künstler das gut geackerte Beet in den Vor-
dergrund bringen, die übrigen Partien aber in den

Schatten stellen, noch dazu einen Schleier darüber, den eine deutsche Hand in die Höhe zu heben anfängt; denn zuverlässig wird seine dereinstige Geschichte bekennen müssen, daß er den Uebergang aus den Grenzen des Handwerks in das Gebiet der Kunst dem Deutschen zu danken hat. Er wird dann kostspieliger, aber auch einträglicher seyn.

Handelsverhältnisse.

So groß die Menge unserer Städte ist, so arm ist ihre Mehrzahl an Fabriken und Professionisten; Fabrikendörfer, wie Schlesien und die Oberlausitz sie haben, besitzen wir gar nicht, die Bevölkerung der ganzen Provinz ist mittelmäßig, und so leicht erklärt: daß der Absatz unsrer landwirthschaftlichen Erzeugnisse vom Auslande abhängt. Allerdings hat Polen verloren, daß wir mit Thorn und Danzig an der Weichsel-Gelegenheit Theil nehmen und die Warthe uns zum größern Antheil geblieben. Dennoch werden diese Vortheile nicht den Schaden ersetzen, den wir von Polen haben, das jetzt schon weit wohlfeiler producirt, als wir es vermögen. Einfuhrverbote, Einfuhrzölle bleiben nicht ohne Hülfe, aber keine Regierung sollte darauf so viel rechnen als gerechnet zu werden scheint, keine vergessen, wie Friedrich II. vergebens gegen den Schleichhandel operirte. Die innere Consumption verzehrt nicht die Hälfte unserer Produk-

tion, wir sehen auf Schlesien, Sachsen und Böhmen hauptsächlich und haben gute Getreidepreise, wenn in in diesen Ländern das Getreide nicht gut gerieth, wie diese Länder uns auch dasjenige Getreide abnehmen, womit sie Handel treiben; das übrige wird zu Wasser verschickt. Wie sehr wir vom Auslande abhängen, folgt unwidersprechlich aus der Verschiedenheit der Preise an der Grenze und im Innern des Landes, um so unwidersprechlicher, als keine Flüsse oder Kanäle das Land nach allen Seiten hin durchschneiden.

Von unsrer Wolle wird ein so unbedeutender Theil im Lande selbst verarbeitet, daß er der Rede nicht werth ist; sie geht nach Grüneberg, Cottbus, Schwiebus und ein beträchtlicher Theil nach Breslau, und hierhin gewiß mit dem wenigern Vortheil, hauptsächlich weil wir mit der Wäsche hinter der bessern zurückbleiben, wozu die weiten sandigen Triften und Weiden das meiste beitragen. Ich habe die Getreide-Durchschnittspreise nicht angeben mögen, weil sie wirklich zu sehr wechseln; dennoch dürfte immer ein Dritttheil weniger, als zu Berlin und Breslau angenommen werden müssen. Die nicht verdelte Wolle gilt in der Regel der Stein zu 33 Pfd. nicht über 10 Rthlr. und es müssen zum Stein im Frühjahr über 20, im Herbst gegen 30 Schaafe geschoren werden.

Handel mit Zugvieh oder Jungvieh frei

ben wir eigentlich gar nicht; denn rund umher wird besseres, in Polen wenigstens nicht schlechteres aufgezogen. Mit dem Talg können wir Rußland nicht das Gleichgewicht halten, die Felle werden wir los. Nicht unbedeutend ist der innere Handel mit mageren, der auswärtige mit fetten Schweinen, deren große Heerden nach Berlin getrieben werden. Das Kind-Mastvieh hat weniger beständigen guten Preis; selten bezahlt sich die Schlempe über 12 Gr. wöchentlich pro Stück. Laden Schiffsfahrts-Bedürfnisse nur irgend dazu ein, so werden auch russische Ochsen aufgestellt und ins Ausland verkauft; die einländischen müssen sich auf die innere Consumtion beschränken.

Es lassen sich in den benachbarten alten Provinzen Preußens laute Klagen wegen überhäufte Einfuhr des polnischen Spiritus vernehmen, und ich muß Namens meiner Posen'schen Mitbürger sehr bitten, darunter nicht Großherzoglich Posen'schen, sondern den eigentlich polnischen Spiritus zu verstehen; denn wenigstens geht von uns nicht die Hälfte dessen ins alte Land, was aus Polen zu uns herüberkömmt, und uns viel Schaden macht.

Die Pferdezucht ist nicht ausgebreiteter, als zur Deckung des eigenen Bedarfs erforderlich ist, doch sind einige vorzügliche Stutereien, die auch ins Ausland verkaufen.

Welchen Landwirth interessieren nicht die Land-

straßen und Nachbarwege! Und da versichern wir gern, daß seit einigen Jahren sehr viel für ihre Verbesserung gethan ist. Nur noch einige Jahre so und mit der Methode, daß sich jedes Kreises Einsassen einander helfen müssen, fortgefahren, und es wird sich keine gegründete Klage mehr hören lassen.

B e s c h l u ß.

So unsausprechlich hart die feindlichen Verfügungen waren, die man sich während und nach der französischen Invasion über die während der südpreussischen Zeiten aus dem Mutterlande in diese Provinz geliehenen Kapitalien erlaubte, deren neuer Name, Bajonner Summen, beschimpfend von der Geschichte aufgehoben werden wird, so gewiß störend dieser Eindruck auf unsern Credit fortwirken mögte: so will man doch seit einigen Jahren überzeugt seyn, daß weit eher noch Geld zu negociiren, als ein Gut auch nur leidlich zu verkaufen ist. Mindert sich das nicht, so werden uns Aufmunterung und Beispiel fehlen, so wird der rationelle Wirthschaftsbetrieb nicht einheimisch bei uns werden. Die größeren Landwirthe übertreiben nicht, wenn sie behaupten, daß sie jetzt recht eigentlich auf blankem Eise stehen, daß sie ganz verlassen sind, wenn sie nun auch noch von den Woll- und Getreidepreisen verlassen werden.

Es ist die bei weitem geringere Zahl derselben, die sich aus ihren Forsten erholen könnten und auch sie haben bei dem so auffallend schlechten Holzabsatz diese Hülfe jetzt nicht. Es ist die größere Zahl derselben, die sich früher für den härtesten Fall auf ihre Propination verlassen durften. Kein Zweig hat in den neuesten Zeiten mehr gelitten, als dieser und seine Kultur, von Pistorius, den man kaum genug danken kann, zu einem sehr hohen Grade befördert, erinndglicht doch jetzt nichts mehr, als einen Theil der gewonnenen Früchte nicht unter dem Produktionspreise verkaufen zu müssen. Pistorius aber und der seine Kunst so trefflich ins Werk zu setzen versteht, der Kupferfabrikant Albrecht in Berlin, beide vermögen nur, ihres Saamens gedeihliches Aufgehn auf kräftigem Boden zu erwarten.

Stenger.

II.

Die Lähme der Lämmer.

Ein Beitrag zu dem Aufsatze im 1sten Stücke des
2ten Bandes dieser Annalen vom Jahre 1818.

Da die Ursachen der meisten Krankheiten bei Menschen und Thieren gewöhnlich so entfernt liegen, daß man oft gar nicht, oft nur sehr schwer, zuweilen aber auch ganz zufällig zu ihrer Entdeckung gelangt: so muß es jedem wissenschaftlich gebildeten Landwirth zur Bereicherung seiner Kenntnisse, und besonders des eignen Vortheils willen sehr willkommen seyn, wenn die Ursache einer bis jetzt zwar häufig beobachteten, aber beinah noch gar nicht erkannten Thier-Krankheit durch wiederholte Versuche außer Zweifel gesetzt wird.

Dies ist die Veranlassung, die in einem vom Herrn Oberamtmann Luder in Reiffenstein in dem ersten Stücke des zweiten Bandes dieser Annalen

vom Jahre 1818 gelieferten Aufsatze beschriebene Thierkrankheit, die Lähme der Lämmer, wieder zur Sprache zu bringen. Da diese Krankheit noch immer unsere Aufmerksamkeit verdient, ungeachtet sie seit einigen Jahren im Vergleich gegen die zu jener Zeit angerichteten beträchtlichen Verheerungen nur selten und seit 1820 und 1821 gar nicht erscheint.

Der in jeder Hinsicht so genau als scharffsinnig beobachtende Herr Verfasser jenes Aufsatzes, hat sowohl die gewöhnliche Zeit der Entstehung dieser Krankheit, ihre Symptome, ihren Verlauf, als auch ihre Ausgänge so richtig beschrieben, daß wir keine erhebliche Abweichung davon beobachtet haben. Eben so lieferten auch bei uns Obduktionen kein anderes Resultat; da dieses auch wohl bei Krankheiten, die sich auf keine organische Veränderung gründen, sondern mehr auf einem dynamischen Verhältnisse beruhen, nicht zu erwarten ist; vielmehr alles was sich krankhaftes findet, gewöhnlich Produkt der Krankheit, keinesweges aber ihre Ursache ist.

Auch die bisher mündlich und schriftlich aufgestellten Hypothesen über die Ursache dieser Krankheit, hat derselbe so auseinandergesetzt und größtentheils zu widerlegen gesucht, daß wir auch darüber weiter kein Wort verlieren.

Seine Hypothese selbst betreffend; so ist es gar
feinem

keinem Zweifel unterworfen, daß die Ursache der Krankheit, wie derselbe annimmt, in den von der Mutter in die Nahrung des Lammes übergehenden Säfte beruht. Daß aber der Keim schon vor der Geburt durch die kranken Säfte der Mutter in das Lamm gelegt werde, und seinen Ursprung in den Egelschnecken habe, ist nicht nur viel zu weit gesucht, sondern bestätigt sich auch nicht in der Erfahrung. Wenn die gesündesten Schaafelähme bekommen, Schaafelähme aber, die mit Egelschnecken überhäuft sind, Lämmer, die vollkommen gesund sind, erzeugen, was auch der Herr Oberamtmann Lezius ganz richtig bemerkt, und jeder noch heut zu Tage beobachten kann, so ist doch wohl der Grund dieser Hypothese unbezweifelt, wovon auch der Herr Verfasser sich später überzeugt zu haben scheint.

Ein nasser Herbst, welchem der Herr Oberamtmann Lüder die häufige Entstehung der Egelschnecken zuschreibt, und derselbe so schön beleuchtet hat, scheint mit der veranlassenden Ursache der Lähme überein zu stimmen; daher wahrscheinlich die Verwechselung. Daß aber ein gesundes Lamm an die Mutter eines an der Lähme leidenden oder bereits krepirten Lammes zum Säugen angelegt, von der nämlichen Krankheit in sehr kurzer Zeit befallen wird, ist eine, durch Erfahrung bestätigte, selbst vom Herrn Oberamtmann Lüder beobachtete

Thatsache. Wem drängt sich hierbei nun nicht der Gedanke auf, daß der krankmachende Stoff in der Milch liegen müsse? Auch wir machten deshalb gleich Anfangs den Versuch mit Magnesia, aber ebenfalls ohne Erfolg. Die gelbere Farbe der Milch und ihre größere Fettigkeit waren die einzigen auffallenden Merkmale; welche Herr Lezius durch den längeren Aufenthalt im Eiter, und die dadurch erfolgte Resorption der wässerigen Theile zu erklären sucht. Den krankmachenden Stoff chemisch ausscheiden zu wollen, wäre wohl ein eitler Versuch gewesen, da derselbe durch die Verdünnung sowohl, als durch die Secretion der Milch animalisirt, und nun gleichsam als imponderabele Tendenz zu betrachten ist, die ganz vorzüglich auf Rückenmark und Nerven feindlich einwirkte, die davon abhängende Wirkung des Muskelsystems beschränkte, ja ganz aufhob. —

Lange schon hatten wir an den Einfluß des Futters gedacht, und auch Herr Lezius deutet ganz richtig darauf, da er in seinen, tief in die Natur der Krankheit eindringenden, Bemerkungen die Ursache in dem Futter vermuthet, bis endlich ganz zufällig die Aufmerksamkeit auf das Füttern der Schäfer fiel. Diese hatten nämlich den auf dem Futterboden befindlichen, sehr gut gewonnenen Klee von unten herauf weggefüttert, so daß der größte Vorrath, welcher sich unter einem großen Dache

befand, zuletzt, und zwar gerade in dem Zeitraume, wo das Lammern begann, zur Fütterung kam. Da nun jedem praktischen Landwirth hinreichend bekannt ist, daß jede auch noch so gut gewonnene Frucht oder Futterkraut, vorzüglich aber der rothe Kopfflee, ausdünstet, und dieser Dunst sich an den nach außen gelegenen Theil ansetzt, Anfangs eine bedeutende Feuchtigkeit, später aber Schimmel verursacht, so führte dies auf den Gedanken, ob vielleicht der Genuß dieses Futters eine schädliche Einwirkung auf die Milch der Mütter hätte, und dadurch die Lähme der Lämmer herbeigeführt würde.

Anfangs Februar 1819 wurde nun 14 Tage lang der Versuch mit rauhen Schaaßen und ihren Lämmern gemacht, die nichts als dies angelaufene Futter erhielten, aber vollkommen wohl blieben.

Hierauf wurden 3 feine Mutterschaaße mit ihren Lämmern auf gleiche Weise gefüttert. Zwei völlig gesunde Lämmer bekamen gleich in den ersten Tagen die wahre Lähme und starben binnen 8 Tagen. Das dritte wurde ebenfalls lahm, aber bei verändertem Futter der Mutter wieder völlig gesund.

Um indessen einen ganz reinen Versuch vor uns zu haben, wurden den 2ten März 1819 zwei alte Schaaße mit ihren Lämmern, wovon eins 3 Wochen, das andere 10 Tage alt, und beide Lämmer sowohl als die Schaaße vollkommen gesund waren,

jedes in einen Stieg allein gesetzt, und auf folgende Art gefüttert.

Den 2ten März Morgens und Mittags angelauenen Klee, Abends guten Klee und jedesmal etwas Schroot ins Saufen.

Den 3ten März Morgens angelauenen Klee, Mittags desgleichen, Abends guten, dasselbe Saufen.

Das ältere Lamm zeigte eine Steifigkeit beim Gehen.

Den 4ten März ganz dasselbe Futter wie am 3ten.

Das ältere Lamm hatte noch dieselbe Steifigkeit, konnte aber noch stehen, die Beine standen dabei sehr zusammen.

Das jüngere konnte schon gar nicht mehr aufstehn, sondern lag beständig, und mußte zum Saugen jedesmal angehalten werden.

Den 5ten März war das Futter und der Krankheits-Zustand ganz wie gestern.

Den 6ten März das nämliche Futter wie gestern. Die Steifigkeit des älteren Lammes wurde immer merklicher, so daß es fast gar nicht mehr stehen konnte, sondern immer auf den Knien lag.

Den 7ten März Morgens angelassenen Klee
Mittags und Abends guten, dasselbe Saufen.

Der Krankheits-Zustand unverändert.

Um das jüngere Lamm, welches sehr elend geworden war, wo möglich zu erhalten, wurde, da der Versuch keinen Zweifel über die wahre Lähme dieser Lämmer übrig ließ, von heute, dem 7ten März an, wieder gutes Futter, aber das nämliche Saufen, das auch die übrigen Mutterschaafe erhielten, gereicht.

Den 9ten und 10ten keine Veränderung.

Den 11ten sah man die Steifigkeit des älteren Lammes so merklich abnehmen, daß es schon wieder stehen und allein saugen konnte. In dem jüngeren keine Veränderung.

Den 12ten und 13ten hatte sich die Steifigkeit des älteren Lammes ganz verloren, so daß es als völlig genesen zu betrachten war. Auch das andere Lamm, das wir beinahe für verloren hielten, fing an sich zu bessern, konnte den 14ten und 15ten schon wieder auf die Knie kommen und den 16ten allein stehen. Es zeigte sich aber noch eine solche Steifigkeit, daß es nicht fortzuschreiten vermochte. Den 17ten und 18ten waren die Vorderbeine in den Kniegelenken noch gekrümmt beim Stehen. Den 24sten war es völlig genesen, nur gegen andere sehr zurückgeblieben. Diese Versuche, für deren

Genauigkeit wir uns verpflichten, mußten um so reiner ausfallen, da die Lähme im Jahre 1819 weder bei uns, noch unseres Wissens in der ganzen Umgegend auch nur im Geringsten bemerkt wurde.

Wenden wir nun diese Beobachtungen auf die Lähme selbst an, so springen folgende Resultate in die Augen, daß nämlich

I.

rauhere Lämmer vermuthlich wegen ihrer zäheren stärkeren Constitution von der Lähme nur selten ergriffen werden, was sich auch im allgemeinen zur Zeit der am allerstärksten herrschenden Lähme bestätigt hat. Bekommen sie wirklich die Krankheit, so glaubt man sie mit dem, vom Herrn Oberamtmann Lüder angeführten, in unserer Gegend bekannten leichtem Mittel, dem Abschneiden der Spitzen von den Zehen, heilen zu können, während die Natur selbst sie erhält, und höchstens nur Schwächlinge das Opfer der Krankheit werden. Daß

2.

die feineren Sorten, die durch Geburt und ursprüngliches Klima zu einem höhern Grade von Vollkommenheit, zu einem edleren animalischen Leben gesteigert, mithin auch durch geringere Schädlichkeiten schon verletzbarer sind, viel eher und heftiger ergriffen werden.

3.

Daß die Lähme hauptsächlich, vielleicht einzig und allein durch das von der Masse verdorbene Futter hervorgebracht wird, und wie wir hier sehen, sogar sporadisch entstehen kann; wenn das gut gewonnene Futter durch die Ausdünstung feucht wird, Schimmel ansetzt und dieses Futter aus Unwissenheit gerade zu der Zeit wo die Lämmer fallen, gefüttert wird. Daher kam es auch, daß die hiesige Schäferei nicht nur viel stärker als andere nachbarliche von der Lähme heimgesucht wurde, sondern selbst die Lähme hier herrschte, wenn andere nichts davon wußten; wozu übrigens auch die Lokalität, wo das Futter aufbewahrt wurde, das ihrige beitrug; da bei der jetzt hier getroffenen Veränderung, durch horizontales Aufbansen, das Verderben des Futters nicht mehr statt findet.

4.

Daß man die Lähme vorher sagen kann, wenn bei nassen Herbstern das Futter feucht, oder durch viele Feuchtigkeit auf dem Lande bereits verdorben eingebracht wird. In den schönen Herbstern der verflossenen 2 Jahre äußerte der Herr Oberamtmann Lüder, daß wir nichts von der Lähme sehen würden, was sich bestätigte. Ungeachtet sie übrigens durch den Genuß eines solchen verdorbenen Futters allein erzeugt werden kann, so muß man doch wohl, wie es im Jahre 1815, 1816 und 1817

war, wo sie sich durch Allgemeinheit gleichsam epizootisch auszeichnete, diese große Verbreitung in der Mitwirkung einer epidemischen Constitution vermuthen.

5.

Daß stärkere und ältere Lämmer nicht so heftig von der Krankheit ergriffen werden, weil ihr Reaktions-Vermögen größer ist, und dadurch viel eher durchkommen.

6.

Daß die Heilung dieser Krankheit von der Natur unter zwei Bedingungen geschehe; nämlich indem die Kranken zufällig oder absichtlich besseres Futter erhalten, oder die Natur sich an die, die Krankheit veranlassende Schädlichkeit nach und nach gewöhnt. In dem Falle muß es wie gewöhnlich lange mit der Reconvalescens dauern; was sich leider in der hiesigen Schäferei nur zu sehr bestätigt hat, da wir die veranlassende Ursache der Krankheit nicht kannten und diese immer fort dauerte, weshalb die wenigen durchgesäugten Lämmer zu ihrer völligen Genesung nicht nur eine lange Zeit bedurften, sondern auch gegen andere sehr zurück blieben.

7.

Daß, wenn unsere Erfahrung, wie wir nicht mehr zweifeln können, richtig ist, und die vermuthete epidemische Constitution, wie bei Krankheit

ten, die sich durch große Massen von erkrankten Häuptionern epizootisch auszeichnen, einen nicht zu großen Antheil hat, die Heilung schon durch die bei der anfangenden Krankheit vorzunehmenden Veränderung des Futters erfolgen muß. Wenn übrigens nach den Beobachtungen des Herrn Oberamtmanns Lüder bei verändertem Futter die Genesung schwer, ja gar nicht erfolgt, so muß man dieses ohne Zweifel in der bereits zu weit vorgedrungenen Krankheit suchen, welche die Natur nicht mehr zu besiegen im Stande war, und wie eben gesagt, viel auf den Einfluß der epidemischen Constitution rechnen.

Innere Heilmittel fruchten überhaupt wohl wenig, da alle kräftige Mittel bei diesen zarten Individuen zu leicht örtliche Zerstörungen hervorbringen, überdies auch die bisher empfohlenen inneren Mittel beinah allein empirisch ohne alle Erfahrung, besonders ohne die nächste Ursache der Krankheit zu kennen, gegeben worden sind. Die Zugmittel verdienen wohl allerdings den ersten Rang, da sie die gesunkene Lebensthätigkeit in den kranken Theilen wieder hervorzurufen am geeignetsten sind.

Die besonders vom Herrn Gerike aufgestellte Hypothese, daß diese Krankheit rheumatischer Art sey, worauf wohl ohne Zweifel die Analogie vom Menschen leitete, die auch die Heilmittel zu bestä-

tigen schien, und die neuerdings der Herr Professor Sturm noch unter Widerlegung der vom Herrn Oberamtmann Luder aufgestellten Hypothese in Schutz genommen hat, wird hoffentlich in dieser Erfahrung ihr Grab finden, da es jedem Landwirth freisteht, diese Krankheit ihrer Natur gemäß hervor zu bringen, mithin weder Analogie noch die Wirkung der Heilmittel künftig in Betracht kommen können.

Uebrigens war ja auch wohl diese Hypothese schon hinlänglich dadurch widerlegt, daß man die Krankheit mit Wahrscheinlichkeit, wie schon oben erwähnt, voraussagen kann, was doch wohl bei Rheumatismus nicht der Fall ist, und daß dieselbe offenbar durch die Milch, welche durch die Einwirkung angelautenen Futters bei der Mutter erzeugt wird, und durch unmittelbaren Genuß dieses verderbten Nahrungsmittels des Lammes selbst entsteht.

Arrode bei Mühlhausen, den 18. Februar 1821,

v. Wedemeyer,
Gutsbesitzer.

Strecke,
Doctor der Medicin und
Landphysikus des Kreises
Heiligenstadt.

III.

Ueber die Sommer-Lammung.

Schreiben des Hrn. Geheimen Ober-Finanz-Raths
v. Prittwitz auf Casimir in Ober-Schlesien an
den Staatsrath Thaer.

Ew. Hochwohlgeb. beeile ich mich, die unter dem
18ten Februar c. verlangte Nachrichten, über das
Verhalten und die Fütterung meiner Sommer-
Lämmer mitzutheilen, jedoch muß ich vorausschi-
cken, daß ich schon seit einigen Jahren auch die
Winter-Lämmer in der Regel nicht austreibe und
sie größtentheils, nach dem Rochsburger Vorbilde
mit Heu — Gerstenstroh und grünen Klee —
im Stall aushalte, andererseits meine sämtliche
Schaafe, bis auf die Wenigen, deren Abtriften
zu entfernt sind, nicht bloß Morgens und Abends,
sondern auch Mittags (da sie doch in der Hitze
auf der Weide nicht fressen) grünen Klee und Som-

merstroh vorgelegt erhalten, und richtet sich das Verhältniß zwischen der trocknen und grünen Fütterung im Stall — nach der mehr oder mindern feuchten Witterung. Obgleich mein Oberschäfer sich durch eine lange Reihe von Jahren, selbst vor meiner Erwerbung der Güter, als ein eben so einsichtsvoller als vorsichtiger Schäfer bewährt und sich wiederholt in Rochsburg von dem Gedeihen der Lämmer bei grüner Klee fütterung überzeugt hatte, so war ich doch anfangs bei dieser Fütterung, besonders in feuchter Witterung, sehr ängstlich. Ich habe mich jedoch jetzt überzeugt, daß, wenn man es den Schaaßen nicht an austrocknenden Zwischenfutter fehlen läßt und solche Anordnungen im Hofe zur Aufbewahrung des Klees trifft, daß auch der hie und da feucht eingebrachte Klee, durch freien Luftzug für Erhitzung gesichert wird, weder für Mütter noch Lämmer bei dieser Fütterung irgend ein Nachtheil zu befürchten ist, man müßte denn den Klee zu jung — ungeschnitten — anwenden. Die gewöhnlichen Gras- und Häckselkammern haben selten freien Luftzug genug, um den feucht eingebrachten Klee vollkommen abzutrocknen, daher ich zu diesem Zwecke frei auf Säulen stehende Schuppen mit zweckmäßig eingerichteten Gestellen, zur Auflegung des Klees, erbaue.

Meines Wissens ist bei mir nie ein Stück durch die Klee fütterung im Stall aufgebläht worden, ob-

gleich dieser Fall bei unsern treibenden Boden fast jährlich auf den weißen Kleeweiden, trotz aller Vorsicht, eintritt. Die Fütterung der Sommer-Lämmer hat sich so, nach dem bei den Winter-Lämmern eingeführten Verfahren, von selbst geregelt, nur mit dem Unterschiede, daß die Sommer-Lämmer das erste Jahr auf keinen Fall ausgetrieben werden, dies aber ausnahmsweise mit den Winter-Lämmern doch zuweilen geschieht, wenn Stoppelweiden dicht am Stalle benutzt werden können, oder der Vorrath an alten Gerstenstroh knapp wird.

Mit den Müttern ferner, die die Sommer-Lämmer säugen, findet außerdem nur die Abweichung im Verhalten statt, daß die Hütungszeit verkürzt und dagegen die Futtergaben im Stalle vergrößert werden. Das specielle Verfahren bei der Fütterung meiner Lämmer durch den Sommer ist folgendes:

Die Winter-Lämmer werden bis zum 1sten Juni mit trockenem Futter von Kartoffel-Häcksel, Heu und Gerstenstroh ausgehalten und des Morgens früh mäßig getränkt, da ich den Beobachtungen des Herrn Amtsraths Block völlig beipflichte, daß sich die Kartoffelfütterung der Lämmer nicht mit vielem Gausen verträgt und sich manche Schaafzüchter durch die reichlichen Zulagen an Schroot in die Tränktröge schaden, indem sie zu

sehr zum Gauden anreizen. Im Juni tritt allmählig die Kleefütterung mit abwechselnden Vorlagen von Gerstenstroh ein und wird sie bei mir, nicht geschnitten, sondern in der Art angefangen, daß Stroh und Klee sorgfältig in den Kaufen gemischt werden, damit die Lämmer der Klee nicht zu gierig verschlingen können.

Die Sommerlämmer bedürfen dagegen zu ihrer ersten Aufzucht weit weniger Beifutter zur Milch, als die Winterlämmer, weil die Mütter im Sommer natürlich viel milchreicher sind. So wie man jedoch sieht, daß die Lämmer eifrig von dem den Müttern vorgelegten grünen Klee mitzufressen anfangen, so ist es rathlich, sie während der Kleefütterung der Mütter abzusondern, und sie durch Vorlagen von Heu und Gerstenstroh, denen nach einiger Zeit Klee beigemischt wird, zum Fressen zu gewöhnen, indem sonst der bloße Genuß von saftreichem Klee bei der Milch leicht Durchfall erzeugen könnte. Mit der 6ten oder 7ten Woche können die Kleegaben schon bedeutend verstärkt werden, wenn man nur nicht zu jungen Klee füttert, und sollte das Heu schon im Juli ausgehen, so begnügen sich die Lämmer dann auch mit abwechselndem Gerstenstroh. Mit Mitte September endlich tritt, nachdem die Lämmer abgesetzt sind, die völlige Winterfütterung als Jährlinge ein. Ein Opfer an trockenem Futter, welches das

durch ersetzt wird, daß die Sommerlämmer das nächste Frühjahr gleich mit den alten Schaafen auf die Weide gehen können, wogegen die Winterlämmer doch größtentheils bis nach der Schur im Stalle erhalten werden. Nach dem Schierauer Vorbilde erleichtert Anbau von Frühkartoffeln diese frühe Winterfütterung sehr. Hafer oder Schroot habe ich meinen Sommerlämmern bis jetzt versagt, um die Reinheit meiner Beobachtungen dadurch nicht zu stören, doch jetzt sollen auch Versuche über die Wirkungen dieser Unterstützungsmittel der Lämmeraufzucht angestellt werden. Das ausgewachsene Vieh und die Winterlämmer werden bei mir auch im Sommer täglich früh zur Tränke getrieben.

Ist die Hitze groß und anhaltend, so lasse ich etwas Kupferwasser in die Tränktröge gießen, da dieß nicht bloß kühlt, sondern auch das zu viele Saufen verhindert. Die Sommerlämmer aber bekommen nicht eher zu saufen, als bis sie völlig auf trocknes Futter gesetzt werden. So wie gegentheils anhaltende Regen in der Hütungszeit eintreten, erhalten alle meine Schaafe außerdem Wachholdern, an die sie sich zuletzt so gewöhnen, daß man sie weder stampfen, noch mit anderm Futter mischen darf. Unser sehr langsam abtrocknender Boden erheischt dieses Präservativ-Mittel. Es ist wirklich erfreulich, wie üppig die Lämmer bei dieser grünen Stallfütterung empor wachsen. Die Wolle

wird so sichtbar mit Fett durchdrungen, daß sie im Sommer eine völlig gelbe Farbe annimmt und man sie, ohne sich die Hände zu verunreinigen — nicht anfassen kann. Die bereits eingeleiteten Untersuchungen des landwirthschaftlichen Vereins werden zu seiner Zeit auch erörtern, in wiefern die mehrere Wolle der im Sommer säugenden und gesäugten Schaaf, die etwa höher befundene Anforderung der Sommerlämmer an Winter- und Sommerfutter — bezahlt.

Unser Local-Verhältniß erleichtert diese starke Kleeütterung der Schaaf, trotz unsers bedeutenden Rindviehstandes, der auch bis zur Stoppel im Stalle bleibt, wie wir es denn überhaupt anzuerkennen verpflichtet sind — daß es uns der Himmel überaus leicht gemacht hat, eine reiche Production hervorzurufen, denn unserm Boden, der viel Aehnlichkeit mit dem vorzüglichen um Selow in der Mark hat, sagt der Klee so entschieden zu, daß er uns nicht bloß einen eben so sichern als reichen Ertrag liefert, sondern auch die nachfolgende Winterung nie (sowohl in Weizen als Roggen, einzufurchig auf 7 bis 8 Zoll Tiefe, zwei bis drei Wochen vor der Saat umgebrochen) der Winterung im frischen Dünger, weder in Körner noch Strohs-ertrag nachsteht, ja nicht selten sie übertrifft.

Jedoch müssen wir das vorzügliche Gedeihen des rothen Klees auch mit auf die Nähe und Wohlfeilheit

feilheit des Gypses setzen, die vereint zur reichlichsten Anwendung anreizen.

Der Berlauer Scheffel Gyps kostet zu Dürschel, zwischen Ratibor, Troppau und Leobschütz gelegen, nicht mehr als 8 Sgr. R. M. oder der Preussische Scheffel circa 2 9 Gr. 9 Den. C. M.

Es giebt bei uns selbst Bauern, die ihren Klee 3 Mal gypsen, einmal schon im Herbst und dann im Frühjahr zu jedem Schnitte, und wird in der Regel so viel Gyps als Gerstenausfaat genommen. Einige erhöhen das Maaß des Gypses noch bis 50 p. Ct.

Nur über die vortheilhafteste Zeit zum Ausstreuen kann man sich nicht vereinigen, denn bleiben einige bei der Herbstbestreuung, so streuen andere ihn mit dem Frühjahr, und noch andere erst, wenn das Kleeblatt die Größe erlangt hat, daß es den Boden bedeckt.

Die Mehrzahl der hiesigen Kleeanbauer erklärt sich aber, so viel sich auch theoretisch dafür sagen läßt, gegen letzteres Verfahren, und ich habe es auch aufgeben müssen, den Klee so spät zu begypsen.

Seit dem vergangenen Jahre tritt jedoch einer meiner Nachbarn mit einer ganz neuen Ansicht auf, indem er behauptet, es sey am vortheilhaftesten, schon in der Gerste — so wie sie einen Fingerlang sey, und der Klee sichtbar werde, zu gypsen, da

auch die Gerste dadurch in ihrem Gedeihen unterstützt werde.

Ich werde die diesfälligen Versuche dies Jahr nicht bloß anstellen, sondern auch von Seiten des landwirthschaftlichen Vereins die Beobachtung derer Vertreter, die in meiner Nachbarschaft angestellt werden.

Meine zeitherige Versuche mit den Sommerlämmern erhalten jetzt dadurch ein vielseitigeres Interesse, daß zwei meiner Nachbarn, durch das Gedeihen der Lämmer im Sommer angereizt, sich zu ähnlichen Versuchen bestimmt finden und was diesen erneuerten Versuchen noch mehr Werth giebt — zur Erreichung des Zwecks abweichende Wege wählen.

Der Erste von ihnen hat auf seinen großen Gütern nicht durchaus gleich vorzüglichen Boden als wir, und fürchtet deshalb, daß er die Mütter und Lämmer nicht eben so reichlich im Stalle und auf der Weide werde unterstützen können, wenn er die Lämmer gleich mir schon im Juni kommen lassen wollte. Schmeichelt sich auch, daß die Mütter, wenn sie sich nur erst daran gewöhnt hätten, Ende Februar und im März bocken würden, daher er die Lammzeit bis zum völligen Genuße der Stoppelpelweide verzögern will.

Der Andere — theilt die Besorgniß des Futtermangels nicht, und will also den gerade entges-

gengesetzten Weg einschlagen und die Lämmer schon gegen Ende April's und kurz vor der Schur kommen lassen, da er es als die entscheidende Rücksicht ansieht, daß die Mütter in der zur Zulassung bestimmten Zeit gewiß den Bock annehmen, welches, wie ich nach meinen Erfahrungen nicht abläugnen kann, wahrscheinlich Ende October's und im Laufe des Novembers der Fall seyn würde, in sofern man die Schaafe so lange vom Bock entfernt hält.

Ich gestehe, daß ich letzterer Ansicht mehr beipflichte, als der erstern, denn auch dies Jahr hat sich bei mir größtentheils die Neigung der Mütter zum Bocke mit Ablauf des Februar's verloren, so daß meine Hoffnung schwindet, mehr Sommerlämmer als voriges Jahr zu erhalten.

Obgleich meine Schaafe sich in gleichem und angemessenem Nahrungsstande befinden, so versuche ich es seit 8 Tagen deshalb, sie durch Zusatz an Futter zum Bocken geneigter zu machen, und habe ich zum ersten Versuche die Beimischung von Delsfuchen, Kleie, Gersten- und Erbsenschroot zu den Kartoffeln nach dem quantitativen Verhältnisse gewählt, welches Em. Hochwohlgeboren aus den Fütterungstabellen des Herrn Amtsraths Block in Schierau bekannt ist. Daß nicht immer die bestgenährtesten Schaafe Neigung zum Bocke zeigen, bestätigt sich auch bei mir. Mit dem bloß nährents

den Futter dürfte daher nicht unbedingt auszulangen seyn, sondern man müßte mit darauf Rücksicht nehmen, daß es zugleich den Umlauf des Bluts beschleunigte, um als Reizmittel wirken zu können. Mehrere geben in Schlesien in der Vockzeit unausgedroschene Erbsen. Ich scheue dies Futter aber, da es in Gegenden wie die unsrigen, wo die Erbsen sich in der Regel lagern, selten rein genug ist, und erst durch das Dreschen gereinigt werden muß. Hanfkörner habe ich bereits vor 2 Jahren, aber ohne Erfolg, versucht; es kann jedoch seyn, daß ich sie nicht stark und anhaltend genug angewendet habe.

Ich werde es nicht an fortgesetzten Versuchen fehlen lassen, und sollten Ew. Hochwohlgeboren ein dem Zwecke entsprechendes Mittel kennen, so bitte ich angelegentlich, mich darüber zu belehren, denn kann ich es nicht dahin bringen, daß die ganze Mutterheerde im Januar und Februar den Vock annimmt, um im Juni und Juli Lämmer zu bringen, so muß ich mich schon in den Instinkt des Schaafes fügen, und die von meinem zweiten Nachbar gewählte entsprechendere Zeit der Zulassung Ende October's und den Monat November annehmen, weil ich sonst fürchte, daß meine Winterlämmer zu sehr den Sommerlämmern nachstehen, und die Heerde dadurch zu ungleich werden möchte. Zugleich werde ich durch eine Reminiscenz hiebei angeregt, indem ich mich ganz bestimmt erinnere,

daß, wie ich in den Jahren 1798 oder 99 in Quilß die Schlessische frühere Zulassung der Mütter einführte, mein dortiger Schäfer sich auf mehrere Beispiele der Umgegend bezog, die mir jedoch entfallen sind, indem er verlangte — ich sollte die Lämmer statt vor Weihnachten erst im April kommen lassen. Auch schwebt es mir noch dunkel vor, daß damals wirklich einige Gutsbesitzer auf der Höhe die Lämmer so spät im April mit dem besten Erfolge kommen ließen.

Herr Amts Rath Karbe auf Worin würde vielleicht noch am ersten darüber Auskunft geben können, denn daß diese Lammzeit später aufgegeben worden ist, dürfte größtentheils auf Rechnung des eingestellten Melkens der Schaafe zu setzen sein, welches fast in allen gutverhaltenen Schäferereien, so wie der Uebergang von zwei- zu einschüriger Wolle zu einer Veränderung der Lammzeit Anlaß gegeben hat.

Ich gestehe auch, daß ich nicht ohne Besorgniß bin, daß die einschürige Wolle der im April und Mai, also kurz vor der Schur, Lammenden und säugenden Schaafe, wenn nicht an Krümpkraft, doch wenigstens an Ansehn verlieren wird, indem das Säugen der Wolle zu sehr die Nahrungssäfte entzieht, wie wir dieß augenscheinlich in der Wintersäugungsperiode sehen, so wie, daß sich die Wolle durch die Zwischenzeit zwischen Absetzen und Schur erst wieder zu erholen und zu-

sammenzuziehen scheint. In welcher Art auch die Erfahrung meiner Ansichten über die Anrathlichkeit der Sommerlämmer berichtigen mag, werde ich es mir doch um so mehr zur Pflicht machen, Ew. Hochwohlgeb. über den Erfolg unserer Versuche getreuen Bericht abzustatten — als Ihre mir geäußerte gütige Theilnahme an diese Versuche — unsern Eifer neu belebt.

Die erste Veranlassung zu denselben gab die Bemerkung — daß das Schaaf im freien Naturzustande unmöglich, bei unsern klimatischen Verhältnissen, im Winter lammen könne, da ja die Mehrzahl der Lämmer im Freien erfrieren müßte und daß — fast alle Thiere, die dem Naturzustande nicht entzissen sind, sich in der schönen Jahreszeit von Frühjahr und Sommer fortpflanzen. Es schien mir daher die Lammzeit der Schaaf im Winter naturwidrig, und blos von den Menschen aufgedrungen. Ich suchte die nähere Veranlassung dazu in der sorglichen Weidenahrung der Schaaf in früherer Zeit, bei dem unbedingten Festhalten an eine ärmliche Dreifelder-Wirthschaft ohne zureichende Düngungsunterstützung, und ich glaubte es ausdauernden Versuchen nicht unwerth, dazu beitragen, — daß die Lammzeit der Schaaf wiederum auf die naturgemäße Zeit und Verhältnisse möglichst zurückgeführt würde.

Prittviß.

IV.

Ueber den Brand im Weizen.

I. Ueber den Steinbrand im Weizen.

Soviel und mancherlei Gründliches und Flaches auch schon über den Brand im Weizen gesagt und wiederholt worden ist, so mancherlei Erfahrungen und Hypothesen auch schon darüber bekannt worden sind: so ist man bis jetzt darüber noch so wenig ins Klare gekommen, daß alle bisherigen Beobachtungen, die man über dieses Uebel angestellt hat, durchaus noch zu keinem sichern Resultate geführt haben; so daß man also auch bis jetzt noch kein Mittel aufgefunden hat, wodurch man ihm in allen Fällen entgegen könne. Und dies liegt, nach meiner Meinung, hauptsächlich darin, daß man weder die ersten Grundursachen, noch auch die weitem befördernden Ursachen gehörig erforscht

und sicher kennen gelernt hat. Es ist in der That eine seltene Erscheinung im Gebiete der Erfahrung und des Wissens, daß ein Gegenstand, der durch seine üblen Einwirkungen oft so empfindlichen Nachtheil herbeiführt, und deshalb von so hoher Wichtigkeit wird, daß er jeden, der mit ihm in Berührung kommt, nothwendig zur Aufmerksamkeit und zum Nachdenken zwingen muß, dennoch immer noch nicht gründlich erforscht und ein in allen Fällen und unter allen Umständen bewährtes Mittel gegen ihn entdeckt worden ist. Denn was auch zu seiner Vermeidung (an Vertilgung war freilich gar nicht zu denken) bis jetzt noch empfohlen und angewandt worden ist, hat sich doch noch durchaus nicht in allen Fällen und unter allen Umständen als gänzlich schützend bewährt, und oft stieß eine einzige Erfahrung alle Gewißheit, die man wegen eines Schutzmittels erlangt zu haben glaubte, über den Haufen.

An Mittheilungen der darüber gemachten Bemerkungen und Erfahrungen hat es indeß wahrlich wohl nicht gefehlt und man könnte eine Menge Folianten mit dem anfüllen, was schon darüber geschrieben worden ist. Und dennoch stehen wir, hinsichtlich dieses Gegenstandes beinah noch immer auf der dunklen Stufe, auf der man stand, als sich erst einzelne Stimmen darüber zu erheben anfingen. Wer hieran zweifeln wollte, der darf nur

alles dasjenige, was seit mehr als zwanzig Jahren in allen landwirthschaftlichen Schriften darüber gesagt worden ist, vergleichen, und er wird meine Behauptung gerechtfertigt finden. Sehr selten ist eine neue Ansicht der Sache bekannt worden. Fast immer war es das Alte, was nur mit andern Worten gesagt, oder auf andre Weise dargestellt wurde. Man suchte zwar, wie dies wohl auch am natürlichsten war, die erste Grundursache desselben zu erforschen, und nahm deshalb an, daß das Saamenkorn die erste Ursache des Brandes schon mit in die Erde nehme. Nun machte man aber von dieser primitiven Ursache einen großen Sprung und ging sogleich bis zur Blüthe und der Entwickelung des erzeugten Korns über, ohne zu bedenken, daß noch eine Menge Mittelursachen da seyn könnten, die wohl in einem eben so hohen und vielleicht noch höhern Grade mitwirkten, als die beiden Endursachen. Dann kam es wieder häufig vor, daß man die verschiedenen Ursachen, denen man die Erzeugung des Brandes zuschrieb, ohne Noth trennte, wo denn der Eine diese, der Andere eine andere als allein richtig annahm. Hierdurch verwirrte und verdunkelte man die Sache denn immer wieder aufs neue. Nun entdeckte man eine Menge Arcana, die gegen das Uebel schützen sollten, und dies wohl auch in manchen Fällen thaten, die aber in der Regel, sobald sie ihre Kraft

nicht immer bewährten, eben so schnell verworfen als angenommen wurden. Praktische Landwirthe aber blieben gewöhnlich am äußern kleben, anstatt mit den Theoretikern zugleich dahin zu streben, ins Innere einzudringen.

Es konnte nun freilich nicht fehlen, daß man mit der Voraussetzung, die Ursach liege allein im Saamenkorne, eben so wenig ganz auskam, als damit, wenn man annahm, die Witterung zur Zeit der Blüthe und der ersten Entwicklung des Korns sei die Ursache. Indes suchte man sich zu helfen so gut man konnte und wurde auch die aufgestellte Behauptung oft widerlegt: so bestätigte sie sich ein andermal wieder, und man sah von dem Erstern ab und hielt sich bloß ans Letztere.

Die Hauptursache aber von dieser in der That auffallenden Erscheinung, daß man nämlich über die Ursachen der Entstehung des Brandes im Weizen noch so wenig Zuverlässiges weiß, liegt wohl hauptsächlich darin, daß wir trotz der immer mehr sich vermehrenden wissenschaftlich gebildeten Landwirthe, deren doch immer nur noch wenige haben, die Theils guten Willen und Eifer für die Sache, Theils auch Selbstvertrauen genug haben, um so mancherlei Erscheinungen in der Pflanzenwelt mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer zu beobachten und dann mit ihren gemachten Entdeckungen hervortreten. Wie manche neue Erscheinung in dies

sem weiten Felde blieb bisher noch unbekannt, weil der, welcher sie beobachtete, entweder zu schüchtern oder zu anspruchslos war, und glaubte mit seiner gemachten Entdeckung, als mit etwas Altem, was er vorbringe, verlacht zu werden; oder weil er meinte, das, was ihm auch als neu aufstoße, müsse vor ihm längst hundert Andern mehrmals vorgekommen seyn. Diese Gründe können nun freilich den, der mit Enthusiasmus die Landwirthschaft betreibt, keinesweges abhalten, alle Beobachtungen und Erfahrungen, die er in diesem vortrefflichsten und ehrenvollsten der Gewerbe macht, bekannt zu machen. Und es ist zur Erweiterung der Wissenschaft doch wohl zuträglicher, daß bisweilen eine bereits bekannte Entdeckung aufs Neue vorgebracht werde, als daß eine neue, die in ihren Folgen vielleicht höchst wichtig ist, verloren gehe.

Es wäre demnach höchst thöricht, durch den Satz: es haben schon so Viele und schon seit so langer Zeit ihre Meinung über den Brand im Weizen ausgesprochen, und man ist noch darüber zu keiner völligen Gewißheit gekommen, also ist es nur eitle Mühe und verschwendete Zeit, noch mehr darüber zu sagen; ich sage, es wäre thöricht, sich hierdurch abschrecken lassen zu wollen, noch etwas darüber bekannt zu machen. Mit diesem Grundsatz würde man der Wissenschaft überhaupt einen sehr schlechten Dienst erweisen, und ihre Fortschritte

würden dadurch gar sehr gehemmt werden. Denn gerade die mancherlei zur Sprache gebrachten Ansichten, ja sogar die dabei vorkommenden Irrthümer, leiten oft auf den Weg zur Wahrheit.

Ehe ich meine auf mehrjährige sorgfältige Beobachtungen und daraus hervorgegangenen Erfahrungen gegründete Theorie aufstelle, berühre ich zuvor oberflächlich die verschiedenen Meinungen, die man bisher über den Brand im Weizen und dessen Ursachen hat laut werden lassen. Fern sey es übrigens von mir, alle diese Meinungen als irrig verwerfen zu wollen. Die Folge wird vielmehr zeigen, daß ich dieselben als Werkstücke zu einem, wo möglich, festen Gebäude benutzt habe.

Nach diesen bisher bekannt gewordenen Meinungen war wohl die allerälteste die, daß man ihn für eine Erhitzung des Korns, also für ähnlich mit dem Brande an animalischen Körpern, hielt. Daß man, so wenig diese Meinung an sich die Sache erklärt, dennoch, hätte man einige Schritte weiter gethan, zu einem theilweise sichern Resultate würde gelangt seyn, wird aus dem weiter unten Gesagten hervorgehen. Ferner glaubte man, da die eben angeführte Meinung das Dunkel keinesweges aufklärte, die Ursache müsse im Saamenkerne liegen, und es müsse dieses die Krankheit schon mit in die Erde nehmen. Daß dies nicht unbedingt falsch, aber eben so wenig unbedingt wahr sey, und daß

Das Saamenkorn nicht die Krankheit selbst, sondern nur die Empfänglichkeit dafür in sich tragen könne, werde ich ebenfalls weiter unten zeigen. Dann glaubte man ferner, der Brand entstehe von ungünstiger Witterung, die zur Zeit der Blüthe einfielen, und wodurch sich ein schwammartiges Schmarogergewächs erzeuge, was sich an die auszubildenden Körner setze und diese zur Verwesung führe. Daß diese Meinung wegen ungünstiger Witterung in der Blüthe der erstern, daß nämlich das Saamenkorn das Uebel schon mit in die Erde bringe, geradezu widerspricht, ist klar; daß man aber bei der Annahme von Schmarogerschwämmen die Wirkung mit der Ursache verwechselte, wird weiter unten einleuchten.

Ich komme nun auf meine mehrjährigen sorgfältig und an verschiedenen Orten, theils bei mir selbst, theils bei meinen Freunden und Bekannten, gemachten Beobachtungen und Erfahrungen, und die Erzählung derselben wird zeigen, in wiefern sie mit den eben aufgestellten Meinungen übereinstimmen oder davon abweichen, und in wiefern sich alsdann auf beide eine sichere Theorie gründen läßt.

Im Jahre 1818 war auf dem Felde eines meiner entfernteren Nachbarn eine so ungeheure Menge Brand im Weizen, daß nur die kleinste Hälfte auf guten Aehren bestand. Diese Erscheinung war mir um so auffallender, da ich früherhin

auf dessen Feldern fast nie Brand bemerkt hatte. Ich suchte daher die Ursach dieser Erscheinung zu erforschen. Der Saame war, wie ich erfuhr, vollständig gut gewesen, nur nicht ganz trocken geerntet worden. Ferner hörte ich, daß das Feld stark mit Dünger und Kalk gedüngt worden, und daß ersterer erst vor der Saatsfurche, letzterer aber schon früher untergebracht worden war. Dunkel entstand nun schon in mir die Idee: sollte nicht vielleicht gerade die allzustarke Düngung und daraus entstandene übergroße Feilheit des Bodens hier die Ursache des Brandes seyn. Und diese Vermuthung ward um so stärker, da ich schon früher oft beobachtet hatte, daß auf sehr gutem Acker, der neben magerem lag, unter übrigens gleichen Umständen allemal auf ersterem viel eher und mehr Brand anzutreffen war. Doch blieb dies immer nur noch Muthmaßung und die Gewißheit fehlte mir. Besonders leitete mich bei oben genanntem Felde das immer wieder vom rechten Wege ab, daß ich die Kalldüngung mit dem Einkalken des Weizens in eine Reihe stellte, und mir daher nicht erklären konnte, wie der Kalk, der in einem Falle so oft schügt, in dem andern das Uebel befördern sollte. Wie falsch ich hier schloß, leuchtet wohl ein, da er in dem einen Falle nur mittelbar und im andern unmittelbar wirkte. Denn wo er als Düngung angewandt war, wirkte er auf den im

Acker befindlichen Dünger, und in dem gegebenen Falle für das Uebel begünstigend, im andern Falle aber, wo er zur Beize für das Saamenkorn gebraucht wurde, wirkte er dem Uebel entgegen, wie beides weiter unten klar werden wird.

Da ich nun durch diese Beobachtungen nur noch mehr gespannt und dem Uebel auf die Spur zu kommen desto begieriger geworden war: so gab ich das folgende Jahr auf meine Weizenfelder sehr sorgfältig Acht, und beobachtete sie von der ersten Einsaat an genau. Ich hatte ein Ackerstück am 18ten September 1818 säen lassen. Der Saame, der darauf kam, war vor der Saat eingekalkt worden, nämlich mit 1 Meße Kalk und 15 Quart der schärfsten Mistjauche auf den Scheffel (alles Breslauer Maas). Ungefähr 18 Stunden hatte er in dieser Beize gelegen, wobei er zweimal umgestochen worden war. Die Saat wuchs im Herbst schon sehr schön und bestockte sich ziemlich stark. Doch was als Hauptsache nicht zu vergessen ist: der Acker war in der Mitte des Juni gebraacht und mit dieser Furche ungefähr 80 Entr. Schaafsdünger pro Magdeb. Morgen untergefahren worden. Ich sage ungefähr 80 Entr., denn es waren pro Morgen 8 Fuder geschlagen worden, und da der Schaafsdünger im Frühjahr vermöge seiner Trockenheit sehr leicht ist, so kann ich füglich das Fuder nicht über 10 Entr. annehmen, obgleich die

Fuder sehr groß geladen wurden, und dem innern Gehalte nach wohl mehr werth seyn konnten, als 20 Entr. nasser Mist. Im Frühjahr war die gedachte Weizensaat bald grün, und fing bei der ersten warmen Witterung im April freudig an zu wachsen. Als der Weizen in die Aehren trat und Körner ansetzte, bemerkte ich mit Freuden, daß auch bei der größten Aufmerksamkeit, mit der ich suchte, nicht eine Spur von Brand zu finden war.

Ganz anders aber ging es mir mit einem andern Ackerstücke, welches von dem eben genannten nur durch einen Weg getrennt war. Dieses hatte im Sommer 1818 Erbsen getragen. Bald nach Abbringung derselben ließ ich den Acker, der durch die sehr gut darauf gestandenen Erbsen ohnehin ziemlich mild war, rühren, etwa 10 Tage liegen und dann eineggen. Jetzt blieb er noch einige Wochen liegen, dann wurde Dünger darauf gefahren. Dieser Dünger war aber, was hier große Aufmerksamkeit verdient, nicht von einerlei Art; sondern es war ein Theil Schaaf-, ein Theil Pferde- und ein Theil Kuhmist. Der Dünger wurde übrigens eben so stark, als wie auf dem Ackerstücke No. 1 aufgefahren. Er wurde nun bei der Saatsfurche untergebracht und die Saat selbst am 12ten October bestellt. Diese blieb im Herbste sehr schwach, besonders da wir, wie sich noch ein Jeder erinnern wird, mit dem 12ten November schon einen Frost von

von — 12° bekamen. Im Frühjahr war sie fast gar nicht zu sehen, und selbst zu Ende April's konnte man sie noch mit der Nadel suchen, so daß mir mehrere zuredeten, ich möchte sie doch umackern lassen, weil es Schade um die Düngung wäre. Indes ließ ich mich dadurch nicht irre machen, weil ich aus Erfahrung wußte, daß der Weizen oft auf einmal da war, wo ich im Anfange wenig gesehen hatte. Das bestätigte sich denn auch hier. Im Anfange des Mai fing er schnell an zu wachsen, und binnen 8 Tagen hatte sich das Feld so verändert, daß man es kaum wieder erkannte. Doch was ich noch bei der Einsaat dieses Ackerstückes zu bemerken vergessen habe, ist, daß der Weizen hierzu von demselben Haufen genommen und auch so eingekalkt worden war, wie der auf Nr. 1. Ob nun gleich die Saat von dem ersten Ackerstücke dieser zweiten weit vorgeeilt war, so holte sie diese doch noch ein, so wie sie überhaupt im Stroh länger wurde. Als dieser Weizen nun anfing, in die Stengel zu treiben, bemerkte ich an ihm, gegen den auf Nr. 1, einen auffallenden Unterschied. Er wuchs, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz wild empor; seine Farbe war so dunkel, daß man sie beinahe schwarz nennen konnte, und die Halmknotten wurden zum Theil ungewöhnlich dick. Jedoch unterschieden sich die Streifen auf diesem Ackerstücke sehr merklich von einander nach der verschie-

denen Düngung, welche sie erhalten hatten. Am meisten hatte der im Schaaf- und im Pferdedünger die dunkle Farbe, weniger der im Ruidünger. Als nun das ganze Feld in Aehren stand, sah ich zu meinem Schrecken, daß wohl der zwölfte Theil Brand seyn konnte. Und auffallend genug, das Verhältniß der brandigen Aehren zu den guten war in dem Grade stärker oder schwächer, je nachdem die Farbe der Saat dunkler oder heller gewesen war. Ich fand nun bestätigt, was mir früher einmal ein alter denkender Landwirth geäußert hatte. Er sagte nämlich, er fürchte sich jedesmal, wenn seine Weizensaat im Frühjahr auf einmal anfinge, so schwarzgrün zu werden, weil er alsdann allemal viel Brand gehabt hätte.

Es ist dies zwar nicht immer ein untrügliches Kennzeichen, und es kann die Saat oft außerordentlich üppig stehen, und deshalb dunkelgrün leuchten, ohne daß man Brand von derselben hat. Denn es ist hier wohl zu unterscheiden, ob sie allmählig zu dieser Ueppigkeit gelangt, oder ob dies sehr plötzlich geschieht. Es gehört also ein geübtes Auge und sorgfältige Aufmerksamkeit dazu, um beim Emporwachsen der Saat schon ziemlich sicher zu sehen, ob Brand im Weizen seyn werde.

Bei dem gedachten Weizenfelde war, dünkt mich, wohl der Beweis ziemlich klar, daß die Ursache des Brandes nicht im Saamenkorne gelegen

Haben konnte: da ja derselbe Saame auf dem einen Acker feinen und bald daneben so viel Brand brachte. Es leuchtet vielmehr ein, daß der dermalige Zustand des Bodens, da ihm die Weizensaat anvertraut wurde, bloß Ursache seyn konnte. Die Grund-Mischungen des Bodens von beiden Ackerstücken waren aber gleich, Kraft und Reichthum derselben auch, und es kam also hier bloß darauf an, wie und in welchem Maaße diese Kraft angeregt und der Reichthum den darauf stehenden Pflanzen mitgetheilt wurde. Dies aber geschah durch die im Boden befindliche Thätigkeit und diese ward durch den zuletzt in ihr gebrachten Dünger bestimmt. In Nr. 1 war diese Thätigkeit, vermöge des im Boden bereits zersehten Düngers vom Anfange des ersten Aufkommens der Saat ziemlich gleichmäßig, was aber in Nr. 2 keinesweges der Fall seyn konnte. Denn hier blieb der Dünger im Boden den Winter hindurch größtentheils unaufgelöst liegen. Dies geschah auch im Frühlinge, so lange die Luft und der Boden noch nicht erwärmt war; folglich blieb auch die Weizensaat so sehr zurück. Sobald nun die Wärme eintrat, mußte nothwendig eine starke Gährung und schnelle Zersehung des Düngers erfolgen, und hierdurch bekamen höchst wahrscheinlich die Weizenpflanzen die ihnen zuströmenden Nahrungstoffe zu roh und zu wenig vorbereitet. Am nachtheiligsten mußte dies immer auf

die schwächsten Pflanzen wirken, weil deren Lebens-
thätigkeit noch geringer war, als die der stärkern.
Hieraus erfolgte nun ganz natürlich eine schädliche
Einwirkung auf den ganzen Organismus der Pflanz-
en, und dadurch ward ohne Zweifel der Grund
zu der Krankheit des Brandes bei ihnen gelegt.

Auffallend war es bei diesem Weizenfelde, daß
an einem Graben hin, der mit Weiden bepflanzt
war, der Brand häufiger vorkam, als an den übriz-
gen Stellen. Hier wurde höchst wahrscheinlich die
Lebensthätigkeit der Weizenpflanzen durch den
Schatten der Bäume noch mehr geschwächt und
ihr Organismus noch mehr gestört, und es half
so eine Ursach der andern die Krankheit vermehren.

Auf diesem Weizenfelde fand ich auch, was
sonst nicht so gar leicht vorkommt, Stauden, wo
einige Aehren brandig und einige gesund waren.
Ja sogar, was noch seltner ist, ich fand auch Aeh-
ren, die brandig waren und in denen sich einzelne
gesunde Körner fanden. Wie läßt sich nun dies
erklären? Ist nicht die Sache vielleicht so: die
Stauden trieben in der Erde nach allen Richtun-
gen eine Menge Wurzeln. Bei dem noch wenig
zersetzten Dünger konnte es nicht fehlen, daß nicht
manche von diesen Wurzeln in ein Plätzchen schlus-
gen, was geiler war, als wo die andern eindran-
gen. Nun wurden wahrscheinlich dem Halme, wor-
auf der Brand stand, durch die erstern, und der

gesunden Aehre ihre Nahrung durch die letztern
zugeführt, und es ist alsdann natürlich, daß die
Constitution beider verschieden seyn mußte. Der
gesunde Halm wuchs in seinem gleichmäßigen Triebe
fort, wo hingegen der andere alles das erfuhr,
was ich von den brandigen Aehren überhaupt ge-
sagt habe. Daß diese Erklärung aber keinesweges
mit Gewalt herbeigezogen ist, dafür zeugt wohl
das, daß die Stengel, welche die Brandähren tru-
gen, und die mit gesunden auf Ein und demselben
Stocke standen, allemal kräftiger aussahen und
auch länger waren, als die gesunden. Was hin-
gegen die Aehren betrifft, die sonst ganz brandig
waren und doch noch einzelne gesunde Körner hat-
ten, so mußte die Sache ungefähr folgendermaßen
erklärt werden. Die der Aehre zugeführten Säfte
waren von der Art, daß der Brand in den zu er-
zeugenden Körnern nothwendig entstehen mußte,
nun aber sonderten sich von diesen durch das feine
Zellengewebe der Halms und Fruchtknoten doch
noch einige gute Säfte ab und erhielten das Korn,
dem sie zugeführt wurden, gesund. Das muß ich
hier noch bemerken, daß dennoch diese Körner ein
fränkliches Ansehen hatten.

Ich führe nun noch ein drittes Feld an, wo
die Erscheinung des Brandes wieder anders mo-
dificirt vorkam. Dieses war seiner ursprünglichen
Beschaffenheit nach mit den andern beiden ziemlich

gleich. Nur Düngung und Bestellungsart, folglich der dermalige Zustand des Bodens, war verschieden. Es hatte dieses nämlich 1818 Klee, 1817 Gerste und 1816 Kartoffeln und Rüben getragen. Der Klee stand sehr üppig und wurde den Sommer hindurch dreimal zur Grünfütterung abgemäht. Gegen Ende des Augusts wurde das Stück umgebrochen. Es blieb, nachdem es 14 Tage darnach eingeegget worden war, auf dieser Furche bis Anfang October liegen. Am 10ten und 11ten October ward es geackert, und am 13ten mit Weizen von derselben Sorte und der auch auf gleiche Weise, wie der von Nr. 1 und 2 behandelt war, besät. Es war aber dies Stück, wie aus dem Gesagten wohl schon klar ist, nicht frisch gedüngt worden, und der Weizen war sonach die 4te Frucht. Die Saat hielt hier im Herbst und im Anfange des Frühlings, wie natürlich, noch mehr zurück, als auf Nr. 2, und es kam der Mai heran, ohne daß man in einiger Entfernung etwas vom Weizen sah. Erst in der zweiten Woche des Mai fing er, so zu sagen, an aufzugehen. Aber nun entwickelte er eine bewundernswürdige Triebkraft. Die Saat wuchs fast zusehends, und in einigen Wochen war sie so schön, daß man keine schönere sehen konnte. Ihre Farbe war ziemlich dunkelgrün, aber doch nicht in dem hohen Grade, als die auf Nr. 2. Auch sah man nicht so viele vorzugsweise geil

wachsende Stauden. Die Zeit des Ausschießens und der Blüthe traf noch einige Tage später, als bei jener. Da die Aehren anfangen, Körner anzusetzen, merkte ich hin und wieder Brandähren, aber bei weitem nicht in dem Maasse, als wie auf Nr. 2, und man konnte hier kaum die dreißigste Aehre als brandig annehmen. Dies, dünkt mich, bestätigt das, was ich schon oben vom Brande bemerkte. Die Kleestoppeln waren nämlich im Herbste noch nicht zersezt, und dieser Prozeß ging erst im Frühjahre vor sich, aber doch bei weitem nicht so rasch, als wie bei dem Dünger, da dessen inwohnende Wärme denselben befördern half. Da diese Zersezung nun erst recht vor sich ging, als bereits die Wurzeln des Weizens ihre Nahrung für die Ausbildung des Stengels, und somit auch der Aehre, die bekanntlich sehr bald in demselben zu finden ist, suchten, so wurden diesen (nämlich dem Stengel und der Aehre) eine Menge Säfte zugeführt, die theils für die noch zu wenig erstarkte Lebensthätigkeit der Pflanze in zu großer Masse herandrängten, theils auch wohl noch nicht vorbereitet genug waren, eine ganz gesunde Nahrung für sie zu geben. Dies traf nun natürlicher Weise die schwächsten Pflanzen ganz besonders, und in diese wurde nun der erste Keim der Krankheit des Brandes gelegt. Stärkere konnten natürlich durch ihre mehrere Lebensthätigkeit diese Säfte eher ver-

arbeiten, und die auch nicht vollkommen genug zubereiteten sich durch ihren stärkern Organismus selbst zubereiten. Daß hier weniger Brand vorkam, als auf Nr. 2, ist wohl natürlich, da hier die Weilheit des Ackers nicht so groß, folglich auch das Herandrängen der Säfte nicht so stark war, mithin hier manche Pflanze) die, um mich so auszudrücken, einen mittlern Grad von Kraft hatte) gesund bleiben konnte, was dort nicht der Fall war. Auch fand ich auf diesem Felde keine Stauden, wo gesunde und brandige Aehren darauf standen; welches wohl daraus zu erklären ist, daß die in der Erde zerlegten Kleestoppeln keine so unverschämte und ungleiche Weilheit geben konnten.

Daß übrigens die von mir in diesen Fällen vermutheten Ursachen den Brand im Weizen wirklich erzeugen, kann, dünkt mich, auch daraus bewiesen werden, daß auf dem Weizenfelde Nr. 1 gar kein Brand zu finden war, obgleich der Saamen und die ursprüngliche Beschaffenheit des Bodens mit den andern beiden gleich war. Denn bei diesen war durch das frühere Unterbringen des Düngers und das mehrmalige Durcharbeiten desselben mit dem Boden, dieser in einen gleichmäßigen und ruhigen Zustand versetzt. Der Weizen, der noch dazu früher gesäet war, fand hier gleich Anfangs die ihm zuträgliche Nahrung gehörig vorbereitet. Auf diese Weise wurden die Pflanzen vom

ersten Aufkommen an gekräftiget. Wenn nun auch wirklich bei der eintretenden Fruchtbarkeit im Frühjahr denselben eine größere Masse von Nahrungssäften zugeführt wurde, als Anfangs geschehen war, so waren diese doch schon mehr zubereitet, und die Lebensthätigkeit der Pflanzen und ihr ganzer Organismus war so stark, daß der angeführte Umstand bei ihnen die Krankheit des Brandes nicht erzeugen konnte.

Nach diesen vorausgesetzten Beobachtungen und Erfahrungen will ich es nun versuchen, eine Theorie über den Brand im Weizen aufzustellen, d. h. ich werde die verschiedenen Ursachen, die seine Entstehung begünstigen und sodann auch die Vorsichtsmaßregeln und Schutzmittel anführen, die man theils bisher dagegen schon anwandte, und die man theils in Rücksicht auf seine Entstehung anwenden kann, um diesem, oft so empfindlichen Schaden verursachenden, Uebel zu entgehen.

Wenn ich die Ursachen, welche den Brand im Weizen erzeugen, der natürlichen Folge nach anführe: so führe ich A. zuerst die an, welche im Saamenkorne liegen. Bei diesen komme ich nun vor's Erste auf die unreifen Körner, welche in dem Saamen-Weizen befindlich sind. Daß man diese Ursache größtentheils annimmt, und auch um sie zu heben, das Einkälken oder Einbeizen des Saamenweizes anwendet, ist allgemein bekannt. Uns

tersuchen will ich aber, in wiefern man hierin Recht hatte, oder ob man nicht auch zum Theil hierbei irrte. Man hatte allerdings Recht, wenn man den unreifen und unvollkommen ausgebildeten Körnern die erste Ursache des Brandes zuschrieb. Denn aus diesen konnten nur schwache Pflanzen entstehen und diese waren sodann, wenn der Boden die weiter befördernde Ursache des Brandes in sich trug, dieser Krankheit ganz vorzüglich ausgesetzt, wie dies aus meinen oben angeführten Beobachtungen und Erfahrungen einleuchtet. Aus diesen geht aber auch hervor, wie sehr man irrte, wenn man diesen unvollkommenen Saamen-Weizen für die alleinige Ursache des Brandes hielt. Daher mußte man denn auch nothwendig irre werden, wenn man sah, daß von einerlei Saamen oft an einem Orte Brand und an dem andern keiner entstand. Ob dies gleich ganz natürlich erfolgen mußte, wenn der Zustand des Bodens auf den verschiedenen Feldern und die Zeit der Einsaat verschieden war.

Ferner behauptet man ziemlich allgemein, daß Saamen, der mit Brand-Staube beschmutzt ist, jedesmal wieder Brand bringe. Es kann dies vielleicht öfters der Fall seyn, aber dann ist der entstandene Brand gewiß noch von andern Ursachen, als dem Brandstaube entstanden. Denn ich kann, nach allen meinen darüber gemachten Erfahrungen und nach den Beobachtungen alter denkender Lande

wirthe dem Brandstaube durchaus jene ansteckende und fortpflanzende Kraft nicht einräumen, die man ihm so häufig zuschreibt. Denn ich und die eben gedachten erfahrenen Landwirthe haben mehr als einmal uns überzeugt, daß brandiger Weizen (worunter ich, zur Vermeidung von Mißverständnissen sey es gesagt, immer mit Brandstaub beschmutzten meine) ohne alle Vorsichtsmaßregeln, dennoch völlig guten gebracht hat. Sobald der oben beschriebene günstige Zustand des Bodens dazu kam, konnte er dies auch. War dies aber nicht, nun, dann brachte auch völlig guter Weizen Brand in gleichem Maße. Es ist daher eine ganz unnütze Angstlichkeit, wenn man dem Weizenbrande eine so große Ansteckung zuschreibt, daß sogar alsdann völlig guter Weizen jedesmal Brand bringen solle, wenn z. B. brandiger nur neben ihm ausgedroschen worden, oder neben demselben auf dem Speicher gelegen habe, oder auch nur in Säcke gebracht worden wäre, in denen zuvor brandiger Weizen war. Dies hieße dem Weizenbrande eine pestartige Ansteckung zuschreiben, und wir müßten bei dieser Voraussetzung schon seit Jahrhunderten kein gesundes Weizen-Korn mehr haben.

Indeß würde man mich sehr mißverstehen, wenn man glauben wollte, ich nehme an, daß man von brandigem Weizen niemals wieder brandigen haben werde. Unter gleichen Umständen hat man

von demselben gewiß eben so viel Brand als vom guten. Ja ich stehe sogar nicht in Abrede, daß der Brandstaub, wenn er so häufig an dem Saamenkorne klebt, wohl wieder eine Veranlassung zum Brande werden könne. Denn da in dem brandigen Saamenkorne eine wirkliche und gänzliche Verwesung vorgegangen ist, wie dies der Geruch beweist: so kann der Staub hiervon wohl nachtheilig auf die, durch das mit diesem Staube beschnitzte Korn dringenden Wurzeln und auf den Keim wirken und so die Pflanze schon in ihrem ersten Entstehen schwächen. Und diese Schwäche ist es ja nach meiner und so vieler andern Landwirthe Ansicht, welche die erste Veranlassung zum Brande giebt. Sonach ist es allerdings eine sehr lobenswerthe Vorsicht, den Weizen vor der Saat erst von diesem Staube zu befreien, und noch außerdem das Schuttmittel des Einkalkens anzuwenden.

von B. Die zweite Ursach der Entstehung des Brandes im Weizen ist, und das sehr oft, die allzu späte Einsaat desselben, und dies ganz vorzüglich alsdann, wenn zum Weizen erst vor der Saathurthe gedüngt wird.

Welchem Weizen-Erbauer, besonders wenn er dies schon mehrere Jahre ist, sollte es wohl unbekannt seyn, daß Weizen, der früher eingesäet worden ist, weit weniger und seltener Brand bringt, als spät gesäeter. In Schlesien wenigstens dürft

ten wohl wenige Landwirth, die viel Weizen bauen, seyn, die dies nicht wüßten, und dies ist ohne Zweifel überall, wo Weizen gebaut wird, als allgemeine Regel bekannt. Man ist deshalb, wenn man ihn nicht zeitig genug in die Erde bringen kann, immer weit mehr wegen des Brandes besorgt und wendet auch deshalb mit desto größerer Aufmerksamkeit die dagegen bekannten Schutzmittel an. Besonders ist dies der Fall, wenn man ihn in den Herbstdünger säet. Und dennoch entgeht man nicht jedesmal diesem Nachtheile, wie die von mir oben erzählte Erfahrung beweist. Es kann freilich oft entweder der Herbst so günstig seyn, daß die Pflanzen noch stark werden, und die Zersetzung des Düngers schon beginnt. Dazu kann ein eben so günstiges Frühjahr kommen, welches die Triebkraft der Erde nicht anfangs zurückhält und dann auf einmal entwickelt. In diesem Falle wird man freilich das Uebel des Brandes bei der angeführten späten Einsaat nicht empfinden. Klar ist übrigens wohl von selbst, daß der Grund, warum der später gesäete Weizen mehr dem Brande unterworfen ist, als der frühere, fast ganz derselbe ist, wie bei den unreifen und unvollkommen ausgebildeten Körnern. Denn beides erzeugt schwächere Pflanzen und also mehr Hinnneigung und Empfänglichkeit für Krankheiten.

C. Die dritte Ursache des Brandes im Weiz

gen ist nun ganz besonders der dermalige Zustand des Bodens, wenn ihm Weizen anvertraut wird. Unter diesem Zustande aber verstehe ich keinesweges die verschiedenen Grundmischungen desselben, z. B. wieviel er von Natur Ton, Sand, Humus u. s. w. enthält, sondern in wiefern diese Grundmischungen, theils durch seine Bearbeitung und Behandlung, theils durch Düngung gerade in der gegebenen Zeit verändert und durch die Verschiedenheit derselben in ihren Einwirkungen auf das Wachsthum des Weizens gemäßigt oder erhöht werden. Denn durch diese Veränderung wird doch im Boden selbst dessen Kraft, sein Reichthum, seine Thätigkeit mehr oder weniger gesteigert. Und daß auf den Weizen, der hierbei wohl zärtlicher als alle andern Getreidearten ist, diese Veränderung einen unverkennbaren Einfluß äußern, daß sie zu seinem Wohl- oder Uebelbefinden entscheidend einwirken müsse, ist wohl außer Zweifel. Daß aber auch dieser Einfluß sich auf die Vegetation des Weizens und auf die Erzeugung des Korns wirklich äußere, und derselbe sehr häufig die alleinige Ursach des Brandes sey, werde ich bald deutlicher zu beweisen suchen.

In einem Boden, wo alles, wenn ich mich so ausdrücken darf, in vollkommener Harmonie ist, d. h. wo die Thätigkeit z. B. mit der Kraft und dem Reichthume gleichen Schritt hält, oder um deutlicher zu seyn, wo die Thätigkeit nicht so ge-

reizt wird, daß sie die Kraft und den Reichthum des Bodens schneller aufzehrt, als es unter andern hinzukommenden Umständen, die diese Thätigkeit mäßigten, geschehen dürfte; wo ein Ueberreiz, der durch eine allzuhitige Düngung leicht erzeugt werden kann, durch die im Boden vorhandene natürliche Trägheit leicht gemindert wird: da wird der Vorrath von nährenden Stoffen in gleichem Maaße, auf eine Art, die den Pflanzen am zuträglichsten ist, vertheilt, und es ist also ganz natürlich, daß sich dieselben dabei sehr wohl befinden werden. Diese Erhöhung oder Verminderung der Thätigkeit des Bodens wird aber durch seine vorhandenen Bestandtheile nicht allein erregt, sondern es tragen hierzu die Einwirkungen der Witterung wohl beinahe eben so viel bei. Wo nun aber diese Harmonie gestört wird, da kränkeln die Pflanzen und gehen öfters schon vor ihrer Vollendung ihrem Untergange entgegen. Dieses Schicksal trifft nun auch vorzüglich den Weizen. Wird ihm die Nahrung auf einmal und in zu großem Uebermaße, und noch dazu vielleicht nicht einmal hinlänglich vorbereitet, zugeführt: so muß nothwendig hierdurch eine Störung in seinem feinen Organismus und sonach eine nachtheilige Einwirkung auf seine Lebensthätigkeit entstehen. Hieraus entspringt dann Kränklichkeit der Pflanze und die höchste Vollendung dieser Kränklichkeit ist beim Weizen der Brand.

Bei andern Getreide- und Pflanzenarten äußert sich dieser Einfluß verschieden. Manche schießen, unter den gedachten Umständen, üppig in die Höhe und fallen dann, wenn sie ihrer Vollendung entgegengehen sollen, um; andere verküppeln oder arten in ihren Saamen aus; und wieder andere bringen unter diesen Umständen gar keinen Saamen oder anstatt dessen mißgestaltete Erzeugnisse.

D. Die vierte, sich dem natürlichen Gange nach, hier anschließende Ursache des Brandes im Weizen kann nun seyn: die verschiedene Witterung schon im Herbst, hauptsächlich aber im Frühlinge. Wird der im Herbst etwas spät gesäete Weizen schon bei seinem Aufgehen durch nachtheilige Witterung zurückgehalten; wirkt diese Witterung zur gedachten Jahreszeit auch wenig oder gar nicht auf die Zersetzung des im Boden noch roh liegenden Düngers; kommt hierzu ähnliche Witterung im Anfange des Frühlings, und tritt nach dieser dann plötzlich Fruchtbarkeit ein: so lebt dieser schwach gebliebene Weizen auf einmal auf, so daß er in kurzer Zeit eine schwarzgrüne Farbe erhält. Ihm werden nun von allen Seiten eine Menge Säfte, zum Theil wenig vorbereitet, zugeführt, sein noch schwacher Organismus kann dieses Uebermaaß durchaus nicht so schnell verarbeiten, er wird mithin gestört; hierdurch wird die ganze Lebensthätigkeit der Pflanze gehemmt und der Anfang

fang der Krankheit ist da. Diese Krankheit nun geht mit dem Zunehmen der Pflanze fort. Sie zeigt sich zuerst in den Halmknoten, denn dort bewirkt sie eine Desorganisation. Zerschneidet man an brandigen Aehren dieselben horizontal und vergleicht sie mit denen von guten Aehren, welche man eben so zerschneidet, so findet man einen auffallenden Unterschied in dem Zellengewebe dieser Knoten. Auch sind in der Regel diese Knoten an den brandigen Aehren stärker und daher bei einiger Aufmerksamkeit schon äußerlich zu erkennen. Und dies rührt, dünkt mich, von dem übermäßigen Zufließen der Säfte nach dem Stengel, her, wodurch wohl gleichsam ein Sprengen der zarten Gefäße in den Halmknoten entstehen mag. Da nun diese, so zu sagen, die Filtrir-Maschinen für die Aehre sind, und alles für dieselbe und ihre Körner Nachtheilige durch sie ausgeschieden wird, so ist es wohl nicht zu verkennen, daß bei einer Destruktion dieses Zellengewebes viele dem Korne nachtheilige Säfte mit in die Höhe steigen und so demselben Krankheit bereiten müssen.

Nun wäre zwar die Erscheinung des Weizenbrandes, die bei geschעהner Herbstdüngung sich so häufig zeigt, erklärt; wie ist es aber dann, wenn der Dünger früher untergebracht, und durch mehrmalige Bearbeitung des Aekers bereits zerlegt und, mit dem Boden innig vermischt, also die oben so

genannte Harmonie des Bodens bereits vorhanden ist? Oder wie läßt es sich auch erklären, daß sogar auf magerem Boden, wo auch vielleicht der Weizen nicht einmal als erste Frucht gebaut wird, bisweilen Brand entsteht? Daß dies nur äußerst selten vorkomme, ist eine erwiesene Thatsache; und daß, wenn es vorkommt, alsdann vielleicht gerade alle übrigen von mir angeführten Ursachen, die des Boden-Zustandes ausgenommen, zusammentreffen, würde sich höchst wahrscheinlich bei genauer Untersuchung bestätigen.

Erinnern will ich aber jetzt nur noch, daß jene Säfte, welche unter den erwähnten Voraussetzungen den Weizenpflanzen allzuschnell und in zu großer Masse, dazu noch zu wenig vorbereitet, zugeführt werden, keinesweges als solche zu betrachten sind, die der ganzen Natur der Weizenpflanze heterogen wären. Es können vielmehr ganz dieselben seyn, welche sie sonst auch als Nahrung aufnimmt. Blos darin besteht der Unterschied, daß sie ihr zu wenig vorbereitet und auch vielleicht in einer andern Mischung, folglich auch in einem andern Verhältnisse zugeführt werden. So kann dann der Organismus und die Lebensthätigkeit der Pflanze, zumal bei den schwachen, wo beides gering ist, diese Säfte nicht schnell genug in eine für sie heilsame Nahrung umschaffen, und daraus muß nothwendig ein krankhafter Zustand entstehen.

Ehe ich zu den verschiedenen Schutz- und Sicherungsmitteln übergehe, die man bisher gegen den Brand im Weizen anwandte, und die Mittel, welche meiner aufgestellten Theorie über die Ursachen desselben zu Folge, gegen ihn wohl ziemlich sicher schützen können, anführe, glaube ich noch eine Ursach, welcher man bisher oft den Brand zuschrieb, anführen zu müssen. Es ist nämlich folgende:

Man glaubte, daß, wenn ungünstige Witterung, z. B. Nässe und Kälte zur Zeit der Blüthe des Weizens einfielen, so fände sich in diesem der Brand ein. Es setzten sich nämlich, so behauptete man, eine Art von Pilzen in der Aehre an, und diese Schmaroger-Gewächse tödteten das Korn und brächten es zur Verwesung. Wäre diese Ursache gegründet: so wären alle oben angeführten Ursachen unrichtig, und alle Erfahrungen, die man über dieses Uebel bisher gemacht hat, wären widerlegt. Denn wenn das Uebel erst dadurch entstände: so müßte es die Pflanzen ohne Ausnahme, d. h. ohne Rücksicht auf ihre Stärke oder Schwäche befallen. Oder wollte man auch annehmen, daß schwache Pflanzen später in die Blüthe treten, als starke, so müßte der Fall eben so häufig vorkommen, daß Letztere vom Brande befallen würden, als Erstere. Denn es käme sodann nur darauf an, ob in der frühern oder spätern Weizenz

blüthe die nachtheilige Witterung herrschte. Aber abgesehen davon, daß auf zwei neben einander liegenden Weizenfeldern, wo die Blüthe ganz zu einer Zeit trifft, dennoch auf dem Einen Brand in Menge, auf dem Andern gar keiner getroffen wird, welches ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt habe; so ist diese Meinung schon deshalb falsch, weil hier die Wirkung mit der Ursach verwechselt wird. Sollte man wirklich in oder an dem Weizenbrande Schwämme bemerkt haben: so sind diese gewiß nicht Ursach, sondern Folge der Krankheit. Setzen sich denn etwa diese Schwämme an gesunde Körper an? — Man sehe nur an den Bäumen. Da klammern sie sich gewiß nur immer an diejenigen an, die entweder schon ganz oder doch wenigstens halb abgestorben sind. Und am allerhäufigsten finden wir sie an den bereits in Verwesung übergegangenen Körpern. Da nun der Brand im Weizen eine wirkliche Verwesung ist, wie dies der Geruch der brandigen Körner deutlich beweist: so wäre es wohl möglich, daß man an diesen wirklich solche Schwämme gefunden hätte.

Nachdem ich nunmehr die verschiedenen Ursachen, welche den Brand im Weizen erzeugen können, angeführt habe, so gehe ich zu den Vorsichtsmaßregeln und den Schutzmitteln über, welche man gegen dieses Uebel anwendet oder anwenden kann. Ich führe zuerst die bisher dagegen anges

wandten bekannten Schutzmittel an, und mache alsdann aufmerksam auf das, was man meiner aufgestellten Theorie zu Folge zur Vermeidung des Brandes thun müsse.

Aus dem bisher Gesagten leuchtet schon ein, daß es höchst thöricht von mir seyn würde, diejenigen Mittel, welche man bisher gegen das Uebel des Brandes angewandte, verwerfen zu wollen, und zwar Einmal, weil ich dadurch meine eigene Theorie geradezu umstoßen würde und dann auch zweitens, weil es arrogant und lächerlich wäre, das, was Nachdenken und Erfahrung an die Hand gegeben hat, und was in so vielen Fällen als bewährt erfunden worden ist, unbedingt zu verwerfen, etwa damit es das Ansehen habe, als wäre man klüger, wie Alle, welche über die Sache früher nachgedacht haben, oder um sich dadurch ein großes Ansehen zu verschaffen, daß man etwas ganz Neues zu Markte bringe. Durch solche Sucht ist leider allen Wissenschaften und besonders auch dem Ackerbaue großer Schaden geschehen und man hat hierdurch meistens anstatt eine dunkle Sache aufzuklären, die Verwirrung nur vermehrt und das Auffinden der Wahrheit weiter hinausgeschoben. Meine Absicht ist vielmehr, die bisher gegen den Weizenbrand angewandten Schutzmittel zu prüfen, und zu untersuchen, ob und in wiefern sie

als wirkliche Schutzmittel gelten können, und mit meiner Theorie übereinstimmen.

1) Die allererste Vorsichtsmaßregel, die man wohl ziemlich allgemein nahm, ist nun die, daß man sich auf alle Weise hütete, keinen Weizen, der mit Brandstaube beschmutzt war, zu säen. Ob man gleich hierin zu weit ging, und diesem Staube eine Ansteckungskraft zuschrieb, die er, wie ich oben gezeigt habe, keinesweges hat: so ist es doch auch nicht gerade zu tadeln, wenn man diese Vorsicht anwendet, da, wie ich oben gezeigt habe, brandiger Weizen wohl öfters die Ursach zur Wieder-
Erzeugung des Brandes werden kann. Daß man übrigens, wenn man gerade brandigen Weizen säen muß, sich dadurch einigermaßen zu schützen sucht, daß man denselben erst von dem Brandstaube reinigt, ist ebenfalls mehr zu loben, als zu tadeln. Denn ob es gleich bisweilen wohl vorkommen kann, daß von brandigem Weizen neben guten gesäet, von Ersterem kein und von Letzterem sehr viel Brand entstehen könne, so ist dies gewiß höchst selten, und es sind dann bei dem guten (d. h. unbrandigen) Weizen gewiß andere Ursachen, welche ich bald weiter anführen werde, da, welche, wären sie bei dem brandigen vorhanden gewesen, in demselben eine ungleich größere Masse Brand zur Folge gehabt haben würden. Es kann nämlich dieser, den Brandstaub abgerechnet, sonst

durchaus fehlerfrei gewesen seyn, und er kann zu einer Zeit und auf einem in gutem Zustande befindlichen Boden gesäet seyn, wo alles dahin wirkte, seine hervorgebrachten Pflanzen stark und gegen alle Empfänglichkeit für den Brand unfähig zu machen. Bei den unbrandigen hingegen können eine Menge unreife und unvollkommene Körner gewesen seyn, der Boden kann außer Harmonie und die Bitterung so gewesen seyn, wie ich sie oben angeführt habe, daß sie den Brand begünstigt; und so läßt sich diese, anfangs widersprechende, Erscheinung sehr natürlich erklären.

2) Hütete man sich, wenn man dem Brande im Weizen entgehen wollte, vor unreifen Saamen. Man setzte bei solchem Saamen mit Recht voraus, daß, wenn auch der größte Theil der Körner reif wäre, sich deshalb doch eine große Menge von unreifen und unvollkommen ausgebildeten Körnern darunter befände, und daß diese Körner es wären, die den Brand zur Folge hätten. Daß sie auch wirklich, vermöge der aus ihnen entstehenden schwächern Pflanzen, weit eher Brand bringen müssen, als die vollkommenen Körner, ist wohl im Vorhergehenden ziemlich klar erwiesen. Daß aber diese Körner nicht die einzige und alleinige Ursache in sich enthalten; sondern vielmehr erst die andern einwirkenden Umstände hinzukommen müssen, um Brand hervorzubringen, ist wohl eben so gewiß.

Diese einwirkenden Umstände hier wieder anzuführen, würde nur eine unnütze Wiederholung seyn. Wie man aber, bei dem in Rede stehenden Saamen-Weizen diese unvollkommenen Körner unschädlich macht, darüber werde ich mich weiter unten, wenn ich vom Einbeizen oder Einkälken des Saamens sprechen werde, auslassen.

3) Eine andere und Haupt-Vorsichtsmaaßregel, die man zur Verminderung dieses Uebels anwendet, ist, daß man soviel dies immer möglich ist, den zu Saamen bestimmten Weizen seine völlige Reife erlangen läßt, und ihn besonders trocken zu erndten sucht. Man läßt dann auch häufig, wo es angeht, den Weizen, sobald er in die Schauer gebracht worden ist, verschlagen, und ihn sodann auf dem Speicher in freier Zugluft bei mehrmaligem Fortarbeiten bis zur Saat liegen. Dies Verfahren ist allerdings sehr vernünftig und zweckmäßig, und mannigfaltige Erfahrungen haben gelehrt, daß dies ziemlich sicher schützt. Die Sache verhält sich nämlich so: Wird der Weizen nicht völlig trocken eingebracht, so erhitzt er sich über einander, kommt in Gährung und wird, wie man sagt, muldrig. Bei dieser Gährung müssen nun nothwendig die Körner sehr leiden, und die ihnen inwohnende Triebkraft muß sehr geschwächt werden. Nun können aus diesen Körnern unmöglich so gesunde und

kräftige Pflanzen entstehen, als aus gut gepflegten. Kommt nun dazu noch ein Boden, dessen Düngung noch in der ersten Auflösung begriffen ist, und der also diesen schwachen Pflanzen eine zu große Masse von Nahrung zuführt, und noch dazu eine Nahrung, die für ihren ohnedies schwachen Organismus viel zu wenig vorbereitet ist: so muß die Lebenssthätigkeit der Pflanze gelähmt und Krankheit erzeugt werden. Es ist also keine übertriebene Sorgfalt und belohnt sich immer reichlich, wenn man sich bei der Gewinnung und Pflege seines Saamenweizens keine Mühe hat verdrießen lassen.

4) Sät man häufig, um sich vor dem Brande zu sichern, alten, d. h. überjährigen Weizen. Alle diejenigen, welche dies thun, behaupten, daß man hierbei fast immer vor dem Uebel gesichert sey. Obgleich nun in manchen landwirthschaftlichen Schriften schon mehrere Stimmen darüber laut geworden sind, daß es kein so ganz untrügliches Mittel sey, und daß man auch bei seiner Anwendung schon Brand gehabt habe, so wird dies gewiß nur höchst selten vorkommen, und nur dann, wenn die übrigen einwirkenden Ursachen vorherrschend sind. Und diese kann man doch auch zum Theil vermeiden.

Wir wollen nun sehen, ob, wenn diese Vorsichtsmaaßregel schützt, dies mit meiner vorausgegangenen Theorie übereinstimme oder nicht. Zuvor

derst ist wohl für gewiß anzunehmen, daß Niemand überjährigen Weizen säen werde, von welchem er nicht gewiß überzeugt ist, daß er trocken geerntet worden. Wäre er hierin nicht vorsichtig, so würde er sich der Gefahr aussetzen, wenig oder gar keine Saat zu haben, weil in verdumpften Weizen alle innere Triebkraft erstickt wäre, und mithin keine oder doch nur sehr wenige Körner aufgehen würden. Hierdurch nun erlangt man den Vortheil des trocken geernteten Weizens, den man bei der dritten Vorsichtsmaaßregel auch hatte. Ferner muß überjähriger Weizen, wenn er noch guten Saamenweizen abgeben soll, sorgfältig gepflegt seyn, d. h. man muß ihn durch öfteres sorgfältiges Umarbeiten vor dem Dumpfwerden geschützt haben. Durch dieses immerwährende Aussetzen an die äußere Luft verlieren die unvollkommenen Körner ihre völlige Keimkraft und nur die vollkommenen behalten dieselbe. Denn es ist eine erwiesene Thatsache, daß alle unsere Getreidearten durch längeres Aussetzen an die freie Luft nach und nach ihre Keimkraft verlieren; weshalb man auch überjähriges Getreide in der Regel etwas stärker säen muß. Dasjenige Saamenkorn aber, welches bei altem Saamen die Keimkraft noch hat, muß ein kräftiges gewesen seyn, und also auch eine kräftige Pflanze erzeugen. Daher kommt es denn auch, daß alles Getreide von überjährigem

Saamen zwar dünner aufgeht, aber, wenn es einmal da ist, weit kräftiger wächst, als diesjähriges. Der überjährige Weizen nun bringt nach dieser Voraussetzung weit kräftigere Pflanzen, und solche sind es ja gerade, die der Krankheit des Brandes fast nie oder doch nur höchst selten ausgesetzt sind. Zum Ueberflusse muß er nun auch noch früher gesäet werden, weil man weiß, daß sein Keim später hervorbricht. Da sich nun alle für die Gesundheit und Kraft des Weizens günstigen Umstände bei ihm vereinigen, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß er fast nie oder doch nur höchst selten dem Brande ausgesetzt ist. Sonach ist es allerdings sehr flug gethan, wenn es irgend angeht, zu Saamenweizen überjährigen zu nehmen.

5) Ist die erst vor einigen Jahren selbst in einigen Regierungs-Amtsblättern angegebene Vorsichtsmaaßregel gegen den Brand im Weizen anzuführen. Es ist folgende: Man will bemerkt haben, daß derjenige Saamenweizen, unter welchem es viele Körner giebt, die noch in den Spelzen oder Hülssen der Aehren sitzen, ganz besonders viel Brand erzeugen. Man gab an, Versuche mit solchen Körnern neben enthülseten gemacht zu haben, und es hätten dieselben ohne Ausnahme Brand gebracht, wo die letztern davon befreit geblieben wären. Obgleich nun dies nicht so apodiktisch wahr ist, indem ich selbst Erfahrungen vom Gegentheile

gemacht habe, so widerspricht dies keinesweges der von mir aufgestellten Theorie; sondern es ist, wenn auch diese unenthülseten Körner nur als dem Brande mehr ausgesetzt sich bestätigen, ein neuer Beweis für dieselbe. Denn nicht allein, daß diese in den Spelzen bleibenden Körner in der Regel die oben in der Lehre sitzenden sind, mithin auch zuletzt zur Reife kommen und auch wohl fast immer unvollkommener sind, als die enthülseten, wodurch sie in Rücksicht auf Begünstigung des Brandes in die Kategorie der unreifen Körner kommen, so hindert selbst die Hülse das erste Hervorbrechen des Keims, und befördert so im ersten Entstehen schon die Schwachheit der Pflanze, mithin auch die Hineigung zu Krankheiten.

6) Die fünf angeführten Stücke nun waren mehr Vorsichtsmaaßregeln als Schutzmittel und nur das Einkälken oder Einbeizen verdient eigentlich diesen Namen.

Dieses Einkälken oder Einbeizen des Weizens fällt so zu sagen die Lücke aus, welche bei den genannten Vorsichtsmaaßregeln immer noch bleibt, d. h. es läßt die Körner, welche schwache Pflanzen tragen würden, hierzu gar nicht erst kommen, indem es ihnen die Keimkraft benimmt. Wollte man bloß analog schließen, so würde man annehmen, daß eine Beize, welche in den schwachen Körnern alle Lebenskraft zerstört, auch auf die stär-

kern nachtheilig und wenigstens schwächend wirken müsse. Die Natur macht aber diesen Schluß zu einem Trugschlusse. Denn nicht allein vermindert diese, die schwachen Körner ertödtende Weize, die Lebenskraft der starken Körner nicht, sondern sie erhöht sie eher. Denn Saat von gefälktem Weizen kommt früher hervor und zeichnet sich in der Regel durch Frische vor der von ungefälktem aus.

Obgleich man zu diesem Einbeizen so mancherlei Sachen nimmt und Manche daraus ein großes Geheimniß machen, sich auch wohl dieses Geheimniß mit vielem Gelde abkaufen lassen, so glaube ich ist hierzu die Lauge, welche ich sogleich angeben werde, vollkommen gut und eben so schützend, als manche andre weit kostbarere Mittel, die sehr schwierig anzuwenden sind, und sehr oft, wenn man sie theuer erkaufen muß, auf nichts als Charlatanerie und Geldschneiderei abgesehen sind. Man nimmt nun bei der gedachten Lauge auf 10 Berliner Quart der schönsten Mistjauche (diese muß aber in Kübeln oder Tonnen in oder vor den Ställen gesammelt, und ja nicht, wie dies auch wohl oft der Fall ist, vom Regenwasser, das von der Traufe hineinläuft, verdünnt worden seyn) 1½ neue Preussische Meße gebrannten Kalk, wo möglich ungelöscht, obgleich ich ihn bereits zu Mehle zerfallen, auch noch wirksam befunden habe. Der Kalk wird über den Weizen geschüttet und zwar in dem Maasse, daß

allemal 1 Mäße auf einen Scheffel Weizen kommt. Man nimmt auch wohl zu diesem Kalk noch den zehnten Theil Kochsalz, welches ich aber nicht immer gethan und doch gleiche Wirkung gesehen habe. Wenn nun der Kalk gleichmäßig über dem Weizenhaufen vertheilt ist, dann wird die Sauche darüber gegossen und sodann der Weizen mehreremal nach allen Seiten durchgestochen, bis die Feuchtigkeits eingezogen ist. Hierauf wird der Haufen glatt gerundet und nach etwa 4 Stunden aufs neue durchgestochen und wieder fest und rund gemacht. Nach 6 Stunden wird dies wiederholt. Alsdann bleibt der Haufen bis zur Saat ruhig liegen, und es ist um so besser, wenn man ihn zwei bis dreimal vier und zwanzig Stunden liegen läßt. Daß dies von großem Nutzen sey, wenn er nämlich so lange vor der Saat in der Beize liegen bleibt, fand auch der bekannte und so thätige Landwirth Lobbes im Ekevischen bewährt, wie dies der Regierungsrath Schwerz in dem ersten Stücke des vierten Bandes dieser Annalen anführt. Die Sache läßt sich auch leicht erklären; denn nun ist es unmöglich, daß noch eins von den unvollkommenen Körnern einige Lebenskraft behalten könnte. Die starken und vollkommenen hingegen treten gleich, so zu sagen, bei der ersten Berührung des Bodens in den Keim und treiben dann in gleicher Kraft fort.

Nachdem ich nun die Ursachen des Brandes im Weizen und die bisher gegen denselben angewandten Vorsichtsmaassregeln und Schutzmittel angeführt habe: so wird es leicht werden, hieraus ein Hauptresultat zu ziehen, und dann auszumitteln, ob es, wenn man auch bisher noch kein absolut schützendes und alleiniges Mittel gegen dieses Uebel hatte, nicht möglich seyn sollte, sich durch mehrere angewandte Vorsichtsmaassregeln und Schutzmittel so ziemlich in allen Fällen dagegen zu verwahren. Dies muß allerdings möglich seyn; denn kommen wir den Ursachen desselben zuvor und heben sie auf: so hört auch die Wirkung auf.

Wir haben aber bei Auffuchung der Ursachen des Brandes gesehen, daß man ihm vorzüglich ausgesetzt war, wenn man den Weizen auf einen Acker, in welchem der Dünger zur Zeit der Einsaat noch nicht zersezt war, und noch dazu spät im Herbst, säete; ferner, wenn der Saame viel unreife und unvollkommene Körner enthielt; oder wenn derselbe mit Brandstaube beschmutzt war; dann, wenn viel Körner darunter waren, die noch in den Spelzen saßen. Als Schutz- und Sicherungsmittel dagegen bewiesen sich nach mancherlei Beobachtungen und mannigfaltigen Erfahrungen: das Einkalken; das frühere Säen im Herbst; die Wahl des überjährigen Weizens zu Saamen und

besonders auch das trockene Einbringen des Saamenweizens und die sorgfältige Pflege desselben.

Hieraus ergeben sich nun für die Vermeidung des Brandes folgende Regeln:

1) Man bringe den Dünger auf dem Felde, welches Weizen tragen soll, so zeitig als möglich im Jahre unter, bearbeite, um dessen Zersetzung und innige Vermischung mit dem Boden zu bewirken, den Acker recht sorgfältig, lasse ihn aber vor der jedesmal wiederholten Bearbeitung erst immer gahr werden, d. h. man lasse ihn seine Fäulniß erst bekommen. Dies sieht man am besten daran, wenn sich an den vorstehenden Klößen ein grünes feines Flechtenmoos anlegt. Man sagt dann, der Acker beschlägt grün. Sobald man dies an ihm bemerkt, kann man ihm ohne Bedenken die folgende Furche geben. Achtet man aber darauf nicht, und stört den Acker in seiner innern Gährungs- und Zersetzungsperiode, so wird man nicht allein sich seine Bearbeitung erschweren und manchmal eine Furche umsonst geben, sondern man wird auch bei dem Weizenacker seine vollendete Gährung und daraus entstehende Harmonie stören, und hierdurch selbst bei früh untergebrachtem Dünger und öfterer Bearbeitung des Bodens der Gefahr des Brandes ausgesetzt seyn. Die Einsaat des Weizens suche man sodann, wenn man die eben gedachte Aufmerksamkeit bei der Zubereitung des Ackers an-
ge-

gewandt hat, wo möglich noch vor Michaelis zu vollenden.

Hat man dies genau beobachtet und ist der Saame von den bereits oben angeführten guten Eigenschaften, so ist dann ziemlich sicher anzunehmen, daß man keinen Brand haben werde. Da man jedoch nicht voraussehen kann, ob nicht die oben beschriebene auf die Krankheit des Brans des befördernd wirkende Witterung im Herbst oder Frühlinge eintreten und sonach doch aus manchen nicht ganz kräftig gewordenen Pflanzen dens noch Brand entstehen könnte, so ist es immer anzurathen, das Einkalken noch zum Ueberflusse anzuwenden; und dies kann man ja um so eher, da die Sache ja nicht kostspielig und die Arbeit dabei auch nicht schwierig ist.

2) Zum Saamen wähle man völlig reifen, trocken geernteten, wo möglich bald nach Einbringung gedroschenen und mit keinem Brandstaube beschmutzten Weizen. Ist er letzteres, so befreie man ihn durch Waschen von dem Brandstaube. Jedoch ist hierbei große Aufmerksamkeit nöthig, damit man ihn bald nach dem Waschen der freien Luft aussetze und ihn so schnell als nur immer möglich ist, wieder abtrockne. Wäre man hierbei nachlässig, so könnte er leicht muldrig oder dumpfig werden, und man hätte durch Wegschaffung eines kleinen Uebels ein weit größeres herbeigeführt. Kann man aber

gut gepflegten überjährigen Weizen zu Saamen haben, so thut man auf jeden Fall am besten, diesen vor jedem andern zu wählen.

3) Wo man aber den Saamen nicht von allen genannten guten Eigenschaften haben kann, da fälte oder beize man ihn ein. Dies muß aber mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt geschehen, d. h. man muß genau darauf sehen, daß auch alle Körner von der Lauge befeuchtet werden. (Im Vorbeigehen gesagt, dies mochte wohl bei mir bei dem Saamenweizen auf den oben genannten Aeckern Nr. 2 und 3 vielleicht nicht geschehen seyn, weil ich bei dem Einbeizen nicht selbst zugegen seyn konnte. Wäre es geschehen, so wäre vielleicht weniger Brand da gewesen, obgleich er nicht ganz ausgeblieben seyn würde, da Bodenzustand und Witterung ihn dort begünstigten.)

Die kleinste Saumseligkeit bei diesem Einfälten bestraft sich oft hart. Den Weizen kann man und zwar wie oben gezeigt, mit großem Vortheile zwei bis dreimal vier und zwanzig Stunden in der Beize liegen lassen. Nur ist besonders darauf zu sehen, daß man nach dem letzten Umstechen den Haufen fest schließe, d. h. ihn so rund und fest mache, daß er eine gänzlich glatte Oberfläche habe. Wie sehr aber dies sorgfältige Einbeizen bei fehlerhaftem Saamenweizen (so muß aller der genannt werden, welcher nicht alle die oben angeführten

guten Eigenschaften hat) schütze, davon habe ich mich früherhin schon öfters, und vorzüglich auch das vergangene Jahr überzeugt. Es war nämlich der eingebeizte Weizen auf einem Felde verbraucht, und noch einige Beete zu besäen übrig. Erst noch welchen einzufälken und diese Beete so lange liegen zu lassen, war mir zu weiträufig; sie wurden daher mit ungebeiztem Weizen besäet. Hier war aber die Sache so auffallend, daß bei dem ersten Wurfe von diesem, Brand, und zwar ziemlich viel, da war, während der andere ganz davon befreit blieb. Ich hatte nämlich das Jahr vorher, d. i. 1819, meinen Weizen nicht trocken erndten können, weil gerade zur Zeit der Weizenerndte in unserer Gegend eine dreiwöchentliche Regenperiode einfiel. Dazu kam noch, daß der Dünger auf dem Acker, wo ich diese Erfahrung machte, erst Mitte August nach Früherbsen untergebracht worden war. Bemerkenswerth war es daher, daß ich dennoch von diesem fehlerhaften Saamen auf dem ganzen übrigen Felde vom Brande verschont blieb und nur die wenigen Beete, wo der ungefälfte hingekommen war, davon befallen wurden.

Wenn man daher alle diese Vorsichtsmaaßregeln genau befolgt, und jede Abweichung davon, so wie alle Saumseligkeit dabei vermeidet, so wird man von dem Uebel des Brandes gewiß höchst selten heimgesucht werden. Auch giebt es wirklich

schon Landwirth, die sich die Befolgung derselben so zu eigen gemacht haben, daß es ihnen schwer werden würde, davon abzuweichen. Diese kennen aber auch den Brand beinahe nur dem Namen nach.

Ich habe im Zusammenhange meiner Abhandlung keine Rücksicht auf eine Vorsichtsmaaßregel mancher alten Landwirth genommen, weil sie mir einem Vorurtheile und Aberglauben gar zu ähnlich sieht. Es ist nämlich diese: den Weizen nur im abnehmenden, oder wie sie es nennen, im alten Monde zu säen. Diejenigen, welche hierin nun gar nichts versehen wollen, behaupten: man müsse auch die ganze Ackerbestellung im abnehmenden Monde vornehmen. So müsse z. B. der Dünger zum Weizen in dieser Zeit untergebracht werden, und eben so auch die weitere Bestellung, als Wenden, Rühren &c. ja nicht im zunehmenden Monde geschehen. Diese Landwirth nun leben und sterben darauf, daß, wenn sie dies jedesmal mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet hätten, sie allemal vom Brande verschont geblieben wären.

Da ich mir es in dieser Abhandlung durchaus zum Gesetze gemacht habe, keine Meinung über die Entstehung des Brandes im Weizen, und kein mir bekanntes Mittel, welches man zeither als Schutz dagegen angewandt und empfohlen hat, geradezu zu verwerfen, sondern vielmehr alles einer strengen Prüfung zu unterwerfen und das Wahre vom Fals

schen zu sondern, so will ich dies auch bei dieser Meinung thun. Zuerst müssen wir hier aber bedenken, daß bei allen solchen alten Regeln, sie mögen nun auf Ackerbau oder auf das ganze übrige Leben Bezug haben, gewöhnlich hinter einer Art von Aberglauben ein verborgener sehr richtiger Sinn steckt. Beispiele hiervon kommen im gemeinen Leben in Menge vor, so daß es unnütz wäre, einzelne hier anzuführen. Sollten nun die Alten hinter das Bestellen des Weizens im alten Monde nicht vielleicht die Regel versteckt haben: Bei dieser edelsten der Getreidearten vorzüglich alles zur rechten Zeit zu thun? — Fängt man z. B. im alten Monde gegen Johannis an, die Brache umzubrechen, so wird man vor oder nahe an Michaelis zur Saat kommen, und also gerade die richtige und beste Zeit wählen. Denn wollte man die Saat alsdann wieder noch bis zum alten Monde verschieben, so würde man bis gegen den November hinausrücken, und da wird wohl, wenn nicht außerordentliche Umstände obwalten, selten jemand noch Weizen säen. Hierzu kommt nun, daß wenn man die gegebene Regel genau befolgt, man gerade immer, wenn die Witterung nicht etwa gar zu nachtheilig ist, den Boden in der richtigen Gahre, wie man das nennt, bearbeitet und so meine oben gegebene, Regel befolgt. Wir wollen die Sache durch ein Beispiel erläutern. Gesezt das

letzte Mondsviertel trifft den 20sten Juni, und ein Landmann, der darauf achtet, bricht da seine Bräthe um, so wird er gegen den 18ten bis 20sten Juli, also gerade vor der Erndte, wo noch Zeit ist, wenden, den 16ten bis 18ten August rühren und ungefähr den 15ten bis 18ten September zur Saat ackern und diese gegen den 20sten bestellen. Hat er nun bei der ersten Furche den Dünger untergebracht, und ist die Witterung nur gewöhnlich, so wird sein Acker bei der Saatbestellung in einem dem Weizen vorzüglich günstigen Zustande seyn und die natürliche Folge ist sodann, daß er für Krankheiten und also auch für den Brand wenig oder gar nicht empfänglich ist. Die Sache könnte sich vielleicht, wenn einer im Vollmonde anfänge und dieselbe Ordnung beobachtete, eben so gut machen; aber da würde sich die Regel, die für den gemeinen Mann einfach und faßlich seyn muß, verwirren, und ihre Befolgung würde bald aufhören. Ueberdies läßt es sich ja eben so wenig behaupten als widerlegen, ob nicht das Licht des Mondes hier einen von uns noch unerforschten Einfluß haben kann.

Ehe ich nun das alles, was ich über den Steinbrand im Weizen gesagt habe, schließe, muß ich noch auf etwas aufmerksam machen, was meine Theorie bestätigen hilft.

Es ist nämlich erwiesen, daß alle Weizengattungen, welche einen sehr starken und harten Halm

treiben, äußerst selten und fast nie dem Brande ausgesetzt sind, wie z. B. der röthliche glatte ägyptische Weizen, welcher, wie der Freiherr v. Witten im 2ten Stücke des 5ten Bandes der Mögling'schen Annalen versichert, nach zehnjährigem Anbaue noch keinen Brand gehabt hat. Dieser hat starkes Stroh und festen Wuchs. Ferner der Arnaut, den manche auch Atrakfanischen Weizen nennen. Dieser hat ebenfalls ein hartes festes Stroh, und in den sieben Jahren, daß ich ihn angebaut und jedesmal ohne angewandte Schutzmittel gesäet habe, weder Stein- noch Flugbrand gebracht. Bei diesen Weizengattungen steht also vermöge ihres kräftigen Wuchses die ihnen inwohnende Lebensthätigkeit immer über den ihnen zugeführten Säften, und das Verhältniß wird nie, oder doch gewiß nur höchst selten zum Nachtheile der ersteren aufgehoben.

Sollte ich nun auch in meiner Theorie geirrt haben; sollte auch vielleicht so manches Vielen nicht einleuchten, oder nach dem Urtheile Mancher mit der Natur der Sache nicht ganz übereinstimmen, so bin ich doch hinlänglich belohnt, wenn ich durch meine aufgestellten Ansichten zur weitem Untersuchung aufgemuntert, oder auch durch manche Irrthümer, in die ich wohl gerathen seyn kann, scharfsinnigen und denkenden Landwirthten zur Widerlegung dieser Irrthümer Veranlassung gegeben habe.

Denn dadurch gerade kann eine Sache, die es wegen ihrer Wichtigkeit wohl verdient, aus dem chaotischen Dunkel, in welchem sie bisher noch immer gehüllt war, gezogen werden. Sehr glücklich aber würde es mich machen, wenn man es der Mühe werth hielte, auf der von mir betretenen Bahn fortzugehen, und darauf zur Wahrheit, um die es mir allein zu thun war, gelangte.

Daß ich übrigens weit davon entfernt bin, blos etwas Neues zu Markte bringen und dadurch einiges Aufsehen erregen zu wollen, davon giebt wohl die ganze Abhandlung das sicherste Zeugniß. Denn ich habe, wie ich auch schon im Anfange bemerkte, weniger darnach gestrebt, neue Ursachen des Uebels aufzufinden, als ich mich darum bemühte, den bisher angenommenen Ursachen nachzuforschen, und ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu beweisen, und dadurch das bisher über das Uebel Bekannte als Bruchstücke zu einem wo möglich zusammenhängenden Ganzen zu sammeln.

II. Der Flugbrand.

Es bleibt mir nun jetzt noch übrig, Einiges über den Flugbrand zu sagen.

Dieser scheint, dem ersten Anblicke nach, mit dem Steinbrande, wenn wir blos auf den Staub sehen, der bei der Zerreibung von beiden Arten entsteht, ziemlich nahe verwandt zu seyn; ob dies

gleich aus sehr vielen Ursachen nicht gut möglich ist. Denn erstens befällt der Flugbrand fast alle uns bekannten Getreidearten, der Steinbrand hingegen ausschließlich nur den Weizen. Ferner zerstört der Flugbrand die ganze Aehre, der Steinbrand hingegen läßt die Aehre vollkommen und zerstört nur ihre Körner. Und dann finden wir im Weizen häufig die eine Art, während wir von der andern keine Spur entdecken. Und dies dünkt mich, wäre, wenn einerlei Ursachen auf ihre Entstehung wirkten, geradezu unmöglich.

Ueber den Flugbrand sind wir bis jetzt noch mehr im Dunkel, als über den Steinbrand, und das theils deswegen, weil man ihn häufig mit diesem verwechselt, theils aber auch, weil er bei weitem kein so großes und empfindliches Uebel ist, und man daher auch weniger sich mit seiner Erforschung abgab, und weniger dahin arbeitete, Mittel gegen ihn aufzufinden.

Wenn wir nun den Ursachen seiner Entstehung nur einigermaßen nachforschen wollen, so müssen wir uns zuvörderst durch Beobachtungen überzeugt haben, wo und unter welchen Umständen er sich vorzüglich häufig zeigte. Uebrigens ist es nicht unbekannt, daß es Jahre giebt, wo er fast gar nicht vorkommt, und wieder andere, wo er sich äußerst häufig findet. Man behauptet zwar, daß er sich besonders da in der Regel zeige, wo ein

steiniger, sehr trockner und humusarmer Boden wäre; jedoch ist dies nur zum Theil und zwar mit großer Einschränkung wahr; und er findet sich auch sehr oft auf Boden, der von dem beschriebenen gerade das Gegentheil ist. Und zwar sind hierin, wie ich schon gesagt habe, die Jahre gar sehr verschieden. Sehen wir nun auf diese, so ergiebt sich nach genauen Beobachtungen, daß er alsdann am allerschäufigsten vorkommt, wenn die Witterung bei der Einsaat ziemlich günstig, alsdann aber für die Vegetation sehr nachtheilig ist, und nachdem Letzteres eine kurze Periode angehalten hat, wieder fruchtbar wird. Wenigstens habe ich jedesmal diese Erfahrung gemacht. Daraus würde sich nun für die Ursachen desselben, nach meinem Ermessen, folgendes Resultat ergeben. Wenn bei günstiger Einsaat des Getreides eine Menge unvollkommener Körner zum Keimen oder Auflaufen kommen, diese sodann bei bald eintretender ungünstiger Witterung zurückbleiben, und hielte diese Witterung an, ganz untergehen würden; so kommen dieselben bei bald erfolgter Fruchtbarkeit doch zum Triebe. Aber die in ihnen schon beim ersten Aufkommen als Embryo schlummernde Aehre ist bereits schon vernichtet und so kommt sie auch schon aus dem Schoßbalge. Sie unterscheidet sich auch sehr wesentlich von den Aehren des Steinbrandes, indem sie mehr einer Vernichtung, die wie durch Feuer erzeugt ist, jene

hingegen mehr dem Verwesfen thierischer Körper ähnlich sieht. Ich spreche hier vom Steinbrande, während der Halm noch grün ist, und nicht, wenn das brandige Korn schon durre geworden ist, wo es freilich in seinem Staube viel Aehnlichkeit mit dem Staubbrande hat.

Die Ursachen des Staubbrandes kann man also gewissermaßen negativ nennen, indeß die des Steinbrandes wohl mehr positiv zu nennen seyn dürften. — Tritt nun, um die Erscheinung des Staubbrandes noch weiter zu verfolgen, gleich bei der Saat nachtheilige Witterung ein, und kommen also nicht so viele unvollkommene Körner zum Auf-
laufen, so wird auch dieser Brand weniger häufig vorkommen. Ist hingegen die Witterung im Anfange günstig, und wenn die Saat ein wenig empor ist, unfruchtbar, so bleiben diese kränkenden Pflanzen zurück und der Staubbrand kommt gar nicht zum Vorschein. Dann kann man, wenn man ein wenig aufmerksam ist, diese Stöcke, auf denen der Brand sich gezeigt haben würde, unten an der Erde sitzen sehen, und entblättert man sie, so findet man die Brandähre schon in ihnen. Bisweilen ist noch nicht die ganze Ähre von dieser Krankheit aufgezehrt, und besonders häufig findet man es an Hafer und Gerste, daß die Ähre zur Hälfte vom Brande verzehrt, und zur Hälfte noch gesund ist. Auch sind bisweilen die Spelzen noch

nicht vom Brande durchfressen, wo sie sonst an andern Aehren gänzlich zerstört sind. Bei den noch nicht ganz zerstörten Aehren hat sich noch einige Lebenskraft erhalten, die durch hinzugekommene günstige Witterung gehoben wurde, und so noch zum Theil etwas Gesundes liefern konnte. Hierin nun unterscheidet sich der Staubbrand sehr wesentlich vom Steinbrande, da dieser nur die Körner, nie aber die Aehre selbst und die Spelzen derselben zerstört.

Da dieser Staubbrand selten und fast nie in so großer Masse vorkommt als der Steinbrand beim Weizen; überdies auch mehr die weniger edlen Getreidearten befällt, und dann auch nicht das Nachtheilige hat, daß er, wie dieser, die gesunden Körner beschmutzt und ihren Werth dadurch herabsetzt; so hat man auf die Erforschung seiner Ursachen weniger Mühe verwandt, und auch weniger auf Mittel gedacht, ihm zu entgehen. Ob ich gleich gewiß glaube, daß man bei genauerer Erforschung des Uebels auch Mittel zu seiner Verhütung aufgefunden haben würde. Die vorzüglichste und vielleicht einzige wahre Aehnlichkeit hat er wohl übrigens mit dem Steinbrande darin, daß er, wie ich glaube, auch aus unvollkommenen und schwachen Körnern entsteht. Nur seine weitere Ausbildung und die bei ihm fortwirkenden Ursachen sind beinahe das Gegentheil von denen des Steinbrandes.

Jedoch gestehe ich gern, daß ich meine aufgestellte Meinung über den Flugbrand keinesweges als unumstößliche Wahrheit ausgeben will und vielmehr bekennen muß, daß ich hierüber auch noch sehr im Dunkeln bin. Denn ich habe theils über diesen nicht so viele Beobachtungen angestellt, theils habe ich auch diese Beobachtungen mit keiner solchen Aufmerksamkeit und so comparativ gemacht, als wie beim Steinbrande im Weizen. Indes bin ich der Meinung, daß es wohl der Mühe lohnte, auch über diese Krankheit des Getreides strengere Beobachtungen und Untersuchungen anzustellen. Denn dieser Brand kommt oft doch auch in solcher Menge vor, daß er einen bedeutenden Rückschlag in der Masse des gewonnenen Getreides geben muß. Doch Zeit, Nachdenken und Erfahrung werden gewiß auch zur Aufhellung dieses Dunkels wirken.

Elsner.

V.

Meine Ansicht vom Brande.

Vom Staatsrathe Thaer.

Wenn ich mich vormals gegen das viele Geschreibe über den Weizenbrand geäußert habe, so geschah es, weil immer und ewig dasselbe wiederholt und Dinge, die schon hundertmal gesagt waren, als neue wichtige Erfahrungen, längst bekannte aber doch zuweilen fehlschlagende Mittel, als neue Entdeckungen und oft als Arcana angegeben und angepriesen wurden. So genaue und scharfsinnige neue Ansichten, Beobachtungen und Untersuchungen aber, wie die des Hrn. v. Bönninghausen und des Verfassers vorstehenden Aufsatzes, sind allerdings, wenn gleich gewissermaßen widersprechend, sehr schätzbar und wir dürfen hoffen, durch solche in der Kenntniß der Natur des Brandes ins

mer weiter und dahin zu kommen, daß wir ihn entweder durchaus verhüten oder in seltenern Fällen uns sagen können, er sey nicht durch Vernachlässigung irgend einer Vorsicht, sondern von unabwehbaren Natur-Ereignissen entstanden. Je länger ich den Brand selbst beobachtet und die Beobachtungen anderer erwogen habe, um desto mehr muß ich bei meiner alten Ansicht desselben beharren: daß er eine Krankheit sey, die aus mancherlei äußern einzelnen und verbundenen Einwirkungen entstehen könne, wozu aber die Prädisposition der Pflanze, vom Saamen her, mehrentheils schon angeboren sey; so daß ohne diese die Lebenskraft jeder Pflanze den nachtheiligen Einwirkungen widerstehe und nur selten den gehäuften unterliege; daß aber auch bei jener angeborenen Prädisposition die Pflanze oft glücklich durchkomme, wenn sie von äußeren schädlichen Einwirkungen nicht getroffen wird — daß daher gesundes, völlig ausgereiftes und vor aller Dampfigkeit bewahrtes Saatkorn besonders schütze — daß aber, wenn man von diesem nicht ganz sicher ist, kräftig angewandte Weizen, unter welchen die aus Kalk, Asche und Salz bestehende doch die meisten Erfahrungen für sich hat, unerläßlich seyn. In Ansehung der äußeren Einwirkungen haben wir nur die, welche aus einer fehlerhaften Bestellung, besonders hinsichtlich des Düngers entstehen, in unserer Gewalt und was

Hr. Elsner über die frische und nicht durchgearbeitete Düngung sagt, verdient besonders beachtet zu werden. Ich erinnere mich einer Beobachtung, die man, ich glaube im Jahre 1801, an der Elbe gemacht hat, wo man nämlich die ungeheuere Menge von Heringen, die den Strom ganz angefüllt hatte, auch zur Düngung gebrauchte, im Weizen aber lauter Brand erhielt, den man vorher nicht hatte.

Nach Fourcroy's und Vanquelin's chemischer Untersuchung des Brandes, die in mehreren deutschen Journalen, besonders in Hermbstädt's Archiv der Agricultur-Chemie Bd. IV. S. 296 mitgetheilt ist, ist der Brand nichts als ein Rückstand vom gefaulten Mehle, welcher, statt der Bestandtheile des letzteren, nämlich Stärke-Mehl, Kleber- und zuckerigen Bestandtheil, nur eine kohlig-ölige Substanz giebt, die einer Art Bitumen von thierischer oder vegetabilisch-thierischer Entstehung sehr ähnlich ist. Eine fast völlig gleiche Substanz giebt der durch Fäulniß zersetzte Kleber, und diese ist nur durch sehr feine mit Mühe wahrzunehmenden Schattirungen vom Brande zu unterscheiden. Diese Fäulniß des Klebers, sagt Fourcroy, müsse nothwendig der Bildung des Stärkemehls vorhergehen und sie verhindern, indem man sehr bestimmt wisse, daß letzteres, wovon sich in dem Brande keine Spur findet, durch die den Klebrigen

brigen Bestandtheil so stark angreifende Fäulniß keine Veränderung erleide. Es ist in dieser Substanz bei der Zerlegung freie Phosphorsäure enthalten und die Asche bestand aus phosphorsauren Kalk und Kalk. Von diesem rührt, in Verbindung mit dem vielen Hydrogen des öligen Antheils, der fischähnlich stinkende Geruch des Brandes her.

Die Physiker haben den Brand bald aus Thieren, bald aus vegetabilischen Gebilden entstehen lassen, je nachdem sie das eine oder das andere Naturreich mit ihrem Mikroskop in seinen kleinsten Urfängen verfolgten. Zu jenen gehört Fontana und Needham. Die Würmchen von der Art der Infusionsthierie und der Leuenhock'schen Saamenthiere sollen, wenn die Substanz des Korns trocken ist, unbelebt seyn, sobald sie sich aber wieder anfeuchtet, belebt werden. Needham will sie sogar bei ihrem Eintritt in die Wurzel bis zur Bildung des Korns verfolgt haben. Die Botaniker dagegen sehen den Brand für kleine Schwämme an, für welche sie ein eigenes Geschlecht unter dem Namen *Ustelago* constituirt haben. Hier von soll der Saamen entweder aus der Luft auf die Pflanze geführt werden; — wo es sich dann aber nicht erklären läßt, warum sich der Brand nicht äußerlich auf der Spelze sondern innerlich, wenn letztere noch fest geschlossen ist, bilde und sich erst äußerlich zeige, nachdem sie geplatzt ist — oder

er soll sich aus dem Saamenkorne in die Wurzel und von dieser durch den Halm, bis zu den sich bildenden neuen Korn hinziehen und sich dann daselbst fortpflanzen, welches fast noch unbegreiflicher wie die Wanderung der Needhamschen Thiere ist. — Daß man solche wirklich durch das Mikroskop gesehen habe, bezweifeln wir nicht; aber man braucht nicht ihre Entstehung aus Saamen und Eiern zu erklären, da es jetzt wohl ausgemacht ist, daß solche thierische und vegetabilische Gebilde der niedrigsten Stufe aus der thierischen und vegetabilischen Fäulniß, oder selbst aus einem absterbenden Organ ohne Saamen von der Natur hervorgebracht werden.

Uebrigens werden uns die chemischen und physischen Untersuchungen, wenn man sie auch noch vervollständigen könnte, nicht weiter in der Praxis führen. Wir müssen uns rein an die Beobachtungen der Weizenbauer halten. Und unter diesen sind immer diejenigen wichtiger, wo eine sonst bewährte Methode nicht geholfen hat, als die wo sie schützte; besonders wenn in jenem Falle alle Nebenumstände genau angegeben werden, damit man all diejenigen Einwirkungen kennen und möglichst vermeiden lerne, wodurch der Weizenpflanze diejenige Kranklichkeit, welche die Fäulniß des Korns vor seiner Bildung vorbereitet, zugezogen wird. Neue auf das Saatkorn wirkende Mittel, die von diesem und

jenem angepriesen werden und gewöhnlich nur Modifikationen der älteren sind, können schwerlich so viele Erfahrungen für sich aufstellen, als diese älteren schon haben. Wenn jemand auftritt und sagt: ich habe dies Mittel gebraucht und seit 10 und 20 Jahren keinen Brand gehabt, so muß man ihm antworten: du würdest unrecht thun, wenn du nicht dabei bliebest; aber wir können 20 andere aufstellen, die ein anderes Mittel eben so lange und eben so glücklich brauchten, und dennoch kennen wir Einen, bei dem es einmal nicht half; und was sichert uns, daß dies bei deinem Mittel nicht auch der Fall seyn werde? Ich habe Landwirthe gekannt, die geradezu den für einen schlechten Wirth erklärten, der Brand in seinen Geldern hätte, mir aber nachher selbst gestanden haben, daß sie ihn auch bekommen hätten und gleich zu einem andern Verfahren übergegangen wären. Aber in solchen Fällen will niemand genannt seyn und diese falsche Schaam ist es, was die Fortschritte unserer Erfahrungs-Wissenschaft so aufhält.

Th.

VI.

L i t e r a t u r.

I.

Ist der Kapsaatbau auf der Geest (Höheboden) wirklich so bedenklich, daß wir ihn aufgeben müssen? Und wirkt der Mergel nur auf einen Saatenumlauf? Beantwortet von Jacob Iversen zu Schwensbye in Angeln. Augustenburg 1821, in Commission bei Steinacker und Wagner in Leipzig.

Dies kleine Büchlein hat einen weit reichern Inhalt als der Titel besagt, und gehört zu den wichtigeren, die Theorie und Praxis des Landbaues fördernden, Schriften, die neuerlich erschienen sind. Es ist eine Streitschrift, hauptsächlich gegen die

im Bd. VII. S. 155 d. M. A. angezeigte Schrift des Hrn. v. Boght, die wiederum ein Gutachten über Hrn. Martens Schrift über den Rapsbau enthält, gerichtet. Sie ist als solche ein Muster der Bescheidenheit, ohne alle persönliche Animosität und Rechthaberei, und blos aus der Ueberzeugung von der Güte der zu vertheidigenden Sache hervorgegangen. Jedoch ist das, was man fast in allen Streitschriften, besonders aber in denen unsers Faches, findet, auch hier nicht ganz vermieden: daß dem Ganzen und einzelnen Stellen des Gegners ein Sinn beigelegt sey, den sie wirklich nicht haben oder, wie man aus andern Stellen sieht, nicht haben sollten. Dies und einige Mißverständnisse bei den Boghtschen, beispieiswegen gegebenen, Fruchtbarkeits-Berechnungen scheinen eigentlich nur den Gegenstand des Streits zu constituiren. Jedoch kann man auch nicht sagen, daß es ein bloßer Wortstreit sey. Herr Martens hatte für seine Schrift das Motto gewählt:

Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf.
Dies ist das Thema, welches der einen Stimme zum Grunde liegt. Die andre singt:

Gebrauch verleitet leicht zum Miß-
brauch

und so entsteht ein recht hübscher Accord aus tö-
nender Disharmonie.

In Betreff des Mergels gab H. v. B. in

seiner Schrift zu, daß durch selbiges im Weizen statt des 7ten das 10te, in der Gerste statt des 8ten das 16te, im Hafer statt des 10ten das 14te Korn gewonnen werden könne — daß, wenn die durch die stärkeren Ernten verursachte Erschöpfung im Dünger wiedergegeben werde, eine Tonne Landes, wenn der Acker wieder zur Weide niedergelegt wird, für eine Kuh zureiche, wenn vorher anderthalb Tonnen nöthig gewesen — daß da, wo der Kornerertrag um $\frac{1}{3}$ erhöht werde, der Strohertrag sich um das Doppelte vermehren könne, daß nach vollendeter Rotation die Zahl des Viehes um die Hälfte vermehrt werden könne, und daß ihm Beispiele bekannt, wo dies wirklich geschehen sey; und seine Warnung beschränkt sich nur darauf, den mit Mergeln verbundenen und nur durch selbiges möglich werdenden Kapsbau nicht zu treiben, bevor der Boden nicht eine bedeutende Erhöhung seiner Fruchtbarkeit zeige.

Hr. Joersen sagt: der Boden muß an Dünger wieder haben, was er producirt und giebt zu, daß eine allmähliche Erschöpfung erfolge, wenn dem Acker der Verlust an Reichthum durch Düngung nicht völlig ersetzt werde; das Capital an Reichthum werde aber erhalten, wenn er im Dünger wieder bekommt, was er an Produkt gegeben hat; wenn aber durch verstärkte Düngung, wozu das Material in Folge der Mergelung producirt wird, der

Ersatz mit der Erschöpfung ins Gleichgewicht gesetzt werde, so sey der Ertrag reiner Gewinn. Dem Pächter müsse vorgeschrieben werden, welche Saaten er nehmen dürfe und welche Folge er beobachten solle, dann sey es nicht unrathsam, ihm das Mergeln zu gestatten.

Ueber den Kapsaatbau hatte sich Hr. v. B. dahin erklärt: daß er von wirklichem Nutzen seyn könne, wo der Boden für Weizen tauglich und so kraftvoll und fett sey, daß dieser sich gewöhnlich lagert, und wo dieser Anbau weder den bisherigen Viehstand, noch die bisherige Fütterung, noch den Dünger vermindert. Er sey bei jenem Zustande des Bodens ein zweckmäßiges Mittel, ihn zu entkräften, ohne ihn für die folgende Weizensaat untauglich zu machen.

Hr. J. sagt: es sey nicht rathsam beim Mergeln selbst, in der ersten Rotation den Kapsbau schon in die Fruchtfolge aufzunehmen, weil der Düngervorrath sich noch nicht hinlänglich vermehrt habe. Wenn die Weiden um 50 p. Ct. bereichert seyen, dann und nicht eher dürfe man Kapsaat bauen. Nur auf völlig reinen, wohlbereiteten Weizenboden solle Kapsaat gesäet werden, wenn der Weizen sich in guten Jahren darauf zu lagern pflege. Wenn 12 Fuder Dünger den Boden übergail machen, dann sey es rathsam, und in dem

Fälle müsse man einem Pächter erlauben, auf einen halben Schlag Kapsaat zu bauen.

Wie kann man in den wesentlichen Punkten einverständener seyn, als diese beiden trefflichen Agronomen! Der Widerspruch beider hat bloß Bezug auf besondere concrete Fälle. Hr. J. hat seinen von Natur reichen, den Stoff anhaltenden Thonboden vor Augen — dem man nach der hier angenommenen Scala, mit Rücksicht auf das Klima von Ungeln, einen Thätigkeitsgrad von 4 beimesen kann — der seit seiner ersten Urbarmachung wahrscheinlich in einer schonenden Koppel-Wirthschaft mit starker Viehhaltung gelegen hat; dessen Thätigkeit die Masse des angehäuften Moders nicht hat zersetzen können — zumal da ihm vormals wohl nicht die Beackerung, die ein solcher Boden zur Erregung seiner Thätigkeit bedarf, gegeben worden — in welchem sich also um so mehr schwer auflöslicher und wohl versauerter Humus befand. Daß hier der zersetzende, erregende, säuretilgende Mergel mit dem lockernden, durchdringenden gehörig vorbereiteten Kapsaatbau am rechten Orte sey, wird wohl niemand bestreiten. Ferner setzt Hr. J. eine Wirthschaft voraus, die ihr Düngermaterial und ihren Viehstand immer vermehrt, statt ihn zu beschränken, und ihren Stall- und Weidedünger über das ganze Areal gleichmäßig vertheilt. Hr. v. B. nimmt dagegen Rücksicht auf einen ungleich

wärmeren, thätigern, aber eben deshalb an altem Humus minder reichen und erst neuerlich stärker befruchteten Boden, dessen Stoff bei weitem auflösbarer ist und dabei auf den Mißbrauch, wozu die durch den Mergel immer bewirkte Fruchtbarkeit leicht verleiten kann und gewiß schon häufig verleitet hat. Daß dies geschehen sey, in Gegenden, wo man vor 100 Jahren schon stark gemergelt hat, ist durch unzweifelhafte Traditionen historisch erwiesen: man zeigt noch die Aecker, die dadurch ganz heruntergekommen und die Gruben, woraus das Unheil hervorgegangen ist. Und daß es noch geschehe, davon hat Rec. Data, die sich nur, ohne Persönlichkeit und ohne Feindschaft zwischen Nachbarn zu erregen, nicht mittheilen lassen. Wirklich hat man Dünger — was Hr. J. für unmöglich hält — auf der Miststätte vermodern lassen, weil das Ausfahren desselben auf entfernten Acker schwieriger als das Mergeln war. Eine solche verschleudernde Nachlässigkeit mag jetzt selten seyn; häufiger aber verleitet der Geiz dazu, daß man nun allen Dünger zum Taback-, Hopfen-, Hanf- und Rapsaatbau auf dem nahen Acker concentrirt und den entfernten bloß nach der Mergelung tragen läßt, weil man diese einer Mistdüngung völlig gleich achtet. Gegen ein solches Verfahren ist es, daß Warnungen jetzt nöthiger werden als Aufmunterungen, die sich durch den Augenschein von der

unmittelbaren Wirkung des Mergels schon allenthalben genugsam finden. Und deshalb ist es auch die Pflicht agronomischer Naturforscher, die falsche Meinung, daß sich in dem gewöhnlichen Mergel animalisch-vegetabilische Materie befinde, so daß man daraus seine fruchtbringende Eigenschaft erklären könne, zu bestreiten.

Rec. glaubt mehr, wie irgend einer, zur Verbreitung des Mergels im nördlichen Deutschlande beigetragen zu haben. Er war der erste, der auf das aus der Probstei her sich in Holstein verbreitende Erd- oder Lehmfahren aufmerksam machte und zeigte, daß es Mergel sey, was man führe. Durch seine, nicht blos schriftstellerische, Vermittelung kam die Praxis des Mergels zuerst nach Mecklenburg, nicht ohne Spott und Widerspruch mancher. Er zeigte zuerst, daß es in den Marken Mergel und fast allenthalben gebe und war der erste, der ihn im Jahre 1805 auffuhr. Er setzte es in den Zwischenzeiten, die der kriegerische Druck erlaubte, fort, betreibt es nun immer stärker, jedoch nur allmählig und als angemessene Nebenarbeit. Und dennoch erfährt er, daß ihn einige Leute als einen Gegner des Mergels betrachten. Es giebt im landwirthschaftlichen Publikum — freilich wie allenthalben — eine Partheiwuth, die jedem, der nur die geringste Beschränkung machen, irgend eine Moderation anempfehlen will, als feindselig

gegen sich erklärt. Er hat dies so eben noch aus dem Briefe eines alten Freundes erfahren, der ihn tüchtig heruntermacht, daß er das mit Stallfütterung verbundene Fruchtwechsel-System, um der leidigen Schaafzucht willen, Preis gäbe. Vielleicht wird er also bald als Apostat von Mergelern und Wechselwirthen dargestellt, ungeachtet er aufs bündigste erklärt, daß er jenes System nach wie vor mit eben der Ueberzeugung für das absolut vollkommenste halte, wie er das Mergeln für ein unvergleichliches Mittel hält, dem Landbaue einen lebendigern Schwung zu geben. Auch er ist ganz einstimmig mit Hrn. Jøversen, wenn dieser fragt: „warum sollen wir jenem Winke der Natur, daß die aufgelöseten Schätze des Bodens genutzt seyn wollen, nicht folgen und die zur Pflanzennahrung bereiten Stoffe nicht so vortheilhaft wie möglich nutzen dürfen?“ und den Nachsatz hinzufügt: „Freilich hat diese Nutzung ihre Grenzen, die ungestraft nicht übertreten werden.“

Sehr erfreulich ist es Recensenten, daß der Hr. Verf. auf die Thaersche und Wulfensche theoretische Berechnung der Fruchtbarkeit und Erschöpfung des Ackers sinnvoll eingehet, und sie nach Hrn. v. Bs. Vorgange auch auf die Wirkung des Mergels anzuwenden versucht; ein Versuch der dem R. noch zu schwierig schien und allerdings sehr complicirt seyn wird. Zu wünschen wäre es aber, daß

er das was Th. in der rationellen Landwirthschaft und dann bestimmter in der Geschichte der Mögliner Wirthschaft, — wo er nur einen bestimmten überwiegend sandigen Lehm Boden vor sich hatte und die Ausziehung ausdrücklich nur für diesen angab — gesagt hatte, von dem unterschieden hätte, was dieser nachmals in den Mögliner Annalen, auf die Bultsche, mannigfaltigen Bodenarten anzupassende Berechnungsart eingehend, und deren Proportionalzahlen annehmend, sagte. Dann würde er weniger Widerspruch, als vielmehr nur kleine Abweichungen in einigen Sätzen gefunden haben.

Darin, daß eine Theorie nichts gegen Erfahrung beweise und daß diese immer der Probestein sey, woran jene gehalten werden müsse, hat der B. vollkommen Recht. Erweisen kann und soll eine Theorie der Erfahrung überhaupt gar nichts. Sie soll nur das Chaos der isolirten Thatsachen zu einer Uebersicht ordnen und indem sie solche auf höhere und allgemeinere Potenzen zurückführt, zeigen wie sie durch eine Verkettung von Ursachen und Wirkungen entstehen. Wenn sich aber in einer solchen Theorie eine Menge von Thatsachen auflösen lassen, so erhält sie Glaubwürdigkeit und wirkt dadurch allerdings wohlthätig auf die Praxis zurück, indem sie uns den glücklichen Erfolg unsers Unternehmens mit größerer Wahrscheinlichkeit hoffen läßt, wenn es mit ihr übereinstimmend eingerich-

zet ist, als wenn es ihr widerspricht. Und Wahrscheinlichkeit, größere oder geringere, hat der Mensch im Leben für die Zukunft doch immer nur; nirgends Gewißheit. Widersprechen Thatsachen einer Theorie absolut, so muß sie aufgegeben werden. Wenn jedoch eine solche sich in einer großen Menge von Fällen bewährt hat, so dürfen wir von einem ihr widersprechenden Factum einen weit stärkeren historischen Beweis fordern, als von einem anderen, welcher mit ihr stimmt. „Daß es Abweichungen von anerkannten Naturgesetzen gebe, die wir nicht erklären können — sagt ungefähr La Place — ist nicht zu läugnen; aber es giebt 999 Lügen für eine solche Abweichung, und folglich muß diese 999 Mal so stark erwiesen seyn als eine damit übereinstimmende Thatsache, wenn man sie vernünftiger Weise glauben soll.“ Ist aber das Factum auch keinem Zweifel unterworfen, so muß man erst genauer untersuchen, ob es einer sonst bewährten Theorie auch wirklich und nicht bloß anscheinend widerspreche. Selbst gegen Newtons Theorie ergaben sich manche anscheinende Widersprüche, löseten sich bei genauerer Untersuchung aber so vollkommen darin auf, daß sie nur zu ihrer Verherrlichung gereichten. Und wäre auch das nicht der Fall, so fragt es sich, ob die ganze sonst passende Theorie verwerflich sey, oder ob es ihr nur an Nebenbestimmungen über Einwirkungen

mehrerer in Betracht kommender Potenzen fehle und ob sie nicht Berichtigung und Vervollkommnung mehr wie gänzliche Verwerfung verdiene.

Das letztere ist bei der in Rede stehenden Theorie wohl der Fall. Ihre Urheber sehen sie, auch nach wiederholter ausdrücklicher Erklärung, noch nicht als construiert, sondern als in der Construction begriffen an und der Verf. hat völlig Recht, wenn er sie für den Plan eines Gebäudes, nicht für ein schon bestehendes anerkennt. Um so mehr darf Rec. ihn auffordern, sich die Idee derselben recht klar zu machen, Modificationen derselben zu erfinden, aber auch Materialien zur Ausführung des Gebäudes ferner zu liefern.

Seine bisherigen Erfahrungen scheinen keinesweges unverträglich mit dem Ganzen dieser Theorie. Ueber die Wirkung des Mergels, wie des Kalks, hat sich Rec. in Bezug auf diese Theorie noch nicht aussprechen mögen. Beide wirken auf die Erregung der Thätigkeit; aber auch instrumentel, wenn gleich nicht materiel, auf die temporäre Vermehrung des Reichthums, indem sie den nicht oder schwer auflösblichen Moder und besonders den nicht vollendeten faserigen, schneller auflösbar machen, als er es sonst geworden wäre, auch den sauren Humus mildern. Sie vermehren den zum Uebergange in die Pflanzen fähigen Stoff, vermindern aber den in künftigen Zeiten, vielleicht nur

sehr spät und langsam, in diesen Zustand übergehenden. Rec. glaubt dies durch den Augenschein bestätigt gefunden zu haben, indem frisch aufgepflügter, gemergelter, sonst sehr magerer Acker, einen bedeutend schwärzlichen Schein, wie nebenliegender ungemergelter, hatte, dagegen höchst wenig Fastriges in sich enthielt. Bei dem Mergel und zumal bei dem starken Aufbringen des Lehm-Mergels kommt nun aber zu der chemischen Wirkung noch die physische Veränderung hinzu, die er in der Ackerkrume hervorbringt und die nach dem Verhältnisse seiner Bestandtheile zu denen der letzteren sehr verschieden seyn muß. Durch diese physische Veränderung muß er die Thätigkeit des kalten Bodens erhöhen und die des hitzigen wohlthätig und ausdaurend mäßigen, besonders wenn er im ersten Falle kalkreich auch sandig, im letzteren thonhaltig ist. In einem unpassenden Verhältnisse könnte er aber auch das Gegentheil thun, was jedoch nur in seltenen Fällen zu besorgen ist, weil auch nur wenig Kalk den Thon physisch sehr verbessert, und der Mergel, den man auf sandigen Boden bringt, doch wohl immer mehr Thon als dieser Boden enthält. Folglich können wir wohl, mit wenigen Ausnahmen, die nur bei übertriebenem Auffahren desselben eintreten könnten, annehmen, daß die Mergelung den Boden physisch und ausdauernd verbessere.

Rec. sagt dies nur um zu zeigen, daß hier mancherlei zu bedenken sey und daß wir, wenn wir den Versuch einer Statik des Ackerbaues auf die Wirkung des Mergels anwenden wollen, die Fälle sehr unterscheiden müssen. Hr. v. B. hatte die durch den Mergel bewirkte Thätigkeits-Vermehrung zu 3 Grad nach der Wulfschen Scala angenommen (er nennt es hier Kraft). Ich glaube, daß dies dem Effect auf thonigem und dabei reichem Boden, so wie der des Hrn. J. in Angeln ist, wohl entsprechend seyn werde. Nach dem, was dieser davon sagt, würde ich diesem Boden einwirkende Thätigkeit = 4 Gr. + 1 Grad durch die Brache, und nach erhaltener Düngung, zu Anfange der Rotation, 120 Gr. Reichthum, mithin 600 Gr. Fruchtbarkeit beimessen, die dann 10 Preuß. Scheffel Weizen vom Preuß. Morgen in erster Tracht gäben. Nach der Mergelung und Brache hätte er

8 Gr. Thätigkeit,
120 Gr. Reichthum,
also 960 Gr. Fruchtbarkeit,
die 16 Scheffel Weizen geben können.

Da man die erhöhte Thätigkeit durch die Rotation wenigstens als nachhaltend annehmen kann, so wird in allen Früchten und im Graswuchse ein bedeutendes Plus sich ergeben. Der Reichthum würde am Schlusse derselben nun aber sehr vermindert

bert seyn, wenn man nicht annehmen könnte, daß durch den Mergel vieles zu Reichthum nach und nach geworden sey, was vorher nur todter Stoff war. Auf jeden Fall wird jedoch der Boden durch die stärkeren Ernten an Stoff, der künftig zur Nahrung hätte werden können, verloren haben, und wenn sich dies auch in der nächsten Rotation, vermöge der fortdauernd erhöhten Thätigkeit und des noch zureichenden Vorraths an zersehbarem Stoff, nicht zeigen sollte, so würde doch ein Zeitpunkt eintreten, wo es auffallend verspürt wird — wie das auch so viele ältere, unläugbare Erfahrungen beweisen; wo gerade die entstandene Unfruchtbarkeit sich urplötzlich gezeigt hat. (Daß Hr. v. Boght bestimmt behauptet habe, der Mergel wirke nur auf eine Rotation, findet Rec. nicht.) Allein schon durch die Koppel-Wirthschaft, wobei der verstärkte Graswuchs — zumal bei Niederlegen mit angesäetem Klee — und Weidedünger, einen bedeutenden Theil des Stoffs wieder herstellt, wird dieser völligen Erschöpfung vorgebeuet, noch mehr aber bei einer Wirthschaft, welche die erhöhte Produktionskraft zur Dünger-Vermehrung vorsichtig benützt und immer — was der Verfasser zur Bedingung macht — in dem Verhältnisse wieder giebt, als sie consumirt. Wenn dies geschieht, so wird nur der Umschwung dieses Kreislaufes der Natur beschleunigt und wirft in dem Verhältnisse seiner Beschleunigung

nigung einen höheren Gewinn für den Landwirth ab, ohne in Abnahme zu kommen. Das todte Capital des Boden-Reichthums wird dann schneller beweglich gemacht, als es sonst geschehen wäre, und trägt Zinsen, aber der Fond wird in gleicher Stärke erhalten. Der Hr. Verf. wird sich vielleicht veranlaßt sehen, die Reproduktion des Düngers, welche aus seinem stärkeren Stroh- und Viehfutter-Gewinn hervorgehet, nach unseren Sätzen und nach unserer Scala zugleich mit dem höheren Weide-Produkte zu berechnen und es wird sich wahrscheinlich so viel ergeben, daß die Consumption durch die Reproduktion im Ganzen gedeckt werde, wenn auch jene durch den Rapsbau stärker ist.

Dies widerlegt aber den durch Theorie und Erfahrung ziemlich evidenten Satz nicht: daß Mergelung bei nicht verstärkter, vielmehr oft verminderter Düngung, für die Folge, den Boden erschöpfe. Daß dieser Fall aber eingetreten sey und noch öfterer eintreten werde, daß mithin eine Warnung dagegen ein Wort zu rechter Zeit sey, wird der Hr. Verf., wenn er sich außer seiner Wirthschaft etwas umsehen will, wohl nicht bestreiten.

Recens. begnügt sich damit, diese Ansicht des streitigen Gegenstandes im allgemeinen dem Publikum und besonders den beiden achtbaren Gegnern vorgelegt zu haben. Auf einzelne Sätze, worin er

mit dem Verf. mehr oder weniger übereinstimmt, kann er nicht eingehen; indem dies die Gränzen einer Recension zu weit überschreiten würde. Daß dieses Büchlein, in Verbindung mit der Martenschen und Boghtschen Schrift, jedem denkenden Agronomen höchst interessant seyn müsse, erhellet aus dem Gesagten zur Genüge.

Th.

2.

View of the agriculture, manufactures, statistics and State of Society of Germany and Parts of Holland and France, on a journey in 1819. by Will. Jacob Esq. F. R. S. London 1820.

Ansicht des Landbaues, der Manufacturen, des statistischen und gesellschaftlichen Zustandes von Deutschland und einiger Theile von Holland und Frankreich, auf einer Reise im Jahre 1819 von W. Jacob.

Es ist doch ganz interessant, die Ansichten kennen zu lernen, die ein Ausländer und besonders ein Engländer, der außer seiner Insel alles übrige nur als einen Anhang zur cultivirten Welt zu betrachten pflegt, von unsern landwirthschaftlichen

Verhältnissen nimmt, die er vor allem in diesem prächtig gedruckten Buche ins Auge faßt. Deshalb wollen wir das Auffallendste daraus mittheilen.

Er war schon früher in Deutschland gewesen und hatte Interesse genug daran genommen, um zu sehen, welche Veränderungen die Eroberung der Franzosen darin hervorgebracht habe. Er fand, daß die Cultur des Bodens, der Zustand der Landstraßen, die Behandlung in den Gasthäusern und der Betrieb der Manufacturen bedeutende Vorschritte seit 22 Jahren gemacht habe. In den Sitten der Einwohner bemerkte er keine Veränderung, doch schienen sie sich auch eher verbessert als verschlechtert zu haben.

Einzelne Bemerkungen über Holland, wodurch die Reise geht, sind nicht bedeutend. Der Verf. glaubt aber, daß Holland während der Französischen Besignahme und der Continental-Sperre nicht verloren, sondern gewonnen habe. Buonaparte habe in der Zeit zu viel zu thun gehabt, um darauf zu denken, wie er es weiter benutzen könne, als zur Rekrutirung seiner Armee. Er habe es also gehen lassen und wenig abgeändert, und die Abgaben hätten sich in der Wirklichkeit eher vermindert als vermehrt. Das Capital sey mehr auf den Landbau hingeleitet worden, besonders um den Taback-, Waid- und Zucker-Runkelnbau stark zu betreiben. Dieses Capital rentire nun in den Zei-

ten nach dem Kriege zwar schlecht, besonders nach der Sperrung der Getreide-Einfuhr in England und Frankreich; aber ein im Landbau angelegtes Capital sey nie verloren und komme immer wieder zum Ertrage. Auch in den Preussisch-Westphälischen Provinzen müsse sich der Wohlstand gehoben haben, welches er aus den vielen neuen Häusern, den neu angelegten Einhäugungen und Anpflanzungen schließt, ungeachtet sie von dem segensreichen Krumstabe ihres Fürsten Bischofs unter den Scepter von Louis Bonaparte, dann von Preußen, dann von Murat, darauf unter den von Jerome und nun wieder von Preußen übergegangen wären; Veränderungen, welche sie lehrten, daß sie sich um Fürsten und Gesetze nicht zu bekümmern hätten, als in sofern sie ihnen zu gehorchen gezwungen wären.

Auf dem ganzen Wege von der holländischen Grenze bis Minden gebe es nur einzelne unfruchtbare Flecke, sonst sey der Boden so gut, als man ihn irgendwo finde; die zahlreichen Menschen seyen alle mit dem Landbaue beschäftigt, da es fast gar keine Manufacturen gebe, und dennoch sey die Production so geringe, daß bei ungünstigen Jahren gleich Mangel entstände; die Menschen lebten jämmerlich von Roggen und Kartoffeln. Das rühre von der wunderlichen Verfassung der Bauern her, die ihrem Grundherrschaft ihre Pächte theils in pers

fönlichen Diensten, theils in Naturalien, theils in Gelde bezahlen müßten, halbe Eigenthümer ihrer Höfe und nicht ganze wären. Die Höfe wären zu klein, als daß eine Theilung und ordentliche Vertheilung der Arbeit statt finden könne. In einer Zeit sey viel zu thun, zu einer andern nichts; des Zugviehes sey viel zu viel für die Fläche, worauf es gehalten werde. Auf Verbesserungen werde nicht gedacht, weil keine Hoffnung in einen besseren Zustand zu kommen, mithin kein Reiz zu größeren Anstrengungen vorhanden sey u. s. w. Die meisten Angaben und Bemerkungen des Verfassers sind zwar nicht ganz unbegründet, beruhen aber auf einzelnen Fällen, die ihm erzählt worden und die er nun gleich allgemein macht. Manches hat er ganz mißverstanden und man kann sich leicht erklären, wie dieses Mißverständniß entstanden sey, wenn man die Gesichtspunkte, woraus ein Engländer — zumal wenn er der deutschen Sprache so wenig mächtig ist — die Dinge ansieht, kennt. Dahin gehört das, was er über die Verhältnisse der Königlichen Domainen-Beamten im Hannoverischen sagt. Er findet es ganz sonderbar, daß man ihnen die Feudal-Rechte mit verpachte und unter diesen die Behütung der Bauerfelder, zwischen der Kornernte und der Wiederbestellung, welche letztere die Inhaber also nicht willkührlich vornehmen dürften.

Er besahe die Wirthschaft einiger dieser Nem-
ter. Das Zug- und Rindvieh hatte seinen Beifall,
die Schaafse aber wären elende Thiere. Die Leute
schienen hier gar keinen Begriff zu haben von der
Wirkung der Schaafse auf die Verbesserung des
Bodens; deshalb baueten sie keine Turnips, und
das vortreffliche Norfolk'sche System von Turnips,
Gerste, Klee und Weizen sey ihnen ganz fremd.
Er bewundert die große Ausdehnung der prächtigen
Gebäude auf diesen Nemtern. Es möge hier
angehen, wo die Baumaterialien wohlfeil wären
und die Arbeit und Anfuhr zu den Feudal-Ver-
pflichtungen der Bauern gehören; in England wür-
den sie, so gebauet, eine Summe kosten, deren
Zinsen die ganze Pacht des Amts überstiege.

Das Magdeburg'sche habe einen guten Boden,
der, obgleich er unter der schlechten Fruchtfolge
von Erbsen, Flachs u. dgl. in der Braache, dann
Weizen und Gerste liege, einen bedeutenden Er-
trag gebe. Der Viehbesatz sey stark und man sähe
viele bedeutende Heerden von Schaafen und große
Gebäude, die sie Schäferereien nannten. Dann kom-
me ein unfruchtbarer Strich Landes, der unaus-
stehlich sey, bis man zu dem Anfange der schönen
Chaussee gelange, die für die fortdauernde Unfrucht-
barkeit der Gegend einigermaßen schadlos halte.
Erst gegen Brandenburg zu gebe die Wassergegend
und die Wiesen, die aber mit den Elbwiesen gar

nicht zu vergleichen wären, einen angenehmen Anblick. Zwischen Brandenburg und Potsdam werde die Gegend noch schöner und habe sich, seitdem er sie gesehen, ungemein verbessert durch den schönen Weg und die vielen Anpflanzungen. Friedrich der Große habe Italien nach Preußen versetzen wollen, und mit Gewalt Maulbeerbäume pflanzen lassen; diese seyen aber jetzt abgestorben und ausgerottet, und mit schön vegetirenden Pappeln ersetzt. Schöne Gartenkultur um Potsdam, dann aber sandiger Boden, dessen Fruchtbarkeit, des Stadtdüngers ungeachtet, bei der Dreifelder-Wirthschaft nicht gehoben werden könne. Näher bei Berlin wieder Gartenkultur.

Er beschreibt nach seiner — keinesweges militairischen — Ansicht das große Manöver im Herbst 1819, und das Frühstück der Königl. Familie dabei, was eine große Menge Volks dicht um das Zelt herum angesehen, sich aber sehr bescheiden und anständig betragen habe. Was ihm aber am meisten gefiel, war, daß das Militair sowohl als die Zuschauer die schon bestellten Felder aufs sorgfältigste schonten, und daß selbst der Plan des Manövers mit darauf genommener Rücksicht angelegt sey. Diese Achtung für den Landbau sey sehr ehrenwerth, obwohl er, wenn ihm das Feld gehört hätte, sehr dankbar gewesen seyn würde, wenn ein zwanzigtausend Mann darüber marschirt wären,

weil das für die nächste Ernte auf diesem losen Boden nicht anders als vortheilhaft hätte seyn können.

Da Thaers Schriften England erreicht und ihre Genauigkeit (accuracy) einen großen Eindruck auf ihn gemacht, er auch allenthalben in Deutschland seinen Ruhm gehört hatte, so war er begierig seine Bekanntschaft zu machen und ging nach Möglin, wovon er manches, auch viele Kleinlichkeiten, in einem langen Artikel sehr gütig erzählt. Was er sahe, erzählt er sehr richtig, aber was man ihm sagte, hat er mehrentheils mißverstanden. Wir lernten ihn hier wirklich als einen sehr praktisch-intelligenten Landwirth kennen, der aber alles mit englischen Augen ansah. Deshalb bemühte man sich, ihm von abweichenden landwirthschaftlichen Verhältnissen einen Begriff zu geben, den er aber nur zum Theil faßte; und deshalb fand er Thaers Unterhaltung etwas didaktisch, obwohl weniger als sie bei solchen Leuten gewöhnlich sey, deren Hauptgeschäft im Unterrichten bestehe. Das mag wohl seyn; da er hier aber Belehrung über deutsche Landverhältnisse suchte, so bemühte sich Thaer sie ihm zu geben. Viele Unrichtigkeiten, von denen wir kaum begreifen, woher er sie genommen hat, würden wir berichtigen müssen, wenn dieses Buch in Deutschland oder diese Recension in England gelesen würde; so aber würde es nur langweilig seyn. Von unserer Woll-Produktion

scheint er hier erst einen Begriff erhalten zu haben und giebt zu, daß es für uns vortheilhafter seyn könne, bei unserer Schaafzucht mehr auf Wolle als auf Fleisch zu sehen, aber nimmermehr für die Engländer. Daß Kartoffelbau uns vortheilhafter wie Rübenbau sey, kann er aber noch nicht zugeben. Unsere Drillmaschine hält er für eine Verbesserung der englischen, meint aber sie sey für strengen Boden nicht stark genug; obwohl sie um vieles stärker d. h. weniger zerbrechlich als die Cooksche ist. Den Pflug rühmt er sehr. Er sagt Wicken wollten hier gar nicht wachsen und wären deshalb aufgegeben: es konnte ihm nur gesagt seyn, daß sie in diesem trocknen Jahre 1819 mißrathen wären. In einem Stücke wünschten wir, daß er recht hätte: nämlich beim Antritte von Möglin sey es 2000 Thaler jährlich werth gewesen, jetzt sey es 12,000 Thaler werth. Er hatte vermuthlich den Abschluß des Hauptbuchs von 1818 gesehen, der das letztere wirklich ergab. Aber der Ertrag eines Wirthschafts-Jahrs ist nicht der Werth eines Guts.

Dann sehr zum Lobe der Unterrichts-Anstalt, deren Geist und Tendenz er ziemlich richtig gefaßt hat. Aber des Unterrichts sey in einem Jahrs-Cursus zu viel und die meisten blieben doch nicht länger. Man müsse jedoch voraussetzen, daß sie nicht anders als mit gewissen Vorkenntnissen herkämen,

da sie in dem Alter zwischen 20 und 24 Jahr und einige noch älter, auch ihr ganzes Benehmen das verständig gebildeter und wohlerzogener junger Männer zu seyn schiene. So sehr er aber diese Anstalt für den preussischen Staat bewundere, wo es sehr große und aus mannigfaltigen Zweigen zusammengesetzte Wirthschaften gebe, so sey sie doch für England nicht nöthig und selbst nicht nützlich. Man habe daselbst die Theilung der landwirthschaftlichen Industrie weiter wie irgendwo, obwohl noch nicht so weit als es geschehen könne, getrieben. Man habe vorzügliche Schaafwirther, vorzügliche Vieh- und Pferde-Züchter, die besten Viehmäster und die ausgezeichnetsten Heu-, Turnips-, Kartoffeln- und Korn-Bauer in der Welt; aber man finde vielleicht bei keinem Individuum Naturkunde, Chemie, Botanik, Mathematik, Thierkunde mit der Kenntniß des praktischen Landbaues durch ganz Europa so vereinigt wie hier. Diesen Mangel fühle man aber in England nicht, weil Individuen, die sich auf einen Gegenstand legten, eine Höhe der Kenntniß erreicht hätten, die für jeden, der seine Aufmerksamkeit mehr vertheile, unerreichbar sey. „In der Chemie, sagt er, stehen wir an der Spitze; in der Botanik, in sofern sie nicht bloße Nomenclatur ist, desgleichen; in der Mechanik kommt man uns nirgends gleich. Wir haben also alle Quellen, woher wir das nehmen können, was wir zum pra-

tischen Gebrauche für jeden Zweig des ländlichen Gewerbes benutzen wollen und eine solche Abtheilung und Unterabtheilung der Kenntnisse wird für das Ganze der Nation vortheilhafter seyn als eine oberflächliche Kenntniß aller der Wissenschaften in einigen Individuen vereinigt." — Eine so schiefe Ansicht hätten wir doch dem national-stolzen Engländer nicht zugetrauet. Wir haben in Deutschland wahrlich nicht weniger Männer, welche ihr ganzes Bestreben der Erforschung und Förderung einer Wissenschaft oder Kunde widmen, aber sie wissen, daß sie dazu der Resultate anderer Wissenschaften bedürfen, und um diese würdigen und begreifen zu können, auch die Principien der letzteren kennen müssen. Insbesondere aber ist dies der Fall bei jeder aufs Leben angewandten Kunst, welche des Lichts mannigfaltiger Wissenschaften bedarf und es weit umher auffangen muß, um es auf einen Punkt zu concentriren; bei keiner jedoch mehr als bei der Landwirthschaft. Individuen oder Akademien, welche jedes Licht, in sofern es zu ihrem wohlerkannnten und festgehaltenen Zwecke nöthig ist, in sich auffangen und es auf die Punkte, wo es nöthig ist, hinwerfen, sind daher als Brennspiegel zu betrachten, die alle Dunkelheiten in ihrer besonderen Wissenschaft oder Kunst allmählig durch das von andern erborgte Licht erleuchten. Allerdings fehlt es den Engländern daran und ihre Landwirthschafts-

Lehre ist daher noch ein Chaos von sehr guten Materialien, bei jedem Versuche ein Gebäude davon aufzuführen, mangelte aber Verbindung und Schluß.

Es sey auffallend, daß die große, prächtige Stadt Berlin in einer so elenden Gegend erbauet sey und ihre Bedürfnisse erhalten könne. Aber die Spree, welche mit der Oder und Elbe in Verbindung stehe, erkläre dies. (Dennoch erhält Berlin wohl einen größeren Theil seiner Lebensmittel zu Lande als zu Wasser.) Ueber Berlin sehr weitläufig aber trivial, und manche Raisonnements sehr einseitig. Jedoch zeigen sie einen praktischen und welterfahrenen Mann und enthalten einige nicht zu verachtende Fingerzeige, die uns hier aber nicht angehen.

Von der großen Veränderung im Besitz des Grundeigenthums und der gutherrlichen und bauerlichen Verhältnisse scheint er nichts weiter erfahren zu haben, als daß die Bauern persönlich freige worden sind und Land ankaufen können. Sonst spricht er noch immer von unterthänigen und dienstbaren Bauern, deren Verhältnisse er weit unter die der englischen Pachtbauern setzt. Ich möchte wohl wissen, was er von ihrem jetzigen für die Folge erwarte, denn noch kann es sich nicht ausgebildet haben.

Es thue ihm sehr leid, sagen zu müssen, daß sich durch die starke Merinozucht im Preussischen die

Wollmanufakturen so sehr erhöhen und mit vieler Anstrengung, Intelligenz und jeder Art von Maschinenwerk betrieben würden. Es würde, besonders von den Griechen und Türken, auf den Messen den Preussischen Wollwaaren der Vorzug vor den englischen gegeben; die Entscheidung sey in Leipzig einstimmig für erstere ausgefallen.

Die statistischen Nachrichten scheint er aus guten Quellen gezogen zu haben. Die sämtliche Ausfuhr des Preuß. Staats giebt er zu 4,500,000 Pf. Sterl., die Einfuhr zu 3,750,000 Pf. Sterl. an. Preußen sey bedeutend größer als Großbritannien, die Bevölkerung um ein Sechstheil geringer, der Ueberschuß der Grund- und Arbeits-Produktion aber nicht mehr als der zwanzigste Theil der brittischen. Es werde dennoch im Innern nicht mehr als ein Drittheil an Produkten und Waaren von dem consumirt, was in England geschehe (was in Ansehung des Geldwerths allerdings eher zu viel als zu wenig gesagt ist). Das Klima sey dasselbe; der Boden von Natur nicht schlechter, denn die sandigen Ebenen in der Mark, Pommern und Preußen würden durch die unfruchtbaren Berggegenden in Nord-Britannien aufgewogen, und könnten doch eher wie diese produktiv gemacht werden. Der Produktions-Ueberschuß könne deshalb bedeutend höher getrieben werden — was auch wohl niemand unter uns bezweifelt.

Auf dem Wege von Berlin nach Dresden kommt nichts Landwirthschaftliches vor, als daß er sich über die schlechten Pflüge wundert. Von Großenhain ab fand er die Gegend sehr schön und den Acker besser gebauet. Er habe hier einige schöne Höhenwiesen und in Deutschland zum ersten Male gefunden, daß man sie mit Dünger bedecke.

Während des Krieges, der diese Gegenden vorzüglich traf, haben Müller, Bäcker, Schlächter, Brauer, Handelsleute, auch wohl Pächter sehr gewonnen; aber Grundbesitzer sind durch die Last, welche hauptsächlich auf sie gefallen, sehr gedrückt und können sich von der Schuldenmasse, die sie auf sich laden mußten, kaum erholen.

In Wurzen sahe er einen gewaltig angefüllten Wochenmarkt, wo die Verkäufer solche Kleinigkeiten ausboten, daß der Werth nicht die Tagesarbeit nebst Zehrungskosten bezahlen konnte. Diese Bemerkung macht er häufig bei den deutschen Märkten und zeigt, wie viel besser es seyn würde, wenn es Zwischenhändler gäbe, wovon sich aber der deutsche Land- und Stadtmann schwer überzeugen wird.

Der Boden hinter Wurzen bleibe gut in seiner Art als leichter Boden, aber bei seiner Dreifelder-Folge könne er keinen Ertrag geben. Daß er fruchtbarer werden könne, sahe man an einzelnen Flecken, wo man ihn richtiger behandle. Er sey

ganz für das Norfolk'sche System geeignet. Es könnten zehn Mal so viel Schaafe gehalten und doch mehr Korn gewonnen werden.

Er hatte Gelegenheit, in Dresden die Rechnungen verschiedener Gutsverwaltungen zu sehen, die sehr genau ins Detail gingen und war verwundert den Ertrag des Kornes sowohl als den der Schäfereien, die doch ein sehr großes Weide-Reservier hatten, so geringe zu sehen.

Sachsen habe durch die Einführung der Merinos erstaunlich gewonnen und die Wolle mache den Hauptartikel der Produktion aus. Daher haben sich die feinen Schäfereien sehr vermehrt und verbessert. Da sie aber eben so stark in den benachbarten Gegenden zugenommen und jetzt Handel und Manufacturen allenthalben ins Stocken gerathen, so sey der Preis sehr gefallen, jedoch nicht so, daß nicht noch ein erheblicher Vortheil bei der Schaafhaltung bliebe.

Von Lützen ab auf Weißenfels reisend, bemerkte er einen plötzlichen Uebergang des Granits in Kalkstein. Man könne den Abschnitt an dem schöneren Grün des Bodens, der auf diesem ruhte, erkennen — eine Bemerkung, die ich sonst nirgends gefunden habe.

Nähe bei Raumburg sollte ein der Schulpforte gehörige Gut meistbietend auf 12 Jahre verpachtet werden; er besahe es, um sich von der Ver-

Verpachtungsart einen Begriff zu machen. Der geringste Preis war 21,668 Thaler. Es war nicht nur mit schönen Wohn- und Wirthschafts Gebäuden besetzt, sondern hatte auch noch eine große Brauerei, eine Wassermühle und bedeutende Kalköfen, und ein schönes Inventarium ward zum Gebrauch mit übergeben. Man glaubte nicht, daß höher geboten werden würde. Er berechnete daß der englische Acker auf 20 Schilling käme; in England würde dieser Boden wenigstens zu 40 Schilling ohne alle andere Zubehör verpachtet werden. (Es gehören unsers Wissens aber auch noch bedeutende Zehnten und Korn-Gefälle zu dieser Pachtung.)

Dann nach Weimar. Ackerbau sey das Hauptgewerbe dieses Landes; der Großherzog nehme sehr lebhaften persönlichen Antheil daran, und suche ihn durch alle Maßregeln, die ihm die besten scheinen zu fördern. Ob sie dies wirklich seyn, scheint dem Verfasser zweifelhafter als die Güte seiner Absicht. Die alten Einrichtungen und Gerechtsame scheinen die Haupthindernisse zu seyn und diese könne er nicht abändern. Der Verf. fand fast allgemein dasselbe Dreifelder-System, welches in dem größten Theile Deutschlands vorherrscht. Er besahe verschiedene Wirthschaften des Großherzogs. Eine zu Alt Weimar bot ihm nichts merkwürdiges dar, als daß das Vieh aus Mangel an

Einstreuung sehr schmutzig war und daß ein Versuch mit Einführung der Büffel gemacht werde, der dem Verf. unzweckmäßig scheint, weil ihr Fleisch schlechter, wie das unseres Rindviehs sey. In einer anderen Wirthschaft nordwestlich der Stadt wurden die Schaafse mit Gerststroh, welches nicht reif geworden und also unabgedroschen gefüttert. Es waren daselbst 340 Merino-Mütter, die im vorigen Jahre 274 Lämmer gebracht hatten. (Keine Empfehlung bei den Engländern, die bei den meisten ihrer Schaafse 3 Lämmer auf 2 Mütter rechnen.) Noch eine andere Wirthschaft, etwa 9 englische Meilen von der Stadt, werde am besten von allen, die er in Sachsen gesehen, bewirthschaftet, indem von 900 Scheffel Länden 175 in Esper gelegt sind. Sie bleiben 5 Jahr liegen, werden dann ein Jahr mit Schaafen behütet, umgebrochen und treten wieder in die Dreifelder-Rotation ein. Außerdem sind 10 Scheffel in Rüben, Runkeln und Kohlrüben. In der dritten Rotation wird nur reine Braache gehalten. Der Durchschnitts-Ertrag ist 10 Korn im Weizen, Roggen und Gerste, 14 Korn im Hafer. Hier ist eine gehörige Viehhaltung und Dünger. Der Werth des Landes sey hier sehr verschieden; auf den steinigen und düngerarmen Höhen, sey es, wo man kein Capital zu seiner Verbesserung anlegt, gar nichts werth. Aber in den Thälern sey der Acker 150 bis 200 Thaler

werth im Verhältniß besonders der Feudal-Rechte die darauf lasteten.

Hier rühmt der Verf. doch, wie die Regierungen in Preußen und Sachsen den Bauerstand aufzuhelfen suchten. Die Gerichte beförderten diese Absicht nach Möglichkeit. Denn wo die Gesetze und Briefe zu entschieden zu Gunsten des Grundherrs sprächen, da verzögerten sie den Ausspruch so lange, bis der streitige Punkt nicht mehr von Bedeutung sey, und empföhlen dann dem Herren, daß er nicht strenge auf seine Rechte bestehen möge. Die Berechtigungen würden dadurch in ihrem Effekte so unbedeutend, daß sie solche gern für ein billiges aufgaben. Es würde unbezweifelt von großer Wirkung seyn, wenn auf diese Weise freies Eigenthum entstände. Er ist aber sehr gegen die Zerstückelung dieser Bauerhöfe.

Um Erfurt fiel ihm die schöne Garten-Cultur und der Handelsgewächsbau sehr auf. Dann kam er durch eine Strecke sehr ausgemagerten Landes; so wie er sich aber Gotha näherte, ward Boden und Cultur immer besser und er fand bedeutend viel grüne Früchte, kräftige junge Saat und starke Stoppeln. Der Landbau wird hier gut betrieben, aber es giebt noch zu viel Gemeinheiten und gemeinschaftliche Weiderechte, zu große Zerstückelung des Landes, um etwas Vollkommneres einführen zu können.

Im Altenburgschen werde es besser; es gebe hier mehr abgerundete Besitzungen, die nicht in kleine Stücke zertheilt werden dürften. Wo es keine Gemeinweiden giebt und keine gemeinschaftliche Behütungsrechte des Ackerlandes, der Besitzer also in der Bestellung und Benutzung unbeschränkt ist, da müsse bald die bessere Wirthschaft obliegen. Deshalb herrsche hier ein Wohlstand, wie er ihn nicht in ganz Sachsen und nur auf sehr wenigen Flecken Deutschlands angetroffen habe.

Hinter Eisenach ein schöner rother Thonboden und so gute Cultur, als es die Dreifelder-Wirthschaft gestattet. Wo man hutfreies eingeschlossenes Land hat, weicht man aber auch davon ab. In dem Braachfelde werden viele Bohnen gebauet.

Durch eine romantische Gegend nach Hünefeld und Fulda ins Hessische, wo es nur Berge mit höchst fruchtbaren Thälern, durch welche kleine Bäche fließen, fast gar nichts, was man eine Ebene nennen kann, giebt. Die Armseligkeit der Einwohner ist so groß, daß man fast gar kein Vieh als einige abgemagerte Kühe vor dem Pfluge und einige kleine Schaafheerden mit haariger Wolle auf diesem fruchtbaren Thalboden siehet. Zum Theil könne man dies wohl auf die schrecklichen aber doch schnell vorübergehenden Kriegsverwüstungen schieben, aber der Hauptgrund scheine doch wohl in

den drückenden Verhältnissen des Bauerstandes zu liegen.

Saalmünster ist der höchste Punkt in dieser Gegend und solle 2150 Fuß über der Meeresfläche liegen. Daher das Clima rauh und kalt; der Winter fängt früh im October an und dauert bis Mitte Aprils. Der eigentliche Sommer ist sehr warm, dauert aber selten über 2 bis 3 Monat.

Wo sich das Gebirge endigt, bis nach Hanau zu, ist ein Strich Landes, den der Verfasser für den besten hält, den er je gesehen. Es bestehet aus einem reichen schwarzen Lehm, der so mürbe ist, daß ihn zwei Ochsen leicht pflügen. Die Saat hatte ein üppiges Ansehen, und obwohl die Hütungsberechtigungen noch immer die alte Feldordnung vorschreiben, so überwindet hier doch die Natur die fehlerhaften Einrichtungen der Menschen. Man versicherte dem Verf., daß der Durchschnitts-Ertrag im Weizen das 12te, im Hafer das 20ste Korn sey. Außer der Umgegend von Hanau ist aber der Landbau so weit zurück, wie in irgend einer Gegend von Deutschland, der Acker ist in zu kleine Stücke getheilt, der Viehstand sehr geringe und das Verhältniß des Futters zur Kornausfaat noch schwächer als der Verf. es bisher in Deutschland angetroffen hatte.

Aus einer Unterhaltung mit einem sehr unterrichteten und ausgezeichneten Edelmann theilt er

folgende Resultate mit. Der Landbau stehe in Deutschland weit unter dem Englischen; das liege aber nicht daran, daß es hier an vorzüglichen theoretischen und praktischen Männern fehle, es gäbe deren in Deutschland vielleicht mehr, als in ganz Europa, sondern lediglich am Mangel des disponibeln Capitals. Die Feudal- und damit verbundenen Verhältnisse taugten zwar nichts, aber sie würden allenthalben mehr gemäßigt und man werde allmählig, wie in Preußen und Sachsen, wohl darüber wegkommen, und das werde mehr Vortheil bringen, wie irgend eine Constitution, wodurch die Sache nur erschwert werden könne. — Dann sprach er mit ihm über die ausgemachte Wahrheit, daß alle landwirthschaftliche Produkte in dieser Zeit in Deutschland, Holland, Frankreich und England weniger gälten, als ihre Production koste. Die Ursache sey der plötzliche Uebergang aus dem allgemeinen Kriegszustande in den Friedenszustand. In jenem sey die Consumtion und der Begehr sehr stark, daher ein Reiz, die Production möglichst zu vermehren. Aber da dies nicht schnell gehe, so wirkten diese Anstrengungen und erreichten ihren Zweck erst in dem Zeitpunkte, wo der Frieden eintrat und die Nachfrage aufhörte. Daher kein Absatz des Ueberflusses. (Aber hatte der Mann die Theuerung von 1816 und 17 vergessen, die gerade nach geendigtem Kriege eintrat? Und sollte nicht

der Ueberfluß von 1818 und 1819 in den süd- und westlichen Gegenden eher die Folge des Mißwachses von 1816 seyn; wohl auch des vielen fremden Korns, welches 1817 angekauft wurde, aber zu spät kam?) — Die Deutschen seyen ein gar zu frugales Volk, sie leben von Roggen, Kartoffeln, Buchweizen und andern Früchten, und genießen wenig Fleisch. Jede landwirthschaftliche Verbesserung beruhe aber auf Vermehrung des Viehstandes und zu dieser sey wenig Aufmunterung, da thierische Produkte immer mehr im Preise sinken würden, wenn sie sich vermehrten, weil schwerlich der allgemeine Wohlstand sich so erheben würde, daß die Masse des Volks von der wohlfeilern vegetabilischen Nahrung zu der theuerern animalischen übergehen könne.

Dies sind die wichtigsten auf Landbau Bezug habenden Bemerkungen und Reflexionen, welche dieses Buch enthält. Alles übrige übergehen wir, obwohl die mehr oder minder richtigen Ansichten, die er von den politischen und geselligen Verhältnissen Deutschlands nimmt, und die sich beiläufig über alles, besonders über unsere Universitäten und die demagogischen Umtriebe, sogar über das in Deutschland verhungerte Whistspiel mit 5 Honneurs, verbreiten, zum Theil original, durch ihre Geradheit oder Schiefheit interessant, zum Theil aber auch erborgt sind.

Biographie Johann Friedrich Meyer's,
Königl. Großbritannisch-Hannoverschen Ober-
Landes-Ökonomie-Commissars, von Theo-
dor Hagemann, K. Großbrit. Hannover-
schem Direktor und Chef der Justiz-Canzlei.

Virtute ambere hominis est, non autem fau-
toribus;

Nam sat fautorum habet, qui bene opera-
tur. Plautus.

1820.

Der berühmte Hr. Verfasser, der auch dem
Landwirthen durch sein Landwirthschafts-Recht be-
kannt ist, hat diese kurze aber reichhaltige Biogra-
phie auf Veranlassung der Königl. Hannoverschen
Landwirthschafts-Gesellschaft niedergeschrieben und
sie nur für die Freunde des Verewigten abdrucken
lassen. Sie verdient aber in unserm Publico be-
kannt zu werden, da sie eine treue Darstellung der
merkwürdigen Persönlichkeit dieses von Land- und
Stratswirthen hochgeschätzten Schriftstellers giebt.
Er hob sich nach einer ärmlichen Erziehung durch
rege Geistesthätigkeit zur wissenschaftlichen Bildung
empor, und drang, mit dem gewöhnlichen Leisten
in seinem Geschäftskreise nicht zufrieden, tief auf
den Grund aller dahin einschlagenden Gegenstände.
Er gab den Beweis, daß wissenschaftliche Speculas

tion und abstracterer Calcul den Practiker nicht lähme, sondern kräftiger und scharfsichtiger mache. „Die Dienstbeschäftigungen brachten unsern Meyer sehr häufig mit den geringern Klassen des Landbewohner in nähere Verührung. Seine Redlichkeit und Treuherzigkeit hatten einen solchen Glauben an ihn bei diesen, in Dingen, die das Interesse nahe betreffen, meistens höchst argwöhnischen Menschen, bewirkt, daß wenn sie wußten, Meyer hat es gesagt oder angeordnet, sie sich nicht für benachtheiligt hielten, wenn gleich sie es vorher geglaubt hatten, oder die Nützlichkeit der neuen Anordnung nicht klar und deutlich einzusehen vermogten. Das besondere Talent, sich zu den geringern Leuten ganz herabzulassen, ihre gewöhnlich breit und langweilig vorgebrachten Gründe, Zweifel und Bedenken mit Ruhe und Geduld anzuhören, sie durch einzelne Gegensätze und Beispiele, die dem Landmanne verständlich waren, zu widerlegen u. s. w., verschaffte ihm das seltene Zutrauen und die Bereitwilligkeit, seinen Vorschlägen und Einrichtungen Gehör zu geben und ihnen zu folgen. Meyer war auch ganz dazu geschaffen und er hatte es in seiner Gewalt, die verwickeltsten Geschäfte abzukürzen und ohne großen Kostenaufwand zu beendigen. Sein Auge war durch langjährige Erfahrung so geübt, daß er die Morgenzahl einer großen Fläche, wenn er sie ganz genau betrachtet hatte, so zutreffend zu be-

stimmen mußte, daß sie nach geschעהer Vermessung selten bedeutend differirte.“ — „Er machte unter seiner unmittelbaren Leitung Theilungen zur Zufriedenheit aller Interessenten, ohne die großen Kosten der Vermessung und Bonitirung aufzuwenden und ohne erst die Vorfragen weitläufig zu erörtern: ob die projectirte Theilung möglich und rathsam und woher der Kostenbetrag derselben zu nehmen sey? — So steht er als Ideal, dem sich jeder, welcher sich diesem wohlthätigen, aber höchst schwierigen Geschäfte gewidmet hat oder widmen will, zu nähern suchen soll, da, einem Geschäfte, was durch ausgezeichnete Talente und Persönlichkeit sich hohe Achtung erwerben kann. Meyer suchte in seinem Leben nichts als das Gute zu befördern, wo es in seinem Bereiche lag; aber Er ward gesucht — worauf sich das obige Motto beziehet.

4.

Lehrbuch der pferdeärztlichen Geburtshülfe und Heilung der gewöhnlichsten Krankheiten der Mutterstuten und Fohlen, für Gestütmeister, Pferdeärzte, Kurz- und Fahnen-Schmiede, Landwirthe und jeden Pferdeeeigenthümer, von S. v. Tennecker, Königl. Sächsl. Major der Kavallerie, Commandant des

Train-Bataillons, Herzogl. Sächs. Coburgischem Stallmeister, Ober-Pferdearzt und Lehrer an der Königl. Sächs. Thierarzneischule in Dresden, des Königl. Sächs. Civil-Verdienst-Ordens Ritter etc. Prag bei Friedrich Tempfky. Firma: J. G. Calve. 1820.

Der im hippiatrischen Fache durch manches nützliche Werk schon eine Reihe von Jahren bekannte Herr Verf. hatte bei der Herausgabe dieser Schrift die Absicht, alles, was in der thierärztlichen Literatur über die Geburtshülfe der Pferde sich vorfand, zu sammeln, in einen systematischen Zusammenhang zu bringen und daraus ein geschlossenes, vollständiges Ganzes zu bilden, wozu er nach seinem eigenen Geständnisse, vorzüglich Jörg's Geburtshülfe der landwirthschaftlichen Thiere, und einen Entwurf über eben diesen Gegenstand von Prinz, benutzte.

Diesem Plane gemäß zerfällt die ganze Schrift in vier Haupt-Abtheilungen, nämlich:

- 1) in den anatomischen, physiologischen, diätetischen,
- 2) in den chirurgischen,
- 3) in den pathologisch-therapeutischen Theil der Geburtshülfe. Endlich handelt die

4te Abtheilung von den Krankheiten der Mutterstuten und Fohlen.

Die erste Abtheilung ist fast nichts weiter als eine bloße Compilation aus den oben angeführten Werken, wie sich dies von Satz zu Satz nachweisen läßt. Ja nicht selten findet man ganze Seiten wörtlich abgeschrieben; was freilich den anatomischen und physiologischen Kenntnissen des Hrn. Verf. eben nicht sehr zum Lobe gereicht, aber dennoch erträglicher ist, als wenn er diesen theoretischen Zweig der Thierheilkunde mit seinem eigenen Wissen und Dafürhalten durchflücht. So muß z. B. selbst der Laye in der Arzneikunst erstaunen und sich über die Unkunde wundern, wenn er S. 42., wo von der Empfängniß als Bedingung des Trächtigseyns gehandelt wird, die Worte liest: „es scheint die Theorie, nach welcher die Frucht aus den Samenthierchen entsteht, falsch zu seyn.“ Man sollte wirklich glauben, es sey platterdings unmöglich, daß ein Arzt bei dem jetzigen Stande der Physiologie diesen alten, durch Hamme und Leeuwenhoeft 1677 aufgestellten, aber längst verbannten Unsinn noch in Zweifel ziehen könne; und doch ist's so! wie Seite 28 rühmlichst verkündet. —

Könnte Rec., so wie jeder unpartheische Richter, nicht anders als tadelnd von der ersten Abtheilung dieses Werkes reden, so muß er auf der andern Seite eben so aufrichtig gestehen, daß die

folgenden Abschnitte: der chirurgische, pathologische, therapeutische Theil der Geburtshülfe, gleichwie die Erkenntniß und Krankheiten der Mutterstuten nebst Fohlen, sehr brauchbar bearbeitet und mit vielen praktischen Regeln verwebt sind. Hier fühlt man deutlich auf jeder Seite, daß der Verf. ein Mann von ungemein vielen Erfahrungen und großer Routine in der Rosarzneikunst ist, wozu ihm seine starke, langjährige Praxis verhalf und die er auch diesmal so getreu als wir es sonst von ihm gewohnt sind, uns mittheilt; weshalb Rec. allerdings glaubt, daß diese Schrift wohl einen Platz in der Bibliothek des Landwirths verdient, zumal da es bis dahin an einem Werke fehlte, was diesen Gegenstand der Hippiaatrik mit solcher Ausführlichkeit abhandelt.

5.

Der Kemperhof. Mit Hinsicht auf den Betrieb der Landwirthschaft in der Gegend von Coblenz. Von J. A. Hergen. Berlin bei A. Rücker. 1821. gr. 8. 18 gr.

Diese kleine Schrift verdient in dem Schätze landwirthschaftlicher Beobachtungen dankbar aufgenommen zu werden. Wir mochten nicht sagen: in dem der Erfahrungen; denn die Bemerkungen stes

hen zu isolirt, als daß man nicht häufig die Wirkungen einer anderen, als der angegebenen, Ursach beimeßten könnte. Und nur ein hinlänglich gesicherter Schluß von der Wirkung auf die Ursach begründet eine Erfahrung.

Man würde hier vergeblich die Darstellung des Organismus und der Verhältnisse einer besondern Wirthschaft erwarten. Die Größe des Areal's ist nicht einmal angegeben. Es sind nur einzelne bei der Bewirthschaftung des Kemperhofes gemachte Bemerkungen über die Wirthschaftsart dieser ganzen Gegend und ihre Verhältnisse, die auffallend genug erscheinen. Ein erstaunlich hoher Preis der Ländereien, selten unter 400 Rthlr. für einen Morgen Landes und 20 Rthlr. Pacht ohne allen Besatz, 30 Rthlr. Betriebs-Capital pro Morgen, sehr hoher Lohn, täglich 12 Gr., ein äußerst geringes Tagewerk für Menschen und Vieh, hohe Grundsteuer nebst anderen Abgaben 1 Rthlr 8 Gr. pro Morgen (doch bleibt der Zehnte abgeschafft) machen es kaum erklärbar, wie der Ackerbau dabei bestehen könne. Der Verfasser sah sich freilich dadurch bewogen, diesen Hof wieder mit Vortheil zu verkaufen, ungeachtet er in den letzteren Jahren doch Gewinn dabei gemacht hatte.

Es sey sichtlich, daß der Boden in der Thal-
gegend beim Zusammenflusse der Mosel mit dem
Rhein nicht durch Verwitterung, sondern durch

Anschlammung entstanden sey. Der des Kemperhofes ist ein gelbrother Thon, der durch aufgeschlemmten, mit vielen sehr feinen Quarzen vermischten Schlamm zu einem mehr oder minder spröden Lehm geworden, dagegen die vom Rhein aufgeschlemmten Gegenden einen sehr milden mergelhaltigen sandigen Lehm Boden darstellen. Die Erdmischung giebt der Verfasser zu 0,60 Thon, 0,36 Sand und 0,04 Kalk an. Unter der Oberfläche liegt häufig ein steinartiges Conglomerat, hier Schurf oder Brid genannt, welches, wenn es nicht mit einer mächtigen Erdlage bedeckt ist, Schrindstellen verursacht. Der Verf. ließ diesen Schurf, der nur 5 Zoll dick war, mit großem Nutzen durch- und herausbrechen.

Die Wirthschaft war auf Molkerei und zwar Milchverkauf vorzüglich berechnet. Der Verf. hat die Unannehmlichkeit des letztern sehr gut kennen gelernt, und sie sind wirklich für den, der keinen Sinn für Höferei und die dabei fast unentbehrliche Kniffe hat, sehr lästig. Ueber die Kindviehs Race der Gegend manche Bemerkungen, die aber dem, der sie nicht von Ansicht kennt, nicht klar sind. Es komme viel auf Individuen an, und mancherlei zusammenwirkende Umstände haben auf den Milchertrag einzelner Stücke großen Einfluß. Eine Kuh, die im Jahre 1200 Quart Milch giebt, sey durchaus für eine gute Kuh zu rechnen (tägl.

lich ungefähr $3\frac{1}{2}$ Quart). Im allgemeinen rechnet der Verf. nur auf 1000 Quart, und diese bei frischem Milchverkauf auf 56 Rthlr., für das Kalb 5 Rthlr. Dagegen berechnet er die Kosten einer Kuh folgendergestalt:

3 Morgen Klee für den Sommer, der verkauft werden könnte für	=	=	=	25 Rthl.
100 Scheffel Kartoffeln	=	=	=	25 —
18 Centner Stroh	=	=	=	10 —
Zinsen des Anlage=Capitals	=	=	=	4 —
Geräth	=	=	=	2 —
Magd	=	=	=	6 —
Stallzins	=	=	=	2 —
				74 Rthl.
davon obige Einnahme	=	=	=	61 —
bleibt Deficit	=	=	=	13 Rthl.,

womit der Dünger bezahlt werden muß. Recens. scheint aber die Verfütterung von 100 Scheffel Kartoffeln übermäßig und unvortheilhaft, des Strohes dagegen viel zu wenig bei dieser Fütterung auf dem Stalle. Der Verf. sagt selbst an einem andern Orte, daß 8 Pfund Einstreu auf eine Kuh täglich nicht zu viel wäre, was allein über 26 Entr. betrüge: ist dieses vielleicht auf den Mist gerechnet?

Unter Pflügen versteht der Verf. sehr richtig eine Umwendung der Ackerkrume; er unterscheidet davon aber eine Lockerung des Untergrundes, welche

the er mit einem besondern Werkzeuge vornimmt, ohne ihn heraufzubringen. Beim Antritt seiner Wirthschaft hielt man das Pflügen eines Viertel-Morgens im Tage für hinlänglich, das eines halben Morgens für alles, was man von einem guten Ochsen-Gespann verlangen könne. Durch den Gebrauch des Wechsel-Gespanns brachte er es dahin, daß 2 Morgen gemächlich umgelegt wurden. — Hier und an mehreren Orten, z. B. wo der Verf. sagt, es habe jemand 40 Scheffel Rapsaamen vom Morgen geerntet, und er 13 bis 14 Scheffel Roggen vom Morgen für einen jämmerlichen Ertrag erklärt, war es mir wahrscheinlich, daß von einem andern Maaße als dem Preussischen die Rede sey; aber er nennt dies in der Folge ausdrücklich. Dennoch soll in dieser Gegend unter den Einwohnern noch eine große Verwirrung wegen des Feldmaaßes herrschen, und es nicht genau damit genommen werden.

Der Verf. führt 5 verschiedene Fruchtfolgen, welche in der Gegend gebräuchlich sind, an, alle mit Kartoffeln, Rüben und Klee, nur eine neunjährige mit Brache. Wahrscheinlich giebt es bei dieser freien Wirthschaft, wo die Felder nicht in Schlägen liegen, wohl noch mehrere Verschiedenheiten. Der Verf. nahm in der Folge die bekannte Norfolkier vierjährige von 1) Hackfrüchten gedüngt, 2) Getreide, 3) Klee gegypst, 4) Winterung an,

and sagt: „ich hätte Tausende erspart, wenn ich gleich zu diesem Systeme gegriffen hätte, statt viele Jahre darum herum zu fahren. Bei einmal vollendeter Einrichtung geht alles so leicht von Statten, greift so gut in einander, daß beim Vorhandenseyn zweckmäßig verbesserter Ackergeräthe ein Drittheil aller Arbeit erspart wird.“ (Allerdings ist dieses Norfolk'sche Acker-system kleineren Wirthschaften mit kräftigem Boden und wo man sich auf den Klee ziemlich sicher verlassen kann, das zweckmäßigste. Aber auf großem Areal wird der Hackfrucht-Schlag unter den meisten Verhältnissen doch zu groß und wo der Klee zuweilen mißrath, was mir zwar gerade bei dieser 4jährigen Rotation nie geschehen ist, kann es in große Verlegenheit setzen.) Dann über den Bau und die Behandlung dieser Früchte. Daß der Klee jetzt ganzen Gegenden, wo er früher gut gekommen, sein Gedeihen zu versagen anfange, schiebt der Verfasser auf Mangel an Dünger nach ganz abgeschaffter Brache. Vor Herstellung des Gleichgewichts zwischen Viehzucht und Ackerbau vertrage er sich mit dem jetzt eingeführten Ausfauge-System nicht. (Man klagt doch aber auch in Gegenden darüber, wo dies nicht der Fall ist. Mir scheint es noch immer, als verlange er bei öfterer Wiederkunft eine allmähliche Vertiefung der Ackerkrume: denn bei dieser war es, wo ich ihn alle vier Jahre mit zunehmendem Erfolge

bauen konnte.) Für die Luzerne ist der Verfasser nicht, wo man rotheen Klee bauen kann; dagegen sehr für die Wicken, besonders als Vorfrucht vor den Rüben und dem Rapse. Von ihrer Ausfaat in die Stoppel, um als Dünger untergepflügt zu werden, sagt er nichts. Vom Gemenge mit Hafer habe er bemerkt, daß die folgende Frucht nicht so gut danach stehe, als nach reinen Wicken.

Erbsen werden nicht viel gebauet; der Gyps wirke sehr gut darauf, aber sie kochen sich danach nicht gut. Grün abgemähte Erbsen halte man für das beste Milchfutter.

Raps werde wenig gebauet, weil man ihn ohne Brache nicht gut zu bauen wisse, aber man könne zweckmäßig vorher grüne Wicken nehmen. Der Raps sey im Pflanzenreiche mehr ein Leckermaul, als eine gefräßige Pflanze, im Gegensatze mit der alle ihr dargereichte Nahrung verschlingenden Kartoffel.

Mit dem Roggen ist der Verf. gar nicht zufrieden, weil er bei dem besten Anschein nur 13 bis 14 Scheffel vom Morgen gab! Er giebt es den häufigen Rhein- und Mosel-Nebeln Schuld. Für den Spelz ist er mehr, wenn er ordentlich gebauet und nicht, wie in dieser Gegend, dahin gesäet wird, wo nichts mehr wachsen will.

Der Wiesenbau wird sehr nachlässig betrieben.

Sie sehen samt und sonders ihrem nahen Umbruche entgegen.

Von der Wichtigkeit der Hauswirthschaft auf dem Lande können sich die Städter keinen Begriff machen. Die Hauswirthin ist die wichtigste und ehrwürdigste Person auf dem Lande, und der Anblick eines guten Hausstandes zielt mehr, „als die Flügel, Harfen und Guitarren, welche man in den Händen der Töchter unserer jetzigen Kunstbauern findet; denn das nennt man jetzt auch hier Bildung, wenn ein Mädchen alles kann, außer was ihr zu wissen nothwendig ist. Statt von einer solchen Schönen mit einem freundlichen Gesichte und gutem Rahme bewirthet zu werden, fängt sie beim Eintritt sogleich so jämmerlich auf einem Instrumente an zu lamentiren, daß man glauben sollte, man sey unter eine Heerde Katzen gerathen, welche alle mit Zangen gezwickt würden. Da fallen denn im Hause solche Dinge vor, wie hier neuerlich, wo einer Magd aufgetragen wurde, daß sie Zimmer und Geräthe reinigen sollte, und selbige die Harfe und Guitarre tüchtig scheuerte.“ Das tout comme chez nous findet man doch aller Orten!

Obwohl diese Schrift als landwirthschaftliche Monographie unvollständig ist, so wird sie der denkende Landwirth doch mit Interesse lesen.

VII.

Quartals = Bericht.

Vom letzten Juni 1821.

Stand der Feldfrüchte.

Während der ersten Hälfte des Aprils hatten wir häufigen und oft starken Regen bei mäßiger Temperatur, wobei Felder und Auen zu begrünen anfangen. Nach den stürmischen und regnigten Tagen vom 16ten und 17ten April trat am 18ten eine 14tägige Periode der angenehmsten und fruchtbarsten Frühjahrs-Witterung bei Ost- oft nördlichem Winde ein; so daß die Wärme oft drückend wurde, in der Sonne mehrentheils auf 20 Grad stieg, auch Nachts auf 14 bis 16 Grad beharrte. Da der Boden von der Regen-Periode Feuchtigkeit genug behalten hatte, so ging die Entwicklung des Frühjahrs-Lriebes mit auffallender Schnelligkeit vor sich. Auf einer Reise, welche ich um diese Zeit durch Sachsen machte, schien es mir, als ob

ich mit jedem Tage in ein wärmeres Clima, mit jeder Station wenigstens einen Grad südlicher Wärme. Man konnte es im eigentlichen Verstande wachsen sehen. Das Osterfest insbesondre stellte die Auferstehung der Natur gleichsam dar. In der freundlichen Umgebung von Leipzig war ein Kirschbaum-Garten in einer Stunde Vormittags völlig aufgeblühet.

Bei dieser außerordentlich fruchtbaren Witterung erholten sich die von dem strengen, schneelosen Froste im März geschwächten Pflanzen, wenn sie nur am Leben geblieben waren, sehr schnell. Wo aber in kälteren Gegenden die Weizen-, Raps- und Klee-Pflanze größtentheils getödtet war, zeigte sich dies um so entschiedener und ein großer Theil solcher Felder ward früh genug umgebrochen um anderweitig benutzt zu werden. Manche andere hatten eine sehr verdünnete Saat behalten, die sich in der feuchten Periode hoffnungsvoll zu bestanden schien, aber nun in der heißen und trocknen zu schnell und mit zu vielem Unkraute in die Höhe trieb. Daher zeigten sich die meisten Winterungsfelder, besonders die früh bestellten, die vor dem März-Froste sich am schönsten belegt hatten, schon dünn, wenn gleich stark in Halm und Aehre. Die spät bestellten Saaten, die erst nach dem Winter hervorstachen, waren dichter, aber schwach im Halme.

Die schöne Witterung hielt mit hochblauen Himmel bis zum 27sten April an, wo sich kurze Gewitterwolken zu bilden anfangen, die sich auf schmalen Streifen entladeten, hier einen erwünschten Regen mit großen Tropfen, dort mit einigen Schlossen ergossen, um welchen ein Nachbar, der keinen erhielt, den andern beneidete, indem der Acker bei dem warmen Ostwinde schon ziemlich dürre und hart geworden war. Die Luft kühlte sich dabei nicht ab und der Himmel klärte sich schnell wieder auf. Vom 29sten April an trat aber eine furchtbarere Gewitter-Periode ein. An diesen Tagen ergoß sich eine starke Gewitterwolke mit Wasserströmen am Rhein und richtete große Verwüstungen an. Am Unterharze hatte man bedeutende Hagel-Schauer. Diesseits des Harzes trafen sie einige Tage später ein. Am 3ten Mai zog ein Gewitter, von Halberstadt her, durchs Mansfeldsche, verheerte durch Wasserströme bedeutende Fluren und ersäufte ganze Heerden. Am 6ten und 7ten Mai entladeten sie sich über mehrere Gegenden von Schlesien zum Verderben einiger betroffenen Feldfluren; in nordöstlichen Gegenden hat man von keinem bedeutenden Schaden gehört. (Genaue Bemerkungen über die Zeit, in welcher sich an verschiedenen Orten Wetterveränderungen zeigen, Gewitterwolken sich bilden, den Strich den sie nehmen, den Wind den sie anziehen oder aus-

stoßen mit einiger Beachtung des Barometer- und Thermometer-Standes, würden uns wahrscheinlich in der Meteorologie weiter führen als die zu isolirten, mit astronomischer Sorgfalt angestellten Beobachtungen gelehrter Akademien; wenn jene auf einem über eine beträchtliche Breite und Länge gezogenem Netze von Landwirthen, Predigern, Müllern — die vorzüglich aufmerksam darauf sind — angestellt würden.) Bis zum 8ten Mai hielt die Gewitter-Periode an, ohne daß die Luft sich abgekühlt hätte und es ward, wenn Abends der Horizont mit wetterleuchtenden Wolken umgeben war, am Morgen wieder heiter und warm. Mit dem 9ten Mai ging aber diese warme, die Vegetation sehr fördernde Witterung in eine widrige kalte über, wobei aller Wachsthum stockte, obwohl es nicht bis zum Froste, sondern nur in einigen Niederungen bis zum Reife kam. Am 25ten Mai fiel hier Schnee, wonach die Wärme auf 2 Grad R. sank. In London schneite es am 28ten und 29ten Mai und man erwärmte sich beim Caminfeuer. (Hamburg. Correspondent.) Mit dem 30sten Mai trat eine Periode von besserem Wetter mit mäßiger Wärme und fallendem Barometer ein, am 5ten Juni erfolgte aber ein starker anhaltender und durchdringender Landregen, der mit kaltem Winde aus Nordwest bis zum 10ten anhielt und eine kalte, bis zum Reife gehende Witterung zur Folge hatte.

In der zweiten Hälfte des Monats wechselte trockenes und feuchtes, kaltes und warmes Wetter schnell ab, doch blieb der Grund der Luft, besonders des Nachts immer kalt, d. h. auf 6 bis 7 Gr. R., zu Ende des Monats auf 10 Grad.

Die Blüthezeit des Roggens, die hier mit Ende Mai begann, war nicht günstig und dauerte lange. Dennoch gab es immer sonnige wärmere Stunden, wo die Staubbeutel kräftig austraten, und der Körneransatz ist dem Anscheine nach gut erfolgt. Die Aehren des früh gesäeten Roggens sind nach Verhältniß der Bodenkraft stark, des spät gesäeten klein. Aber jener war im Allgemeinen dünn, dieser dichter. Jetzt ist nun eine in dem Maaße noch nie von mir beobachtete Erscheinung eingetreten, die sich über viele Feldmarken — ich weiß nicht ob allgemein — verbreitet. Ein großer Theil der Halme entfärbt sich, fällt um und man findet sie zwischen der Wurzel und dem ersten Knoten abgefressen. An dieser Stelle trifft man ein kleines nicht viel über eine Linie langes verpupptes Insekt, wahrscheinlich einen Rüsselkäfer (*Curculio*) an, worüber wir noch nichts Genaueres bestimmen können. Der dadurch angerichtete Schaden ist hin und wieder so erheblich, daß es von mehreren, wo kleine unbedeutende Schlossen gefallen waren, diesen beigemessen worden, und daß sie bei Hagel-Versicherungs-Societäten auf Bes

sichtigung der Feldmarken antrugen, wo es sich dann aber aus den nicht eingeknickten, sondern deutlich abgefressenen Halmen ergab, daß die Schlossen nicht Schuld seyen. Hierdurch ist fast aller Roggen sehr verdünnt worden, und der später gesäete hat dadurch seinen in diesem Stücke gehabtten Vorzug wieder verloren, indem das Uebel mehr den jüngern als den ältern, vorzüglich aber den Sommerroggen zu betreffen scheint. Vielleicht ist es nicht so groß als man besorgt wenn man die Ränder der Felder betrachtet, denn tiefer hinein ist es bis jetzt wenigstens geringer. Da es sich aber heute noch zu vermehren scheint, so läßt sich nicht bestimmen, wie weit es gehen werde, und ob vielleicht ein Heiliger durch dieses Mittel den Wünschen Baierscher Bauern entsprechen wolle, die nach der Berliner Zeitung Wallfahrten anstellen, um in diesem Jahre eine schlechte Ernte zu ersehen. In einzelnen Gegenden ist auch der Roggen verbleicht, wahrscheinlich durch Erkältung. Mit Bestimmtheit läßt sich wohl sagen, daß die Roggenernte im Allgemeinen nicht überreich seyn und wenigstens um $\frac{1}{2}$ gegen die vorige, freilich ausgezeichnete, zurückgeschlagen werde. In unsern Gegenden ist sie mittelmäßig.

Ein Gleiches läßt sich vom Weizen im Ganzen erwarten. Denn obwohl sein Stand an einigen Orten sehr gerühmt wird, so ist er doch an

den meisten, besonders der Seeküste nahegelegenen, schlecht, den vielen umgepflügten ungerechnet. Neue Nachrichten aus England, den Niederlanden und dem nördlichen Frankreich fehlen uns am Schlusse dieses, aber zu Ende des Mai hatte man dort große Besorgnisse für Miswachs und der Gang der spätern Witterung macht diesen für jene Gegenden ferner sehr wahrscheinlich.

Der Sommerung ist die Witterung nach Verschiedenheit der Saatzeit, des Bodens und Climas mehr oder minder günstig gewesen. Auf wärmerem Boden und bei früher Bestellung verspricht sie sehr viel. Die in der mittlern Zeit bestellte Gerste hat auf kaltem Boden sehr gelitten und ein kränkliches Ansehen. Hafer ist sehr roth geworden. Unkraut hat über beide häufig die Oberhand bekommen. Ihr Gedeihen ist mehrentheils noch unentschieden, doch kann man von ihr im Ganzen mehr als von der Winterung erwarten. In unserer Gegend wird sie gut.

Die Hülsenfrüchte zeigen sich bis jetzt im Ausbruche der Blüthe sehr hoffnungsvoll, doch klagt man bei den Wicken über die die Blüthenknospe anfressende Made.

Raps und Rübsen haben sich sehr verschieden verhalten. Eine reiche Ernte hat man hin und wieder, aber keinesweges allgemein. Für diejenigen, welche sie haben, ist dieses ein Glück; denn

wenn alle Ausfaat gerathen wäre, so würde bei der allgemeinen Verbreitung dieses Baues der Preis — bei den großen Vorräthen von Saamen und Del, die noch liegen — unter das Minimum, worfür sie erzeugt werden können, gefallen seyn.

Klee ist in einigen Gegenden bei dem späten Brachfroste ausgewintert, der zweijährige fast allgemein. In andern steht er vorzüglich; der erste Schnitt ist sehr gut, zum Theil etwas mühsam zu trocknen gewesen, der zweite läßt fast noch mehr erwarten. Der erste Schnitt der Luzerne war sehr ergiebig, der zweite leidet etwas von Maden und verspätet sich wegen Wärmemangels.

Wiesen geben im Durchschnitt einen mittlern Ertrag, keinen so guten, wie sie zu Anfange des Frühjahrs versprochen, indem der Grasswuchs nachher durch die Kälte gelitten hat.

Die Preise

Des Getreides stehen noch niedrig bis zur Verzweiflung für den Producenten. Ich habe meine Ueberzeugung, daß dieses nur vom Ueberflusse der vorigen Ernten durch ganz Europa herrühre, im vorigen Quartalsberichte zu erkennen gegeben. Irrt ich darin nicht, und ist meine Aussicht auf die nächste Ernte im nördlichen Europa richtig, so ist ein Steigen derselben gewiß zu erwarten. Ein plötzliches und starkes wird es aber, wenn nicht außerordentliche Ereignisse eintreten, nicht seyn;

denn erst müssen die Vorräthe abgehen und die niedergedrückten Speculationen auf Kornhandel wieder ermuntert werden. Es ist also wohl möglich, daß eine kurze noch mehr entmuthigende Periode eintrete: schwache Ernte und im Verhältniß zu derselben noch niedrigere Preise; aber diese werden sich heben, sobald man einsieht, daß die Masse übergroß scheinender Vorräthe leicht erschöpflich ist und wie A. Young sagte, nur ein Butterbrod für die immer steigende Bevölkerung von Europa abgeben.

Der starke Begehr und der schnelle Verkauf aller Wolle zu mäßigen Preisen, hat in den Gegenden, wo Schaafzucht einen Hauptzweig der Wirthschaft ausmacht, dem gelähmten landwirthschaftlichen Gewerbe neuen Schwung und Kraft gegeben. Alle Producenten sind mit den auf den Hauptmärkten erhaltenen Preisen zufrieden, vorzüglich aber die, welche Wolle von höherer Feinheit auszustellen hatten. Solche Schuren, die einen großen Theil Electa und übrigens Prima-Wolle enthielten, haben einen höheren Preis wie je, selbst wie im Jahre 1818 erhalten und würden, wenn man nicht gern in Rücksicht der vorjährigen Handelsstockung auf ein billiges Gebot zugeschlagen hätte, wahrscheinlich noch theurer haben verkauft werden können. Denn die erfahrensten Wollhändler gestehen ein, daß die Vermehrung der Production solcher Wolle noch lange nicht im Verhältnisse

mit dem vermehrten Begehr stehe; wie auch daraus erhellet, daß am höchsten bezahlte Schuren sogleich mit bedeutendem Vortheil wieder verkauft sind. Der in England und Frankreich aufgelegte hohe Einfuhrzoll muß, wie ich immer behauptet habe, bei solcher Wolle nicht von uns, sondern von den dortigen Fabrikanten bezahlt werden, da sie die wahre Electoral-Wolle bisher und noch eine lange Zeit hinaus nur von uns erhalten können, und der Begehr das Angebot weit überwiegt. Diese Finanz-Speculation hat übrigens sehr zum Vortheil unserer Fabriken gereicht, welche nun Wolle dieser Art auch zu bearbeiten gelernt haben.

Bei den Vortheilen, den eine hochfeine Schaauszucht gewährt und selbst bei den niedrigen Preisen mittlerer Wolle zu gewähren nicht aufgehört hatte, ist der Begehr nach feinem Zuchtvieh sehr groß geblieben, aber nach dem erwünschten Ausfalle der Wollmärkte noch vermehrt worden. Der Bedarf von Stöhrnen hat sich zwar, seitdem man sie stärker zu benutzen gelernt hat, sehr vermindert, und deshalb werden nur die ganz vorzüglichen theuer bezahlt. Auf den hohen Preis, den man noch vor einigen Jahren für Thiere von besonders auffallender Gestalt bezahlte, geht niemand mehr ein, weil die Qualität ihrer Wolle und die Wirkung auf die Veredlung der Descendenz häufig gerade im entgegengesetzten Verhältnisse mit dem Preise steht, wo

zu sie bisher, besonders im Oesterreichschen, verkauft wurden. Man trachtet nur nach der, bei einem kräftigen Stöhr möglich höchsten, nachhaltigen und ausgeglichenen Feinheit, die mit Dichtigkeit und Geschlossenheit des Bliesses aufs möglichste vereinigt ist, und Kenner bezahlen einen solchen noch immer seltenen Stöhr, wenn er die selbstgezogenen in diesen vereinigten Qualitäten übertrifft, gern zu hohem Preise. Wo es möglich ist, sich davon zu versichern, wird auf die Abstammung und das Constante des Stammes viele Rücksicht genommen. Das weniger ausgezeichnete ist zu häufig, um theuer bezahlt zu werden, und deshalb haben die meisten Stöhrzüchter den Preis sehr heruntergesetzt, um einer vor dem andern Absatz zu finden. Man bedient sich zwar aller ersinnlichen Charlatanerien, um Böcke los zu werden. So war in dem besuchtesten Leipziger Caffeehause auf der Catharinen-Straße die Abbildung zweier Thiere mit dreifachen Halskragen und Ködern aufgehangen, die aus der von Napoleon etablirten Schäferei zu Rambouillet (welche lange vor Napoleon existirte) abstammen sollen. Mit dem Avis, daß: „Böcke von 1 Jahr von dieser Merino-Race bei dem Besitzer, bei vorher gemachten Bestellungen, zu erkaufen seyn, desgleichen auch feine Meris-Böcke von Schaafen aus den Königl. Sächsischen Schäfereien zu Stolpe, Hohenstein und Loben (vermuthlich Lohmen) mit Meri-

nos-Stöhren belegt, für 3 Louisd'or das Stück. Von Merinos-Böcken wird der Preis nach der Güte bestimmt." — Kann dergleichen jetzt, wo wir wissen, daß das Feinste und Röstlichste, was wir von Wolle haben, aus jenen Sächsischen Stamm-Schäfereien — die hier für Metis erklärt werden — hervorgegangen ist, noch wohl Eindruck machen? Jene Negretti- und Guadeloupe-Race hat ihre Vorzüge in Rücksicht auf Quantität und Kraft der Wolle; aber man hat genug Erfahrungen gemacht, daß ihre Durchkreuzung den hochcultivirten Sächsischen Escorial-Stamm verderbe, und nur bei den niederen Graden der Verfeinerung vortheilhaft seyn könne.

Weniger kann der Begehr nach echten hochfeinen Mutter-Schaafen befriedigt werden, da man erkennet, daß durch Böcke allein das Höchste nur sehr langsam zu erreichen sey. Deshalb hat sich der Preis der feinen Mutter-Schaafe schon über den der Böcke erhoben und es wird noch weiter damit gehen.

Die Zucht aber scheint ein Monopol derjenigen zu werden, die mit größter Sorgfalt bei der Züchterei verfahren und durch kritische Auswahl und Begattung der Zuchtthiere einen bestimmten Charakter in ihrem Stamme oder Stämmen fixiren, den sie dann Anderen mittheilen können, wenn auch diese es nicht an gehöriger Consequenz er-
manf

mangeln lassen. Böcke von höchster und ausgeglichener Feinheit und Regularität des Bliesses und der einzelnen Haare mit einer die Vererbung sichernden Kraft, werden sehr aufgesucht und da sie selten sind, mit 30 bis 40 Grd'or noch gern bezahlt.

Die Preise aller anderen thierischen Produkte stehen so niedrig, daß sobald der Preis des Korns und Strohes sich etwas hebt, und jenes nicht mehr am vortheilhaftesten verfüttert werden kann, eine große Ueberzeugung vom Werthe des Düngers dazu gehört, um noch anderes Nutzvieh als Schaafe zu halten. Die Viehzucht selbst muß aber auf jedem Falle, wo nicht Liebhaberei mitwirkt, aufhören, weil das vom Auslande eingeführte Vieh weit unter dem Preise steht, wofür es bei uns erzielt werden kann.

Das schwierige und sonderbare der jetzigen Zeitverhältnisse würde Manche vom Betriebe des landwirthschaftlichen Gewerbes abschrecken, wenn nicht die begründete Ueberzeugung da wäre, daß sie nicht von langer Dauer seyn könnten. Diese aber bewirkt es, daß immer mehr Capitale in dieses Gewerbe angelegt werden und daß der Kauf- und Pacht-Preis der im guten Stande befindlichen Güter, besonders in Gegenden, wo höhere Cultur schon Fuß gefaßt hat, mehr steigt als fällt. Vorzüglich werden solche Güter gesucht, die den Schaa-

ferei-Betrieb begünstigen, durch dessen Verstärkung der trocknere Höhenboden nicht nur am vortheilhaftesten benutzt, sondern auch am gründlichsten verbessert wird. Das Niederlegen zur Schaaeweide und der starke Kartoffelbau löset das schwierige Problem, solchen Boden zu einem hohen Ertrage zu bringen.

Die jetzt nach langer und sorgfältiger Prüfung emanirten Königl. Edikte zur Beförderung und Erleichterung der Gemeinheits-Theilung und Aufhebung der Servitute werden den Schwung noch vermehren, den die Aufhebung der vormaligen gutherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse dem landwirthschaftlichen Gewerbe bei uns schon gegeben hat, die Anhänglichkeit und Zufriedenheit des Landbauers verstärken und ihn zu den Anstrengungen ermuntern, welche die vermehrten Geld-Abgaben allerdings erfordern. Ein Bauer allhier, dem von den Unruhen und der Freiheitsucht in Italien etwas vorgetragen wurde, frug: „I, wat willt se denn? Sind se da noch nich separirt von der Herrschaft?“

A. Thier.

Die Akademie des Landbaues zu Möglin

fängt den jährlichen Lehrkursus mit dem ersten October an, und setzt ihre Vorträge ununterbrochen bis zum letzten Juli des künftigen Jahres fort. Die Vorlesungen folgen in nachstehender Ordnung. Herr Staatsrath Thaer trägt die allgemeine landwirthschaftliche Gewerbslehre vor, daneben die Lehre von der Haltung und Zucht des Viehes jeder Art. Hiermit treffen Herrn Störigs zoonomisch-pathologische Vorträge zusammen, die in die praktische Lehre der Thierheilkunde übergehen. Professor Körte trägt die reine Mathematik, mit Hindeutungen auf die praktische Geometrie vor. Ferner lehrt derselbe die Chemie in ihren Grundprincipien mit den zur klaren Ansicht erforderlichen Experimenten, jedoch immer mit besonderer Hinsicht auf den Ackerbau. Herr Staatsrath Thaer gründet sodann auf die chemischen Principien die Theorie der Praxis des Ackerbaues, um im Frühjahr zur eigentlichen Praxis überzugehen. Herr

Menzel giebt praktische Anleitung zum Rechnungswesen und Buchführung. Im folgenden Frühjahr geht Herr Staatsrath Thaer nun zur praktischen Lehre des Feldbaues über. Herr Störig trägt den Gebrauch der Pflanzen Behufs der Thierarzneikunde, oder *materia medica*, und nach dieser den Gartenbau vor. Professor Körte lehrt systematische Pflanzenkunde, Pflanzenphysiologie und Experimentalphysik, jedoch immer mit besonderer Rücksicht auf den Ackerbau. Ferner lehrt derselbe im Sommer Feldmessenkunst. Die praktischen Anweisungen im Landbau werden von dem Wirthschaftsinспектор Herrn Livonius gegeben. —

Jedem, der sich in postfreien Briefen an Unterzeichneten wendet, wird derselbe mit Vergnügen ausführlichere Nachricht über die hiesige Lehranstalt geben.

Möglin, bei Briesen an der Oder.

Körte.

Oekonomisch-Litterarischer Anzeiger

zu den

Möglinschen Annalen der Landwirthschaft.

No. 10.

Die Insertions-Gebühren betragen für die
Zeile 1 Gr.

Neues Jahrbuch der Landwirthschaft.

Unterzeichnete werden im Verlage des Herrn Buchhändlers Wilhelm Gottlieb Korn allhier ein neues ökonomisches Journal beginnen, welches unter dem Titel: Neues Jahrbuch der Landwirthschaft, in, 15 bis 16 Bogen starken, zwar zwanglosen, aber, wie wir hoffen dürfen, gewiß mehreren Hefen jährlich erscheinen wird. Dies Journal hat, wie sein Vorgänger, das, bei Hrn. Buchhändler Holäufner allhier bisher von ihnen herausgegebene, Jahrbuch der Landwirthschaft nur eine echt praktische Tendenz, soll also nur echt praktische, d. h. auf wissenschaftliche und zugleich Erfahrungs-Kenntniß gegründete Aufsätze und Notizen über die Landwirthschaft überhaupt, und einzelne landwirthschaftliche Gegenstände sammeln und liefern, um die Fortschritte und Vervollkommenung der praktischen Landwirthschaft überall, ganz vornehmlich aber auch in Schlesien, möglichst zu verfolgen, aufzufassen, und zu allgemeiner Kenntniß aller der Landwirthe zu bringen, denen es um

eine weitere, höhere, und vollkommnere Ausbil-
dung in ihrem Fache zu thun ist. Ein literari-
scher ökonomischer Anzeiger wird, auf 1 bis
1½ Bogen in jedem Hefte, ganz kurze kritische An-
zeigen des Inhalts und wahren Gehalts und Wer-
thes neuer ökonomischer Schriften enthalten, die
zum Ankauf und zur Lektüre empfohlen werden könn-
en, oder auch keiner Empfehlung dazu würdig
sind. Die Verlagshandlung wird aber auch außers-
dem für jeden Hest noch ein Titelverzeichnis der
neuesten, bei ihr eingegangenen, und zu habenden,
literarischen Neuigkeiten beifügen. Zwei Hefte bil-
den einen Band.

Diejenigen, welche dieses unser Unternehmen
durch Beiträge, die dem Plane und Zwecke unsers
Journals entsprechen, d. h. die zur Erweiterung
und Vervollkommnung der echt praktischen Land-
wirthschaft dienen können, vornehmlich durch Be-
schreibungen ihrer eigenen, oder fremder ausge-
zeichneter Wirthschaften, oder einzelner neuer, ge-
lungener, oder auch nicht gelungener, ökonomischer
Versuche, und Unternehmungen, die sie gemacht
haben, durch Nachrichten über die Einführung und
Anwendung neuer Ackergeräthe und sonstiger me-
chanischer und anderer Erfindungen, den Anbau neu
empfohlener Früchte u. s. w., die sie veranstaltet
haben, unterstützen wollen, — wozu wir alle Freun-
de der edlen Landwirthschaft hiermit angelegent-
lichst einladen, — werden ersucht, dieselben unter
der Aufschrift: An die Redaktion des neuen
Jahrbuchs der Landwirthschaft, an die
Verlagshandlung einzusenden, und nächstdem
über das zu fordernde Honorar mit derselben sich
zu vereinigen.

Zuerst werden im Laufe der nächsten drei Mo-
nate gleich zwei Hefte auf einmal erscheinen, um
einen größern Aufsatz des Redakteurs des Jour-
nals: Ueber die Gewinnung der feinen und
edlen, besonders hochfeinen Wolle, und
über den Wollhandel, und die Wollpreis-

se der neueru Zeit; nebst einem angehäng-
ten Verzeichnisse vorzüglicher, echt spa-
nischer oder ganz veredelter, Schäfe-
reien in Deutschland, und einigen außer-
deutschen Ländern, der, in 2 Hefte getheilt,
geliefert werden muß, ohne lange Unterbrechung
dem Publikum in die Hände zu geben.

Breslau, den 23sten Juni 1821.

Dr. Weber,
Prof. auf der Univer-
sität zu Breslau, als
Redakteur.

Plathner,
Königl. Niederländischer Cam-
merrath zu Camenz bei Fran-
kenstein, als Mittherausgeber
des Neuen Jahrbuchs der
Landwirthschaft.

In der Baumgärtnerischen Buchhandlung
in Leipzig. ist erschienen:

John Luccock, Wollhändler zu Leeds,

über Wolle im Allgemeinen

und über die englischen Bließe insbesondere.
Angehängt ist: James Hogg's Versuch über
Schaafwirthschaft in den Schottischen Hochlan-
den. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von
Martin Heinrich Schilling, Herzogl. S.
Meining. Oekonomie-Commissair, und ordentl.
Lehrer an der Forst- und Landwirthschafts-Aka-
demie zu Dreißigacker. 2 Thle. 1 Rthl. 16 Gr.

Bei mir sind folgende Werke erschienen:

Erhard, Dr. Joh. Benj., über freiwillige Knecht-
schaft und Alleinherrschaft, über Bürger-, Rit-
ter- und Mönchsthum. gr. 8. 20 Gr.

Formen, Dr. Ludw., Bemerkungen über den Kropf
und Nachricht über ein dagegen neu entdecktes
wirksames Mittel. 2te Aufl. 8. 4 Gr.

— vermischte medicinische Schriften. IV Band.
1 Rthl. 12 Gr.

Formen, Dr. Ludw., Christ. Gottl. Selle. Eine
biographische Skizze. Mit einem Bildnisse. gr. 8.
6 Gr.

Hergen, Joh. Ant., der Kemperhof. Mit Hinsicht
auf den Betrieb der Landwirthschaft in der Ge-
gend von Coblenz. gr. 8. 18 Gr.

Journal der Reisen Januar bis Juni 1821. Der
Jahrg. von 12 Heften mit 12 Kpf. 7 Rthl. 12 Gr.

Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in unter-
haltenden Auszügen. Mit Kupfern. 35. 36r Bd.
gr. 8. Jeder Band 2 Rthl. 12 Gr.

Mettelbladt, Dr. Ch. Carl Wilh. v., Rechtsprüche
des Ober-Appellations-Gerichts zu Parchim. 1r
Bd. gr. 4. 1 Rthl. 20 Gr.

Schubarth, Dr. Ernst Ludw., vergleichende No-
menclatur der vorzüglichsten Pharmacopöen. 8.
6 Gr.

— Receptirkunst und Recepttaschenbuch für prak-
tische Aerzte. 8. (39 Bogen.) 2 Rthl.

Ferner ist bei mir erschienen:

Versuch einer pragmatischen Darstellung des Au-
gustinismus und Pelagianismus von dem Anfange
der Pelagianischen Streitigkeiten bis zur dritten
öcumenischen Synode. Von Gustav Friedrich
Wiggers, Großherzogl. Mecklenburgischem Cons-

Horialrath, Doctor und Professor der Theologie auf der Universität zu Rostock. Berlin 1821.

Der einflußreichste Mann des ganzen kirchlichen Alterthums für die Bildung der christlichen Dogmatik und die theologische Denkart, nicht nur seiner Zeit, sondern auch der folgenden, war unstreitig Augustinus. Vorzüglich war es der Streit zwischen ihm und dem Pelagius, welcher dem anthropologischen Theile der christlichen Glaubenslehre eine Gestalt gab, die sie den wesentlichsten Grundideen nach noch gegenwärtig in der reformirten Kirche behalten, und wovon sich die lutherische Kirche nur in einem Hauptpunkte entfernt hat.

Eben dieser Hauptpunkt mußte indessen die Veranlassung werden, daß man in den neueren Unions-Streitigkeiten häufig zu dem Augustinus, als dem Lehrer nicht nur Calvin's, sondern auch Luther's, zurückging. Aber nicht immer bemerkte man das Verhältniß richtig, in welchem Augustinus zu diesen seinen Schülern stand.

Es war daher wohl ein glücklicher Gedanke, den Dr. W. in dem vorstehenden Werke auszuführen gesucht hat, die Darstellung des Augustinismus, wie er sich im Gegensatz des Pelagianismus, und diesen wie er sich im Gegensatz des erstern historisch entwickelte und gestaltete, gerade jetzt dem Publika vorzulegen. Fehlt es freilich nicht an schätzbaren Vorarbeiten, so hat doch keiner von Roscius und Jansenius an bis auf Münscher die Aufgabe in dem Umfange und in der Art zu lösen versucht, wie es von W. geschehen ist. Nicht in dem Umfange, indem man nirgends den Stoff so vollständig dargelegt findet; noch weniger in der Art, weil noch Keiner den äußern und innern Zusammenhang beider Systeme so entwickelt hat. Den äußern, in sofern die Lehre in dem Streite und durch den Streit geschichtlich hervortrat; den in-

neen, in sofern in beiden Systemen ein nothwendiger Zusammenhang sich findet.

Die Reichhaltigkeit des Werks wird sich schon aus der Ueberschrift der einzelnen Capitel ergeben. Nach einer vorläufigen Einleitung zerfällt dasselbe in 23 Capitel.

Erstes Capitel. Schilderung der Hauptpersonen, welche im Pelagianischen Streite auftraten, des Augustinus von der einen; des Pelagius, Coelestius und Julianus von der andern Seite.

Zweites Capitel. Hauptquellen für die Augustinisch-Pelagianischen Streitigkeiten.

Drittes Capitel. Anfang des Streits.

Viertes Capitel. Pelagianische Lehre von der Taufe und der Kindertaufe insbesondere, und Augustin's Lehre von derselben.

Fünftes Capitel. Vorstellung der Pelagianer von der Erbsünde. Entgegengesetzte Theorie des Augustinus über dieselbe.

Sechstes Capitel. Theorie der Pelagianer über den freien Willen. Entgegengesetzte Theorie Augustin's über denselben.

Siebentes Capitel. Einwürfe der Pelagianer gegen Augustin's Lehre von der Erbsünde und vom freien Willen.

Achstes Capitel. Theorie des Pelagius von dem Zustande des Menschen vor dem Fall. Entgegenstehende Theorie des Augustinus von demselben.

Neuntes Capitel. Fortsetzung der Geschichtserzählung dieser Streitigkeiten.

Zehntes Capitel. Verhandlungen zu Diospolis über die dem Pelagius vorgeworfenen Irrlehren.

Elftes Capitel. Verfolg der Geschichtserzählung.

Zwölftes Capitel. Canonen, welche auf der General-Synode zu Carthago 418 gegen die Pelagianer festgesetzt wurden.

Dreizehntes Capitel. Theorie des Pelagius und seiner Anhänger von der Gnade. Entgegengesetzte Theorie des Augustinus von derselben.

Vierzehntes Capitel. Einwürfe der Pelagianer gegen Augustin's Lehre von der Gnade.

Fünfzehntes Capitel. Weitere Erzählung des Geschichtlichen.

Sechzehntes Capitel. Augustin's Prae-destinations-Theorie. Pelagianische Ansicht von der Vorherbestimmung.

Siebzehntes Capitel. Augustin's Lehre von dem Umfange der Erlösung. Pelagianische Lehre von demselben.

Achtzehntes Capitel. Endliche Annahme des Augustinischen Systems für die ganze Christenheit durch die dritte oecumenische Synode zu Ephesus 431.

Neunzehntes Capitel. Uebersicht des Augustinischen und Pelagianischen Systems, den Hauptzügen nach.

Zwanzigstes Capitel. Gründe Augustin's für seine Theorie.

Ein und zwanzigstes Capitel. Darstellung der Beweise der Pelagianer für ihre Theorie.

Zwei und zwanzigstes Capitel. Untersuchung der Frage: wie verhält sich der Augustinismus und Pelagianismus zu den Meinungen der Väter vor Augustinus über die streitigen Lehren.

Drei und zwanzigstes Capitel. Schlußbemerkungen.

Binnen wenigen Tagen erscheint:

Malerische Reise durch Rügen.

Mit folgenden Ansichten:

Stubbenkammer, nach Friedrich.

Schloß zu Putbus.

Arcona, nach Friedrich.

Linden-Allee und Speisesaal zu Putbus.

Königstuhl, nach Friedrich.

Pavillon zu Putbus.

Jagdschloß in der Granitz.

Eingang zum Park zu Putbus.

Quer-Folio.

Mit schwarzen oder braunen Abdrücken 4 thl.

Mit colorirten Abdrücken, cartonirt 6 thl.

Mit höchst sorgfältig ausgemalten und auf größern

Papier gedruckten Kupfern, cartonirt 10 thl.

August Rücker.

VIII.

Erklärungen und Bemerkungen

zu:

John Luccock, Wollhändler in Leeds, über
Wolle im Allgemeinen und über die englischen
Bliese insbesondere. Aus dem Englischen mit
Anmerkungen von M. H. Schilling, herzogl.
S. Meiningschen Oekonomie-Commissar.

2 Theile. Leipzig 1821. 1 thl. 16 gr.

Dieses Werk ist für jeden, dem Schaafzucht und
Wollproduktion am Herzen liegt, vom höchsten In-
teresse und keiner darf es ungelesen lassen. Um
dazu aufzumuntern, werde ich die wichtigsten Ge-
genstände herausheben und in Bezug auf unsere
von den englischen oft verschiedene, oft aber auch
gleichartige Verhältnisse für deutsche Leser in ein
gehöriges Licht zu stellen suchen. Wir sind von

England in Ansehung des Wollhandels zu abhängig — und England ist es wieder von uns — als daß wir das, was ein so erfahrner Wollhändler und zwar namentlich für Wollproducenten sagt, nicht sehr begierig benutzen sollten.

Der Verfasser besitzt nicht nur alle technische Kenntnisse seines Gewerbes in ihrem ganzen Umfange, sondern auch alle darauf Bezug habende physikalische, merkantilische, historische, nationalwirthschaftliche und politische. Er bekennt daß er keine landwirthschaftliche Erfahrungen gemacht habe und mit den ersten Anfangsgründen der Landwirthschaft unbekannt sey (S. 83), er urtheilt aber doch über landwirthschaftliche Verhältnisse in Bezug auf die Grundsätze der veredelnden Viehzucht sehr richtig. Schade ist es, daß er sich lediglich auf englische Schaafse und Wolle beschränkt, die spanischen zwar kennt, aber wenig darüber sagt und der säsischen und deutschen Zucht nur obenhin erwähnt. Diese lagen aber nicht in seinem Zwecke, nur für englische Schaafzüchter zu schreiben. Jedoch findet das, was er über Wolle im allgemeinen und ihre Behandlung sagt, auch auf jene Anwendung.

Zuerst über die Wichtigkeit der Wollproduktion. Sie sey nächst der des Getreides das nothwendigste Bedürfnis des Menschen, kein anderes Material zur Bekleidung komme ihr gleich. Der

unkultivirte Nomade fleidete sich in Schaaffelle; dann machte man aus dem Bließe einen Filz. Aus der Civilisation ging die Kunst des Spinnens und Webens hervor, vervollkommnete sich und hielt zu allen Zeiten und bei allen Nationen gleichen Schritt mit jener. Wo sie höher stieg, ward das Verlangen nach sanfterem, feinerem und ausgeglichenerem Materiale dringender und die Schaafzucht veredelte sich. Die feinere Schaafzucht — die der Verfasser, so wie die weiße Farbe der Wolle, ganz der Cultur beimißt und die schwarze Farbe für die natürliche hält — erhob sich zuerst im Oriente, veredelte sich in Griechenland und Rom, wo sie in den Zeiten ihres höchsten Glors sehr hoch stand, verbreitete sich durch selbige im Westen und Norden — sehr früh in England — verfiel mit allen Künsten durch den Einfall der Barbaren und unter dem Feudalsysteme, erneuerte sich in Spanien durch die civilisirten und geistreichen Mauren, in Italien durch die spekulativen und kunstreichen Bewohner von Florenz, Venedig und Genua, ist nun in Europa auf eine höhere Stufe gestiegen als jemals und macht mit jedem Jahre schnellere Fortschritte, wie der Verfasser mit manchen historischen Datis belegt. (Das die civilisirtesten Nationen das feinwollige Schaaf cultivirt haben, beweisen ihre allenthalben angebrachten Widderköpfe, die das entschiedene Ebenbild des Merinos, und

Keiner andern Schaafrace, darstellen.) Wenn der Lurus hin und wieder auf andre Kleidungs-Materiale versiel, so kam doch der Geschmack immer wieder auf die Wolle zurück, weil kein andres dem Zwecke der Behandlung so angemessen, so schützend gegen den nachtheiligen Einfluß der Kälte und Nässe und, unter gewissen Bedingungen, selbst der Hitze ist; wenn nur der Fabrikant durch die Feinheit, Sanftheit und Geschmeidigkeit des Materials in den Stand gesetzt ward, ein Gewebe davon zu liefern, welches dem Gefühle so angenehm, wie dem Auge gefällig war. Glücklicherweise hat sich der Geschmack hinsichtlich der Kleidung in unsern Tagen so veredelt und vereinfacht, daß der Wohlhabende, mit Verwerfung der läppischen Verzierungen durch Gold- und Silber-Borden, nur durch höchste Feinheit und Glanz des Tuchs, worin er sich kleidet, Auszeichnung sucht und feiner, der es irgend vermag, in einem größeren erscheint. Hierdurch werden große Summen in Umlauf gebracht, die auf keine vortheilhaftere Weise zur Belebung der europäischen Landes-Cultur, der Industrie und des Handels angelegt werden könnten. Die Vereine, nur Kleidungen von einländischer Produktion und Manufaktur zu tragen, welche in mehreren Distrikten Englands (S. 82) wie Deutschlands geschlossen worden, sind fruchtlos gewesen; mit dem unterzeichneten Beschlusse ver-

rauchte der Vorsatz ihn zu befolgen und man eilte von dem darauf folgenden Mahle und ausgebrachten Trinksprüchen in den Laden, um sich mit ausländischen Gewande auf eine geraume Zeit zu versorgen. Eben so wenig haben die schwankenden Maßregeln der Regierungen mit ihren Ein- und Ausfuhr-Verboten bewirkt; man bezahlt nur dem Ausländer oder dem Smugler die Gefahr, welche er läuft, um so theurer. So groß ist die Gewalt des allgemeinen Geschmacks, daß nur dieser, nicht erkünstelte Mittel, das Heben und Sinken eines Artikels bewirken kann. Das einzige Mittel Produktion und Manufaktur zu heben und einträglich zu machen sey: daß man Produkte und Fabrikate im Sinne dieses allgemeinen Geschmacks zu liefern suche.

Der Fabrikant ist von dem Producenten abhängig, denn ohne taugliches Material kann er keine preiswürdige Waare liefern. England sey bisher vom Auslande abhängig gewesen; denn obwohl seine Woll-Produktion bedeutend ist — der Verfasser berechnet sie zu 393,236 Ballen à 200 Pfund — so ist sie doch bei weitem nicht zureichend, die Forderungen der Fabriken in Ansehung der Quantität, noch weniger aber der Qualität zu befriedigen. Diese Abhängigkeit sey zwar lästig, aber man müsse sich derselben lieber unterwerfen

als in der Fabrikation andern nachstehen und sich vom Weltmarkte verdrängen lassen.

Aber der Producent müsse sich wiederum nach den Forderungen des Fabrikanten richten, und die Veredlung der Wolle bestehe lediglich darin, daß er sie für die Manufaktur geeigneter mache. Alle andere Veränderungen seyen läppisch und verächtlich. Welche Wolle dem Manufakturisten die schätzbarste ist, läßt sich nicht im Allgemeinen bestimmen. Die Verhältnisse, worin diese oder jene Art von Wolle gesucht würde, verändern sich durch Zeit- und Ortsumstände; der Producent müsse also unablässig auf das achten, was gesucht wird und es mit Aufmerksamkeit cultiviren, was wohl in seiner Gewalt stehe. Aber ohne Ausnahme enthalten die Bließe, so wie sie von dem Rücken der Schaafe kommen, verschiedene Wollarten, die sehr häufig zur Bereitung verschiedenartiger Zeuge brauchbar und zu ganz von einander abweichenden Behandlungen in der Manufaktur geeignet sind. Das Hauptgeschäft des Wollhändlers (Staplers) ist, die Theile der vermischten Masse zu sondern, sie in die gehörigen Klassen zu theilen und die Fabrikanten mit der besondern Wollsorte zu versehen, die zu den Waaren, die ein jeder verfertigt, erforderlich ist. Dies Geschäft ist immer complicirter geworden. Vormalß durfte er bloß die Bließe seines Landes, fast unsortirt, auf einen fremden Markt

bringen. Gegenwärtig macht ihn seine Beschäftigung zum Vorarbeiter des Fabrikanten, und in seinen Händen erhält die Wolle den ersten Grad ^{Veredelung} der Behandlung, wodurch sie brauchbar wird; es wird sein Geschäft, den Zustand des Handels zu beobachten, die Veränderung in der Nachfrage nach verschiedenen Artikeln zu merken, die Natur und die Güte der Wolle zu kennen und dem Züchter die Eigenschaften des Bliesses zu bezeichnen, welche nach und nach von größerer Wichtigkeit werden. Die Kunst des Wollsortirens hat sich seit hundert Jahren bedeutend gehoben, so wie die Theilung der Arbeit in allen andern Zweigen des Fabrikwesens, und dadurch bei der Bereitung wollener Zeuge sehr wesentliche Vortheile erzeugt. Die Feinheit und Güte der Wolle ist, wenn sie mit grober vermischt wird, ganz verloren; denn letztere bildet immer das Aeußere des Fadens und die Oberfläche des Stücks, so daß bei allen schlecht gemachten Sortimenten der schlimmste Theil der Wolle sichtbar wird, wenn sie durch die Hände des Fabrikanten geht. Die spanische Sortirung ist etwas höchst unvollkommenes, der Engländer hat eine viel größere Anzahl von Abtheilungen in seinen Sortirungs-Verfahren eingeführt. Der Verf. bezeichnet nun die Hauptabtheilungen, die dieser macht. (Bei weitem complicirter noch ist das Geschäft des deutschen Wollsortirers. Denn wenn der

Engländer in der Regel doch nur seine einländischen Fabriken versorgt, so muß jener, um jede Wollfloche zum höchsten Werth zu bringen, auf die verschiedenen Länder und die daselbst begehrte Waare vor allem Rücksicht nehmen, und dann wieder die verschiedenen Wollarten sondern, die zu den verschiedenen Fabrikaten jedes Landes tüchtig sind. Es ist eine irrige Vorstellung, die ich mir vormals wohl selbst gemacht habe, daß der Producent oder der Fabrikant dieses Geschäft selbst übernehmen und die Sortirer unnöthig machen könne. Aber wenn es ersterer auch vollkommen verstände, so ist die Masse auf jeden Fall viel zu klein, um so viele Abtheilungen daraus zu machen und jede so zu behandeln, als zur höchsten Verwerthung des Ganzen nöthig ist. Und wie kann er diese kleinen Massen an den rechten Mann bringen? Fabrikanten kaufen zwar noch bei uns ganze Schuren; wenn sie es aber verstehen, so suchen sie nur diejenige Wolle heraus, die sich zu ihrem Fabrikate eignet, und verkaufen die andere, bessere oder schlechtere, wieder, wo sie dann doch in die Hände des Sortirers kommt. Oder sie sind selbst zugleich Wollhändler und treiben zweierlei Gewerbe, wovon aber in der Regel eines vernachlässigt wird. Der große englische und niederländische Fabrikant kauft lieber von dem Wollhändler dasjenige ausgesuchte Material, was er braucht, und glaubt es nicht theurer

zu bezahlen, wenn er dem Wollhändler den Vortheil zugestehet, der aus der Scheidung der Sortimente und dem bedeutenden Verlags-Capitale, welches dieser haben muß, hervorgehet.)

In England scheinen die Klagen der Wollproducenten über die Wollhändler nicht geringer, auch von eben der Art zu seyn, wie bei uns. Der Verf. erklärt sich über die Gründe dieses Mißverständnisses in zwei besondern Abschnitten. Er sagt S. 168:

„Wenn die Verbesserung der Wolle ganz allein darin besteht, daß sie den Manufakturen angemessener gemacht wird, so fragen sehr begreiflich die Wollzüchter: welches sind die Eigenschaften, welche die Fabrikanten am werthesten schätzen? Was sollte unser bestimmtes und besonderes Ziel bei unserm Streben nach Veredlung der Wolle seyn? Da wir über diesen Gegenstand nicht unterrichtet sind, so sind wir, sagen sie, großen Mißgriffen ausgesetzt, und unsere Wolle mag ihre schlechten Eigenschaften gerade von den Maasregeln hernehmen, von denen wir am ersten ihre Veredlung erwarteten. (Gewiß oft!) Zu oft haben wir unsere Kenntniß der Art bloß aus dunkeln Andeutungen zusammengetragen, welche die Käufer gelegentlich fallen lassen, an deren Offenherzigkeit und Geradheit wir aber große Ursach zu zweifeln haben. Diese Herren, die sicherlich die genaueste Kenntniß von der Wolle und dem Fabrikwesen besitzen müssen, theilen im Allges

meinen nur sehr spärliche Belehrung mit und schei-
nen besorgt, daß wir, in deren Macht es allein
steht, die Eigenschaften der Wolle zu verändern,
zu viel von deren Eigenthümlichkeiten und Gebrauch
erlernen möchten. Sie erzählen uns oft, daß der
Werth gesunken sey, weil die Nachfrage sich danach
vermindert habe, und doch finden wir keinen Ueber-
schuß an Wolle. Man versichert uns, daß die Ar-
tikel, wozu unsre Wolle verarbeitet worden, keinen
Absatz mehr hätten, und dennoch kaufen sie diese
Wolle; und haben wir die Eigenschaften, die sie
vormals erhoben, cultivirt, so müssen wir sie fast
ohne Ausnahme als die verderblichsten Veränderun-
gen tadeln hören. Dieses Schwanken liegt zu of-
fen da, als daß wir es nicht bemerken sollten, und
der Wollkäufer darf es uns nicht verargen, wenn
wir es seiner Laune oder der Absicht, uns irre zu
führen, zuschreiben. — — Dies sind die Klagen,
die der Züchter bei der Rückkehr fast jedes Som-
mers äußert; dies die Beschwerden, die er im
Ernste gegen den Wollhändler erhebt (und die wir
bei uns auf gleiche Weise auf den Wollmärkten
vernehmen). Manche von ihnen sind nicht unge-
gründet, haben aber ihren Ursprung einzig in dem
Mangel besserer Kenntniß oder in dem Mißtrauen
auf der einen Seite, welches immer die Folge ei-
nes zweideutigen Benehmens von der andern Seite
ist. Doch warum sollte zweideutiges Benehmen

und Mißtrauen fortdauern? Deswegen, weil die Beschäftigung des Züchters und Händlers mit einem braven Benehmen und mit rechtlichen Grundsätzen unverträglich sind? Oder weil ein lang bestehendes Vorurtheil eine für beide Theile gleich ehrenrührige Behandlungsart der Geschäfte herbeigeführt hat? Der Verfasser dieser Blätter wird sich glücklich schätzen, wenn er durch diesen Versuch dem Wollzüchter einige allgemeine Begriffe über die Eigenschaften der Wolle beizubringen im Stande ist und einige von den Zänkereien beizulegen, die lange Zeit die Verhandlungen der Käufer und Verkäufer eines so beständig gebrauchten Artikels geschändet haben. — Diejenige Wolle zeichnet sich offenbar am meisten durch gute Eigenschaften aus, die vermittlest der gebräuchlichen Instrumente auf die vollkommenste Weise und mit der geringsten Mühe und den wenigsten Kosten zu einer schätzbaren Waare verarbeitet werden kann. — Der Geschmack, der gegenwärtige Zustand des Fabrikwesens und der Instrumente bestimmt die schätzbarsten Eigenschaften der Wolle.“ (Den Einfluß der Instrumente beweiset unter andern der Tadel, den gewirnte Wolle, ungeachtet sie in der Regel hochfein ist, jetzt erhält. So lange man Hand-Instrumente zum Krempeln gebrauchte, ließ man sich solche gefallen, aber für die Maschinen paßt sie nicht, wodurch ganze Stämme, weil das Uebel erblich ist und sich

immer vermehrt, ihren hohen Werth verloren haben.)

Ferner S. 221:

„Der Wollzüchter hat sich oft beklagt, daß der Wollhändler ihm ein Bließ dem andern nach Laune vorzuziehen scheine und ist dadurch irre geleitet worden, daß er bemerkte, wie von einem Käufer vorgeschlagene und lebhaft anempfohlene Verbesserungen von einem andern gering geschätzt oder als verderblich verworfen wurden. Hätte aber der Landwirth bedacht, daß Wolle zu verschiedenen Zwecken gebraucht wird, die eine angemessene Verschiedenheit in dem Materiale verlangen, daß der Fabrikant der einen Waare selten weiß, wie die andere gemacht wird, und daß sich die meisten Wollhändler begnügen, nur eine Art Wolle zu kaufen, so würde er eher eine Verschiedenheit der Meinungen vermuthet haben, als darüber verwundert seyn.“

Auch gehört hierher, was der Verfasser S. 433 sagt:

„Während der letzten siebenzig Jahre haben viele geglaubt, daß der Preis der Wolle gänzlich durch die Willkühr der Wollhändler festgesetzt würde, und manche haben Vergnügen gefunden, lange und bittere Klagelieder gegen den Bund der Wollhändler zu schreiben.“ — Er fordert aber auf, das Betragen der Wollhändler bei ihrer großen Concurrenz zu beachten: „Schlagen nicht diejenigen,

die lange Zeit Wolle gekauft haben, ihre Verbindungen mit den Landwirthen hoch an? Sind nicht alle Wollkäufer besorgt, andere möchten ihnen im Ankaufe zuvor kommen? Geben sich die Landwirthe nicht größere Mühe, ihre Wolle aufs theuerste zu verkaufen, als irgend ein anderes Erzeugniß? Ist nicht jeder Wollhändler begierig, den Handel abzuschließen durch höheres Gebot, wenn er gleich vermuthen muß, daß der Verkauf schon einem andern zugesagt sey? Macht nicht oft der Käufer hinsichtlich des Preises Verschwiegenheit zur Pflicht? Verspricht er nicht häufig, daß, obgleich der Handel auf eine gewisse Summe abgeschlossen, er dennoch einen höhern Preis geben werde? (Bei uns ist dies freilich bisher umgekehrt.) Läßt er sich nicht selbst den Preis für die Zukunft festsetzen, und verpflichtet er sich nicht eben so viel zu geben, als gleiche Wolle in dem Sprengel gelten werde? Ja, ist es etwas ungewöhnliches, daß ein Landwirth für die Wolle, die er in einem vorhergehenden Jahre verkauft hat, noch eine außerordentliche Zahlung erwartet und erhält; selbst dann, wenn er an den Wollhändler, der sie gekauft hat, keine rechtliche Forderung und nicht einmal das entfernteste Versprechen von ihm hat? (!!!) Sind dies Anzeigen von einem Bunde, oder sind es Beweise von Eifersucht der Wollhändler unter einander? (Auch bei uns argwohnt man dergleichen Verände-

Veränderungen

derungen, und ich will nicht in Abrede stellen, daß sie auf kleinen Märkten und Stapelplätzen, wo sich nur sehr wenige Käufer einfanden, mögen statt gefunden haben. Aber auf den größeren Märkten und Stapelplätzen ist der Verdacht einer solchen Vereinigung der Käufer, um den Preis herunter zu drücken, gewiß eben so unbegründet, wie in England. Die Concurrenz ist jetzt viel zu stark, besonders für ausgezeichnete Schuren. Und wenn sich für die gewöhnlichen auf einem Markte ein Preis festsetzt, der zu niedrig gegen den eines anderen Marktes ist, so geschieht es nur durch den Zudrang der Verkäufer. Eine Verbündung unter diesen, die von Erfolg wäre, ist aber eben so unmöglich, obwohl sie in England, wie bei uns, versucht ist.)

Der Zweck des Verfassers gehet nun hauptsächlich dahin, seine Landsleute über die Eigenschaften, welche preiswürdige Wolle jeder Art haben müsse, gründlich zu belehren, und Züchter und Fabrikanten in ein richtiges Verständniß mit einander zu bringen. Ueber die Mittel wodurch jene Eigenschaften bewirkt werden, spricht er zwar nur andeutend, aber sehr wahr und treffend.

Die Naturforscher, die Züchter und die Wollhändler ordnen die Schaafse und ihre Wolle jeder in verschiedene Classen und bezeichnen sie mit verschiedenen Namen. Vormalß gab es in jedem Lande

und jedem Bezirke nur einerlei Art Wolle; in England waren die Verschiedenheiten der Bezirke auffallender und mannigfaltiger wie in andern Ländern, ohne Zweifel weil schon früher fremde Schaafse hier und da eingeführt und die Landschaafse damit durchkreuzet waren. Deshalb benannten die Wollhändler die Wollarten nach dem Lande oder Bezirke, woher sie solche erhielten. Der einmal gegebene Name ist den Wollarten verblieben, wenn sie gleich in ganz anderen Gegenden, als jene besagen, erzeugt sind. (Auch der Deutsche Wollhändler spricht von Oestreichscher, Ungarischer, Mährischer, Schlesischer, Polnischer, Preussischer, Pommerscher, Märkscher, Sächsischer adlicher und Bauernwolle) und giebt dadurch einen anderen Wollhändler einen Begriff von der Gattung, die er meint, wenn er auch weiß, daß die Wolle anderswo herkommt. Es kann jedoch nicht fehlen, daß hieraus häufig Mißverständnisse entstehen, indem jetzt aus vielen Gegenden ganz andre Wolle herkommt, wie vormals und ich habe diese Mißverständnisse mehrmals unter den Wollhändlern zu bemerken Gelegenheit gehabt. Bei den minder Unterrichteten findet man Vorurtheile, und noch die alte Meinung, daß die Art der Wolle hauptsächlich von dem eigenthümlichen Boden und Klima jedes Landes abhängt.

Der Verf. ist nicht letzterer Meinung, sondern

4 hält es für eine über jeden möglichen Zweifel erhabene Thatsache, daß das Schaaf so organisirt sey, daß es das, seiner besonderen Race zukommende Bließ trägt und daß bei jeder jährlich wiederkommenden Schur dasselbe Thier unter denselben Umständen eine gleiche Art von Wolle liefert. Wie die Farbe des Haars war, so wird man sie wiederfinden; wenn der Stapel lang war, so wird er in derselben Gestalt wiederkehren; wenn er grob und haarig war, so wird er wieder so seyn. Eine temporäre, vorübergehende und theilweise Veränderung der Bliese könne wohl durch Umstände, die er nachher anführt, bewirkt werden; man habe aber keinen Grund anzunehmen, daß in irgend einem Falle die Constitution des Thiers so verändert würde, daß es eine Art Wolle tragen sollte, die fortdauernd verschieden bliebe, von der die es sonst trug. — Die Beständigkeit thierischer Eigenschaften zeige sich wohl kaum anderswo deutlicher, als in der Bestimmtheit und Regelmäßigkeit, mit welcher bei den Schaafen die Eltern ihre ausgezeichneten Eigenschaften auf ihre Nachkommenschaft übertragen. Es sey leicht in dem Lamm die Gesichtszüge, das Naturel und das Bließ beider Eltern wiederzufinden, aber so verschmolzen und gemäßigt, daß daraus ein ganz eigenthümlicher Charakter erwächst. „Welch ein erstaunlich großes Feld hat der große Ordner der Natur durch diese Einrich-

richtung dem Menschen zur Uebung seines Geistes und beharrlichen Strebens eröffnet! In diesen, so wie in den meisten übrigen Fällen, hat er es in des Menschen eigne Hände gelegt, für seinen Vortheil zu sorgen. Dadurch ist der Schäfer in den Stand gesetzt, die besonderen Vorzüge seiner Heerde mit den Vorzügen einer anderen zu vereinigen und beide zu verbessern.“

Ueber den Einfluß der Temperatur. (S. 103) Er widerlegt die gewöhnliche Meinung, als ob diese von bedeutendem Einflusse sey. Er prüfet das, was man über die Versetzung der Schaafe in ein anderes Clima bemerkt haben will, vergleicht es mit anderen Beobachtungen und macht es sehr wahrscheinlich, daß die Abartung von Vermischung mit einheimischen Stämmen bewirkt worden sey. Daß ungewöhnliche Hitze eine temporäre Grobheit und Starrheit des Haars bewirken könne, giebt er aber zu; und auch wir bemerkten solches im Jahre 1819 an den Spizen, deren Starrheit sich aber bei der Schur wieder verloren hatte.

Den Einfluß der Trockenheit und Feuchtigkeit hält er noch für problematisch. „Man habe noch keine Anstalten getroffen um zu ergründen, in welchem Grade diese Ursachen auf das Wollwachsen wirken und unsere Belehrung hinsichtlich ihrer muß aus allgemeinen Fällen und aus der herrschenden Meinung derjenigen geschöpft werden, die durch

ihre Geschäfte aufgefördert werden, auf die Eigenschaften der Wolle zu achten." Da finde man nun freilich keine feinwollige Schaafse in den fetten Niederungen, noch auf den feuchten Gebirgen; vielleicht aber nur, weil man es nicht vortheilhaft befunden, die feinwolligen Racen dort einzuführen. (Bei uns überwiegt jetzt der Vorthail der feinsten Merino-Race alle Bedenklichkeiten und es wird sich bald entscheiden, ob sich diese in den Niederungen, z. B. in dem Oder-Bruche, wo man sie anziehet, auch in ihrer hohen Vollkommenheit erhalte.)

iii Einfluß der Weide und des Futters. Man habe diesen bisher sehr groß gehalten. Aber die Meinung daß trockne Dreischfelder, Gemeinweiden und hungrige Tristen nothwendig wären zur Erzeugung feiner Wolle entstand in früheren Zeiten, wo die Constitution der Race wenig beachtet wurde und wo man dem Boden beimaß, was die Wirkung der Zucht war, und das werde selbst jetzt noch von einigen behauptet, welche zwischen den verschiedenen Racen, womit eine Gegend besetzt ist, nicht so leicht als zwischen den Bodenarten, woraus sie bestehet, einen Unterschied finden. Man beruft sich auf die spanischen wandernden Heerden, die bei sehr dürftiger Weide und vielen Ungemächlichkeiten ein vorzügliches Bließ erzeugten. Er bemühet sich letzteres aus Gründen und einzelnen Beispielen zu widerlegen, deren es bei

uns nicht bedarf, da wir die Ausdauer der Feinheit dieser Race bei jeder Behandlung täglich und schon seit 50 Jahren vor Augen sehen. Nur langwollige Schaafse können nicht mit Vortheil auf trockenen Höhen, wo sie wenigstens von Zeit zu Zeit Hunger leiden, gehalten werden. Wo jedes Schaaf die seiner Natur nach zureichende Nahrung finde, werde es das Bließ seiner Art immerfort erzeugen und bei solchen Heerden, die ihre Weide öfterer wechselten auf Boden von ganz verschiedener Beschaffenheit, bemerke man keine Verschiedenheit in der Feinheit ihrer Wolle. (Man sollte glauben die Meinung, daß Weide und Fütterung einen großen Einfluß auf die Natur der Wolle habe, müsse bei den täglich vervielfältigten Erfahrungen vom Gegentheile, welche die Schaafzüchter zu machen Gelegenheit haben, längst erloschen seyn. Dennoch habe ich sie bei den erfahrensten Wollhändlern noch bestehend gefunden. Daher schieben sie die seit 4 Jahren bemerkte Abnahme der Feinheit in mehreren sächsischen Schäfereien — aus welchen sie, bei der Annahme gleichbleibender Preise, 15 p. C. des Werths weniger wie vormals sortirt zu haben versichern — auf die stärkere Fütterung, die man um das Gewicht der Schur zu vermehren, gegeben habe; wo es der Fall gewesen, besonders auf die Kartoffel-Fütterung, sonst auf die Korn-Fütterung, die wegen des geringen Preises neuer

lich auf die Schaafse mehr verwandt sey. Sie empfehlen daher ihren Landsleuten mit der Fütterung ja mäßig zu seyn und sich durch den Geiz, mehrere Wolle zu erzeugen, ja nicht verleiten zu lassen die ausgezeichnete sächsische Merino-Race auf immer zu verderben oder doch ihrem Rufe zu schaden. Sie machen uns Märkern das Compliment, daß wir dagegen sehr vorgeschritten wären, was wir aber unserm vermeintlichen Hunger-Lande zu verdanken hätten. Wahr ist es, daß mehrere vorzügliche Schäfereien durch Vermehrung ihrer Wolle der Güte derselben geschadet haben; aber nicht durch die Fütterung, sondern, wie man bei genauerer Erkundigung leicht entdeckt, durch andre Grundsätze bei der Auswahl der Stöbre. Wenn man vormals allein die Feinheit berücksichtigte und diese dadurch auf einen eminenten Grad brachte, aber immer weniger schoor und kahlbäuchige Thiere erhielt, so versiel man nun plötzlich auf das Gegentheil und suchte sich vollwollige, rauhföpfige, behangene, breitknochige Stöbre zum Theil aus Frankreich oder Oesterreich zu verschaffen. Man kann, wenn man die Verschiedenheit der Jahrgänge beachtet, sehr deutlich wahrnehmen, wo die Einwirkung solcher Stöbre angefangen und wie sie sich verbreitet hat. Verschiedene Züchter verkennen dies auch nicht, glauben aber in der Quantität mehr gewonnen als in der Qualität verloren zu

haben, oder bekennen aufrichtig, daß sie sich wegen des Zuchtvieh-Verkaufs nach der Mode richten müßten, indem die meisten Käufer nur auf Statur und Bewachsenheit sahen und die Feinheit der Wolle gar nicht zu beurtheilen wußten. Verschiedene der einsichtsvollsten Wollhändler, die mir mit Offenheit und Zutrauen entgegen kamen, glaube ich von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt zu haben, so wie ich dagegen ihnen ungemein schätzbare Aufschlüsse und Belehrungen verdanke.

Ich weiß, daß ich mit der Meinung, Weide und Fütterung, wenn sie nur hinreichend und gleichmäßig gedeihlich sey, habe keinen Einfluß auf die Qualität der Wolle, in der Minorität stehe. Aber die Erfahrungen, die man den meinigen entgegensetzt, überzeugen mich noch nicht vom Gegentheil. Das Ansehen und das Gefühl des Pelzes verändert sich allerdings dadurch; ich glaube aber, daß dieses bloß von der Vermehrung und Verminderung des Fettschweißes herrühre, und daß es nach einer guten Wäsche wieder ausgeglichen seyn werde. Ich bestehe aber keinesweges so sehr auf diese Meinung, daß ich sie nicht aufgeben sollte, wenn ich von einer ihr entgegengesetzten und geprüften Erfahrung eines andern belehrt würde.)

Der Boden, sagt der Verfasser, habe aber allerdings einen großen Einfluß auf die Beschaffenheit der Wolle. „Vermischen sich freidehaltige Er-

den mit dem Wollhaar, so äußern sie auf dasselbe eine sehr eigenthümliche Wirkung und bilden das charakteristische Ansehen einer Art Bliese, welche der Fabrikant durch den Namen Kreidewolle bezeichnet. Diese Substanzen machen sie trocken und hart, und benehmen ihr jenen Glanz und jenes fettige Ansehen, welches andere Wolle besitzt und jene filzende Eigenschaft, die sie zur Behandlung in der Walkmühle geeignet macht. Vielleicht bewirkt diese Erdart ihren schädlichen Einfluß auf die Wolle dadurch, daß sie jenen Dotter (Fettschweiß) verzehrt, der mit den besten Eigenschaften des Blieſes so innig verbunden ist. Alle Vermischungen von Erden mit dieser Substanz, selbst die Beimischung von reinem Kieselſand, machen sie weniger tauglich zu den Zwecken, zu welchen sie bestimmt ist, und der Landwirth sollte sich angelegen seyn lassen, sie von den geringsten fremden Beimischungen frei zu erhalten.“ (Vor allen nachtheilig zeigt sich bei uns der Staub stark eisenhaltiger Erden, sowohl der rothen als der schwärzlichen. Jene theilen ihr eine rothe, diese eine bläulich-schwarze Farbe mit, die sich durch eine gewöhnliche Wäsche gar nicht entfernen läßt. Eben so macht sie auch eisenhaltiges Wasser blau. Einem erfahrenen Landwirth ist es geglückt, diese Farbe durch geschlemmten weißen Thon zu entfernen.) Der Verf. wiederholt, daß, was auch der Einfluß

der Weide, des Clima und der Temperatur sehr möge, er doch dem Einflusse der Zucht gänzlich untergeordnet sey. Davon hängen die größten Veränderungen des Bliesses ab, welches dadurch binnen wenigen Jahren außerordentlich gut gemacht oder aller schätzbaren Eigenschaften beraubt werden kann. Deshalb sollte der Züchter jeden Vorgang mit der genauesten Aufmerksamkeit beobachten und eine gründliche Kenntniß des Ganges der Natur zu erlangen suchen. — „Die durch Bakewell's schöpferischen Geist geleiteten und durch des verstorbenen Herzogs v. Bedford Scharfsinn, Beredsamkeit, Vermögen, Einfluß und Menschenliebe unterstützten Versuche werden das Andenken dieser beiden Männer lange Zeit theuer erhalten, während die folgenden Geschlechter die Früchte von deren Bemühungen in Hinsicht der Züchtung der Heerden und der Verbesserung der Wolle ernten werden.“

Dann von den Qualitäten der Wolle. Ob es möglich sey, ein Schaaf zu erzeugen, welches ein völlig gleichartiges, preiswürdiges Bliß über alle Theile des Körpers trage? Der Verf. gesteht, noch keinen Fall getroffen zu haben, wo eine vom Hintertheile des Bliesses genommene Flocke nicht gröber, als eine von der Schulter genommene gewesen wäre; obgleich sie in einigen Fällen einander viel ähnlicher gewesen, als er es sonst

für möglich gehalten habe. Es solle aber nach Dr. Parry Beschreibung solche Bließe geben, bei welchen im Sortiren geübte Leute keinen Unterschied in der Feinheit entdecken können, wenn ihnen eine Locke von den gewöhnlich besten und schlechtesten Theilen des Körpers vorgelegt werde; Bließe, die er durch die Vermischung des spanischen Geblüts mit dem der Ryeland-Race erzeugt habe. (Wenn man denjenigen Theil der Wolle, der zusammenhängend geschoren werden kann, nur zum Bließe rechnet, so besitze ich allerdings Individuen, in deren Wolle ich durchs Auge und durch micrometrische Messungen keinen Unterschied der Feinheit entdecken kann. Im Gebäude des Stappels unterscheidet sich jedoch die Wolle an einem Theile der Keule immer so, daß ein geschickter Sortirer sich nicht darin trügen wird.)

Reinheit von fremden Substanzen, Futter, Kletten, Erde, Schmutz. Reinheit vom Dotter (Fettschweiß). Englische Wolle im reinsten Zustande, worin sie der Verf. jemals getroffen, enthielt noch zum 12ten Theile diese Substanz.

Feuchtigkeit. Wolle ziehe die Feuchtigkeit stark an. Eine Quantität Wolle, die keine Spuren außerordentlicher Feuchtigkeith verrieth, wurde in einem starken Wärmegrade bis zum Kräuseln getrocknet; so lange sie noch warm war, hatte sie den achten Theil ihres Gewichts verloren, den sie

aber in wenigen Tagen, bloß der Atmosphäre ausgesetzt, wieder erlangte. — Keine Wolle zu Markte zu bringen, sey der größte Vortheil des Züchters; denn obwohl der Käufer sie reinigen könne, so werde doch jener nie das dafür erhalten, was er, wenn sie rein gewesen wäre, bekommen hätte. Den darin befindlichen Dünger hätte er besser verwenden können, als ihn zu Markte zu bringen.

Ueber die Zeit der Schur, das Abfallen der Wolle und in wiefern es rathsam seyn könne, sie zweimal des Jahres zu scheeren oder auch zwei Jahre stehn zu lassen. Das letztere könne für die Fabrik der feinen Worsted-Zeuge sehr wichtig seyn und sie dadurch in Stand gesetzt werden, der beneideten Schönheit der indischen Shawls den Rang streitig zu machen. (Man hat es in Frankreich, wo man es in der Nachahmung dieser feinen orientalischen Lächer weiter wie in England gebracht hat, versucht; die Fabrikanten haben sich aber nicht bewogen gefunden, solche Wolle in dem Verhältnisse theurer zu bezahlen, wie es geschehen müßte, wenn es für den Erzeuger vortheilhaft seyn sollte. Daß sonst gesunde und gehörig genährte Merinos mehrere Jahre ihre Wolle fortwachsend behalten, hat keinen Zweifel und ich habe Wolle gesehen, von der mir versichert worden, daß sie zehn Jahre auf dem Schaaf gestanden habe. Im Verhältnisse dieser Zeit war sie aber durchaus nicht

gewachsen, und es scheint, als ob der jährliche Zuwachs mit jedem Jahre abnähme.) Der Verf. scheint anzunehmen, daß bei den kurzwolligen Schaafe, neben der alten Wolle, sich ein neuer, weicher, unelastischer Flaum erzeuge. Dies muß aber nur bei einer besonderen Race, wie bei den Ziegen, der Fall seyn; bei dem Merino findet es sich nie.

Wie der Anbau der Futterkräuter in manchen Bezirken eingeführt wurde, erhob ein Theil der Fabrikanten bittere Klagen, daß die Wolle dadurch verdorben werde. Die Wolle war aber für andere Waaren, als diese Fabrikanten verfertigten, keinesweges verdorben, sondern vielmehr verbessert, und dies nicht sowohl durch den Futterkräuterbau unmittelbar, als durch die Einführung einer anderen Race, welche damit verbunden und deren Wolle gerade für diese Zeuge nicht so geeignet war, als die vormalige. (So jammern auch unsre Flanell- und Camlotmacher über Verschlechterung der Schaafezucht.)

In wiefern das Alter des Thiers der Wolle nachtheilig werde? Bei der Rammwolle bemerke man es, aber nicht bei der kurzen oder Tuchwolle.

Nachdem der Verf. noch mehrere, uns minder betreffende Gegenstände und Fragen über die Schaafezucht untersucht hat, schließt er den Abschnitt mit folgenden merkwürdigen Worten: „Der brittische

Schäfer hat alle Aufmunterung, das sich ihm öffnende Feld mit Zuversicht zu betreten, denn seit Cäsars Zeiten (der die Manufaktur einführte) bis jetzt gab es keinen Zeitraum, wo so viele ermunternde Umstände zusammenwirkten, ihn anzutreiben und seinen Willen zu bestimmen. Die Anwendung des Maschienenwesens in seiner vollkommensten Gestalt auf die Wollmanufaktur, der vermehrte Wohlstand im Lande sowohl als auswärts, der allgemeine Gebrauch des feinen Tuchs zur Kleidung, der gröbren Fabrikate zu zahllosen neuen Bedürfnissen (z. B. zu Fußteppigen) die erstaunliche Ausdehnung des auswärtigen Handels, der wachsende Spekulationsgeist unter den brittischen Kaufleuten, die zunehmende Geschicklichkeit unter den Fabrikanten, die Verbreitung der Naturkenntnisse und des Geschmacks an Versuchen unter unsern vorzüglichsten Züchtern, vereinigen sich um sein Unternehmen zu begünstigen und geben uns die Versicherung, daß die Verbesserung der Bließe unsers Landes bald geschehen müsse, welche durch ihre Größe überraschen und durch die Raschheit ihres Gelingens befriedigen werde. Britannien, obgleich nicht das erste Land, welches einen eingebornen Schaafstamm durch eine Auswahl von auswärtigen Zuchten zu veredeln strebt, betreibt jetzt die Vermischung des Bluts mit einem Eifer, der selbst diejenigen überholen wird, die lange vor ihm den Wettlauf

nach dem Ziele der Vollkommenheit begonnen haben. Die Anstrengungen des Auslandes sollten, statt seinen Eifer zu schwächen, Britannien zu doppelter Thätigkeit ermuntern, sollten den Alt-Englischen Stolz herausfordern und sollten seinen Schäfern eben den Ehrgeiz einhauchen, sich durch Schönheit des Bliehes auszuzeichnen, der den Fabrikanten hinsichtlich der Schönheit der Arbeit beseelt.“

— (Ich überlasse dem Leser die Anwendung hiervon auf uns und besorge nicht, daß irgend eine andere Nation den Vorsprung, den wir jetzt in der Wollproduktion gewonnen haben, sobald überholen werde. Nur dürfen wir nicht stillstehen und uns durch die ungünstigen Conjunkturen eines Jahres von weiteren Fortschritten abschrecken lassen. Auch dürfen wir hoffen, daß unsere Fabrikanten, nachdem sie die Vortheile des Maschinenwesens kennen gelernt, den Vorzug, den sie im Ankauf der feinen Wolle vor den Engländern haben, benutzen und — wie es von einigen wirklich geschieht — durch die Vorzüglichkeit ihrer Waare im In- und Auslande diesen den Rang abgewinnen werden; eine Hoffnung die durch nichts so sehr vereitelt werden würde, als durch die Realisirung des projektirten Deutschen Handels-Vereins.)

Ueber das Sortirungs-Geschäft S. 171 und über die Sorten welche aus den englischen Wollen gemacht werden S. 173. Der Verf. braucht als

herdings den Mikrometer, aber wie es scheint nicht den Dollondschen. Er bestimmt die Feinheit der Gattungen nach dem wievielften Theile eines Zolls das Haar im Durchmesser habe. Die bessere Livery Sorte hat $\frac{1}{800}$ mithin $16\frac{3}{4}$ Grad des Dollondschen Wollmessers, an welchen der Zoll in 10,000 Theile getheilt ist. Die beste englische Wolle Choicce-Loock hat $\frac{1}{1400}$ Zoll im Durchmesser, mithin $7\frac{1}{2}$ Grad Dollond. Spanische Wolle erreichte $\frac{1}{1600}$ Zoll, mithin $6\frac{1}{4}$ Dollondsche Grad. Wir haben die Wolle bis auf 5 Grad Dollond im Durchschnitt gebracht; diese ist allerdings noch selten, aber Mütter von 7 Grad märke ich schon aus.

Feinheit, d. h. Kleinheit des Durchmessers, sey immer die erste Rücksicht; sie könne nie zu groß seyn und nie als ein Fehler zu irgend einem Zwecke betrachtet werden. Jeder Fabrikant könne sie gebrauchen, wenn er sie um einen seinem Fabrikate angemessenen Preis kaufen könnte. Aber nur der Verfertiger hochfeiner und sanfter Waare könne sie aufs höchste bezahlen. Für gröbere Fabrike werde immer noch andere Wolle genug übrig bleiben, die nicht für die zartesten Fabrikate geeignet ist. Der Verf. bestimmt in der Folge den Preis der Wolle wirklich nach dem Feinheitsgrade.

In dem gegenwärtigen Zustande der Wollens-Manufaktur sey die Länge des Stapels ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit, indem sie

das Woll für sehr verschiedenartige, durch ganz verschiedene Instrumente hervorgebrachte Fabrikate bestimme. Die lange Wolle ist für den Kamm, die kurze für die Krempel (Kraze, Kardätsche). Für die Krempel kann die Wolle nicht zu kurz seyn. Ihr Zweck ist, die Wolle vollkommen zu trennen, aufs innigste zu mischen und dünne Rollen von dem möglich schwächsten Gefüge daraus zu machen, die nur durch die natürliche Kräuselung des Haares zusammengehalten werden. Die zwei Haupteigenschaften der Krempelwolle bestehen also in der Kürze und in der Neigung des Haars, eine faltige oder gewundene Form anzunehmen. Ist die Länge zu groß, so muß sie verkürzt werden, welches größere Kosten und längere Zeit erfordert. Es scheint kaum möglich, daß der Stapel der Tuchwolle zu kurz seyn könne, wenn er nur dichte Kräuselung hat. Diese besondere Eigenschaft könne aber auch in der Wolle, die zu einer Waare von dichter und glatter Oberfläche gebraucht werden soll, nicht zu groß seyn, denn eine je größere Anzahl von kleinen Krümmungen sie in einer gegebenen Länge des Haars enthält, desto mehr kann sie ohne Schaden zerrissen werden und jeder Theil einen hinlänglichen Grad von Kräuselung behalten, um sich an seine Nachbarn zu fetten und so ein unbegreiflich dünnes und durchscheinendes Gewebe zu bilden. Je dünner dieses Gefüge gemacht und

eine je größere Oberfläche oder Ausdehnung ihm gegeben werden kann, einen um so längeren Faden wird es liefern und um so feiner wird das daraus bereitete Tuch werden. Die Nothwendigkeit dieser besonderen Eigenthümlichkeit der Tuchwolle erhellet aus der Unbrauchbarkeit der Wolle von starrerem und schlechteren Haaren, indem diese auf die Maschine gebracht, einzeln herabfallen und sich zerstreuen, keine Rollen bilden und nicht zu einem gleichartigen Faden gesponnen werden können. (Die Dichtigkeit der Kräuselung oder die Zahl der Bogen, die auf einen Zoll kommt, welche wir, bei der Tuchwolle wenigstens, als einen Maasstab der Feinheit annehmen, hat also in dieser Hinsicht eine um so größere Bedeutung für den Werth dieser Wolle.) Soll die Wolle dagegen zu solchen Fabrikaten gebraucht werden, die sich durch eine lange und glatte Oberfläche auszeichnen, so möchte die Kräuselung in einem zu starken Verhältnisse schädlich seyn, und dieses Verhalten zeige unter andern deutlich, wie wünschenswerth es sey, daß Wolle für einen bestimmten Zweck erzeugt werden möge, nicht aber, wie es gewöhnlich geschieht, aufs Gerathewohl, und von solchen Eigenschaften, die der Züchter bisher gar nicht kennt oder von denen er, wenn er sie auch kennt, weder den Werth noch den Gebrauch zu würdigen weiß.

Der Verf. erwähnt hier aber einer besondern

und zwar tadelhaften Kräuselung im Stapel, die der Tuchmacher eben so sorgfältig vermeide, als er jene aufsucht. Sie zeichne sich dadurch aus, daß die Krümmungen in dem Wollhaar auf eine ganz eigene Weise in einander passen, als ob sie durch einen von außen auf den Stapel wirkenden Druck gebildet wären, nicht aber durch eine Ursach, die auf jedes Haar besonders wirkt. Er vergleicht sie mit der Richtung der Fibern in einem gekrümmten Stück Zimmerholz, oder mit wellenförmig gebogenen Metallstangen, die also gestaltet sind, daß der convege Theil des einen in den concaven Theil des andern paßt. Unter den mannigfaltigen Proben von guten und schlechten Eigenschaften der Wolle, ohne Hinsicht auf Feinheit, die mir einer der erfahrensten Wollhändler gütigst mittheilte, ist eine, die er glanzhaarige Wolle nannte, und die mir jener Beschreibung zu entsprechen scheint. Der Verf. weiß keinen andern Grund anzugeben, warum diese Wolle als tadelhaft verworfen wird, wenn es nicht die große Länge und Entfernung der Bogen ist, die es verhindern, daß der Stapel nicht so gut auseinander gebracht werden kann, als es geschehen sollte, und daß jeder Theil doch das Vermögen behalte, sich mit dem nahe liegenden wieder zu verbinden. Bei einigen der feineren Wollarten, welche diese kräuselnde Eigenschaft in einem hohen Grade besitzen, sey die Sehne des Bogens
bei

bisweilen nicht länger als der hundertste Theil eines Zolles, bei denen von geringerer Güte aber mißt die Sehne oder der Zwischenraum zwischen den beiden äußersten Punkten des Bogens den sechs- zehnten und bisweilen den achten Theil eines Zolles. Diese große Verschiedenheit in den Bogen sey auch dem ungeübten Auge leicht erklärbar, und verdiene besonders die Aufmerksamkeit des Züchters. Man werde Muster der schlechten Art am häufigsten bei Schaafen finden, die von sehr verschiedenartigen Eltern abstammen. (Ueberhaupt wird man diesen Fehler aber nicht bei hochfeiner Tuchwolle finden, sondern die Dichtigkeit der Bogen immer im Ver- hältnisse mit der Feinheit.)

Nochmals von der Länge des Stapels. Für die Krempel bestimmte Wolle könne leicht zu lang seyn und das erste Geschäft des Fabrikanten bestehe dann darin, sie zu verkürzen. Der Verf. meint der Züchter könne dies dadurch vermeiden, daß er sie zweimal scheere. Ich bezweifle dies je- doch, denn gewöhnlich wächst diese lang Wolle spitz in ihren Stapeln und die Spizen sind es die ihr genommen werden müssen. Nun aber äußert sich dieser spitze Wuchs gleich bei der jungen Wolle und man würde ihr dann die Spizen zweimal nehmen müssen. Ich habe von den Wollhändlern keinen Tadel derjenigen Wolle vernommen, die durch gute Haltung eine beträchtliche Länge erhalten hatte,

wenn die Stapel nur oben rund geschlossen und fast cylindrisch waren, eine Structur die sie vor allem rühmten.

Ganz anders verhält sich nun mit der Wolle, welche durch den Kamm zu Fabrikaten anderer Art vorbereitet werden soll. Ihre Länge kann nicht zu groß seyn, doch sind 4 Zoll auch hinreichend. Je gleichartiger die Fäden in ihrer Länge, desto besser; die kürzeren, welche es bei dieser Art gewöhnlich, doch mehr oder weniger giebt, müssen durch den Kamm herausgeschafft werden. Sie muß einige Kräuselung besigen, so daß sie bei dem Kämmen eine Scheibe zu bilden im Stande sey; nur darf diese Kräuselung nicht zu stark und der Schlichtung widerstrebend seyn. Denn sie wird bei dem Spinnen durch die parallele Lage ihrer Fäden verbunden, wogegen die Krempelwolle bloß durch ihre Windungen zusammenhängend bleibt.

Die solche Wolle verarbeitenden Manufakturen beklagen sich über die bedeutende Verminderung ihres Absatzes, indem ihre Camlotte, Calmucke und andere in England Worsted-Zeuge genannte, fast gänzlich durch die seidenen und baumwollenen verdrängt sind, welche dem sich allgemein verbreitenden Geschmack an sanfter, geschmeidiger, drappirender Kleidung weit mehr zusagen. Daß man jedoch die wollene Bekleidung, welche eine gleichmäßigere Wärme des Körpers erhält, jeder andern

vorzuziehen fortfahre, wenn sie jene Geschmeidigkeit und Sanftheit gewährt, beweiset der hohe Werth, welchen man auf die orientalischen feinen, unter dem Namen der Shawls bekannten Tücher setzt. Man versuchte es also, sie durch Vermischung der Seide und Baumwolle mit Kammwolle nachzuahmen, und dies schien Anfangs mit glücklichem Erfolge zu geschehen, indem sie Zeuge vom schönsten Ansehen, so wie sie aus der Fabrik kamen, darstellten. Aber es entdeckte sich bald, daß die aus so ungleichem Material gefertigten Tücher beim Tragen ein rauhes, ungefälliges Ansehen bekamen, wogegen sich die orientalischen durch ihre Dauer auszeichneten. Dies brachte sie bald um ihren Ruf, und sie wurden aus den Circeln der höheren Welt wieder verbannt. Jetzt haben sich nun besonders in Norwich Fabriken etablirt, die sich solche feine und sanfte Worstedzeuge aus reiner Wolle zu liefern bestreben, aber über den Mangel des dazu tüchtigen Materials klagen. (Auch scheinen ihnen mehrere französische und einige deutsche Fabriken — unter andern die des Herrn Albrecht zu Zeitz — zuvorgekommen zu seyn. Merino-Wolle ist dazu tüchtig, wenn sie nur hinreichende Länge, um gekämmt zu werden, und die Neigung, sich zu kräuseln, nicht in einem zu hohen Grade hat; und mit anderer als Merino-Wolle wird man nicht im Stande seyn, das sanfte und

geschmeidige Gewebe, welches man verlangt, hervorzubringen. Hierauf bezieht sich das, was ich schon früher über das Wünschenswerthe eines Schaafstammes, der hochfeine, geschmeidige, lange und dabei schlichtere Wolle lieferte, gesagt habe, was aber von Vielen ganz mißverstanden ist. Unter den in Frankreich auf Königl. Rechnung angekauften Schaafen fanden sich, besonders in der Heerde des Marschall Moncey, viele Individuen, die solche Wolle in einem eminenten Grade zu tragen schienen; auch erhielten wir die Versicherung, daß in Paris keine Wolle theurer, wie diese, bezahlt sey. Allein diese Race hat jene charakteristische Schlichtheit nicht ganz beibehalten, obwohl sie sich bei einigen noch hervorstechend zeigt. Sie hat dabei nicht die Ausgeglichenheit der Schenkel- und Genick-Wolle, die man in den besseren sächsischen Stämmen erzeugt hat; auch macht sie spitze Stapel. Unter Tuchwolle gemischt, wird sie keinesweges den Beifall der Kenner und aller Wollhändler, die nur jene suchen, erhalten. Auch wird aus einer Kreuzung mit kurzwolligen Schaafen in den ersten Generationen, wie ich selbst erfahren habe, nichts preiswürdiges hervorgehen. Deshalb ist diese Race in den Königl. Stammschäfereien, die sich den unmittelbaren Beifall des Publikums zu erstreben suchten, nicht so cultivirt worden, wie es Anfangs meine Absicht war, der Stamm aber doch

erhalten. Dann aber trifft man auch in den vorzüglichsten Schäfereien Sachsens Individuen, die durch die Länge, Spitzigkeit und minder dichte Kräuselung des Stapels sich dieser Gattung nähern, ja in einigen sind sie überwiegend. Ich glaube, wie ich in den Problemen über höhere Schaafzucht schon geäußert habe, daß es nur darauf ankäme, sie bei der Begattung von den kurzwolligen ganz zu trennen und Stöhere zu wählen, die jenen Charakter in einem eminenten Grade besitzen, um eine Race hervorzubringen, die eine lange, zum Schlichten geneigte, dabei aber hochfeine und geschmeidige Wolle, ganz nach dem Wunsche jener Fabrikanten, lieferte. Freilich würde diese Wolle alsdann erst gehörig verwerthet werden, wenn ihre Kenntniß die rechten Handelswege für sie eröffnete; dann aber würde sie wahrscheinlich der kurzen Wolle den Rang vorerst abgewinnen. Da sie sich einzeln in den meisten Schuren findet, so habe ich mich bei verschiedenen Wollsortirern erkundigt, ob man sie in ein besonderes Sortiment bringe; aber nur einer hat mir bestimmt gesagt, daß dieses geschehe, und daß sie in die Sortimente, die nach dem Rhein und von da wahrscheinlich nach Frankreich gehen, komme. Ich wiederhole es, daß eine Trennung der beiden auffallend verschiedenen, aber in den meisten Schäfereien vermischt vorkommenden Merinos mit zur Vervollkommenung unserer Schaaf-

zucht sehr wesentlich scheint; es mögen nun ursprünglich verschiedene Racen gewesen seyn, die untereinander gemischt worden, oder der Zufall mag sie erzeugt haben. Doch muß ich bemerken, daß diese lange Wolle, um tadelloß und bei Feinheit ihres langen Fadens kräftig zu seyn, eine ununterbrochene reichliche Nahrung fordere, daß ihre Zucht also nur dahin passe, wo man solche gewähren kann; wogegen der kurzen Wolle eine schwächere Weide und Fütterung, wenn sie nur nicht bis zum Hungerleiden geht, nicht schadet.)

Durch die Erzeugung einer feinen langen Wolle, meint der Verfasser, daß die Norwicher Fabriken in den Stand gesetzt werden würden, mit den kostbaren Fabrikaten Indiens zu wetteifern. (Wir würden dann dazu der Thibetanischen Ziegen nicht bedürfen und die Franzosen würden sich darüber trösten, daß die mit so großen Kosten herbeigeholten Kirgisischen, wie es von ihnen ziemlich allgemein anerkannt ist, unsre einländischen Ziegen nicht übertreffen.)

Der Verfasser geht nun die Haupteigenschaften der Wolle ferner durch.

Die Geschmeidigkeit, Biegsamkeit. Die Tuchwolle könne deren nicht zu viel haben, wenn sie nur dadurch die Neigung, ihre Länge in kurzen, dichten Bindungen zusammenzuziehen, nicht verliert. Die gute spanische Wolle vereinige beide

Eigenschaften in einem bewundernswürdigen Grade. (Dennoch steht sie darin unserer hochfeinen Wolle bedeutend nach.) Ihr entgegen setzt der Verfasser das, was er Elasticität nennt, was aber wohl richtiger Starrheit genannt werden kann. Der Fabrikant sucht ihr entgegen zu arbeiten durch die Sengöfen und heiße Plette, und bringt dadurch eine Glätte hervor, die aber bald vorübergehend ist.

Die Zähigkeit der Brüchigkeit entgegen gesetzt. Jene sey besonders wichtig bei der Kammwolle. (Diejenige feine Merino-Wolle, die ich zu Kammwolle besonders geeignet halte, hat sie bei aller Feinheit und Geschmeidigkeit bedeutend, indem man sie stark ziehen kann, bevor sie reißt.) Dagegen dürfe Krempelwolle keinen zu hohen Grad von Zähigkeit haben, weil sie zerrissen werden muß, obwohl sie auch nicht so mürbe seyn darf, daß sie durch die Bewegung der Krempelwalzen zerfliehet.

Die filzende Eigenschaft. Man habe dafür noch keinen technischen Ausdruck in England. Wir haben ihn: Krümpkraft. Sie ist keineswegs, wie manche glauben, einerlei mit der Neigung durch die feinen Krümmungen zusammenzuhängen, denn auch das glatte Haar des Dromedars, der Ziege, des Vibers, der Caninchen besitzt sie im hohen Grade. Sie sey dem Auge nicht sichtbar und ob es gleich einige allgemeine Erscheinungen gebe, welche die

Gegenwart oder die Abwesenheit dieser Eigenschaft andeuten, so seyn diese doch so unbestimmt, daß die besten Wollkenner dies als einen Punkt betrachten, über den man nur durch Probiren zur Gewißheit kommt. Die Anwendung von Feuchtigkeit, Wärme und Druck ist das gewöhnliche Verfahren, diese Eigenschaft in Thätigkeit zu bringen. Ohne Hülfe der ersteren bleibt sie völlig schlafend, die beiden letztern werden gebraucht den Proceß zu beleben. Nicht alle Wolle habe diese Eigenschaft, den South-Downs, die in England sonst so geschätzt sind, fehlt diese Eigenschaft ihrer Wolle. Die spanische Wolle hat sie im höchsten Maasse. (Wie die deutschen Wollfabrikanten von ihrem Vorurtheile gegen die in Deutschland erzeugte Merino-Wolle im übrigen schon zurückgekommen waren, blieb dennoch der Tadel, daß sie in der Krümpfkraft der spanischen weit nachstehe. Seit langer Zeit habe ich aber hiervon nichts weiter gehört.) Der Rämmwolle sey diese Eigenschaft gar nicht nöthig, vielmehr nachtheilig, aber für alle Fabrikate, die der Walcke bedürfen, unentbehrlich. Ueber die Stampf- oder Walk-Mühle. (Manche, und ich selbst, haben diese Eigenschaft mit einer starken Kräuselung verwechselt; sie ist aber etwas davon verschieden.)

Die Reichheit. Es ist das worauf die Käufer des Fabrikats jetzt am meisten achten. Der

Der Fabrikant gebe sich daher alle Mühe sie aufs möglichste hervorzubringen, könne dies aber nicht, wenn sie das Material nicht schon besitze. Der Begriff davon scheine zwiefach zu seyn: einmal wolle man die Empfindung damit ausdrücken, welche Seide durch das Glatte der Oberfläche auf den Sinn des Gefühls erregt; einmal diejenige, welche Flaum oder Baumwolle durch ihre Nachgiebigkeit bewirkt. Sie hange sehr viel von der Art und Menge des Fettschweißes ab, wodurch das Haar während seines Wachstums schmeidig erhalten werde, weswegen es sehr darauf ankomme, daß keine dieses Fett verschluckende Erdtheile in das Blicß kommen und der lehmige Boden darin einen großen Vorzug vor dem kalkigen habe. Eine gute reichliche Nahrung befördert sie, durch beförderte Absonderung des Schweißes.

Farbe der Wolle. Die vollkommenste Weiße ist das was man ihr wünscht; wenn sie diese nicht habe, sei sie zur Annahme der feineren Farben nicht tauglich. Die Versuche, Wolle zu bleichen, scheinen noch keinen genügenden Erfolg gehabt zu haben. Der Züchter müsse alles vermeiden, was der Wolle einen farbigen Anstrich giebt, besonders das Zeichnen mit Röthel oder Ocher.

Das specifische Gewicht der Wolle. Der Verf. glaubt nach einigen Erfahrungen daß seine Verschiedenheit nicht allein von der mehrern oder

minderen Anhänglichkeit des Schweißes an der Wolle, die auch rein gewaschen scheint, herrühre, sondern daß es auch bei gleich reiner einen Unterschied gebe, der sich wie 3 zu 4 verhält. (Eine Verschiedenheit im specifischen Gewichte der Wolle ist ohne Zweifel vorhanden, ich begreife aber nicht, wie man sie genau bestimmen könne. Mit dem einzelnen Haare geht es nicht und mit einer Masse kommt es darauf an, wie stark sie zusammengepreßt worden, welches sich wieder durch die Stärke des Drucks, wegen des verschiedenen Widerstrebens des Wollhaars, nicht bestimmen läßt. Sonst ist die größere Leichtigkeit allerdings wohl eine sehr erwünschte Eigenschaft für den Fabrikanten, da er nun aus demselben Gewicht eine größere Fläche bilden kann, überdem aber das leichtere Tuch von gleicher Dichtigkeit höher geschätzt wird. Auch scheint die Leichtigkeit mit der Feinheit und Geschmeidigkeit des Haars immer in Verhältniß zu stehen; aber die Beurtheilung in dieser Hinsicht wird nur so. ungefähr nach dem Augenmaße geschehen können.)

Den Geruch der Wolle, worauf manche achten, hält der Verf. für unbedeutend. Doch habe die Wolle einiger Gegenden einen besonderen Geruch.

Echtheit, Treue des Haars heißt in der Kunstsprache die Angegliichenheit aller Haare eines

Stapels in ihrer ganzen Länge. Ungleiche Haare erheben sich über den Pelz, welchen man dann einen bärtigen, stachelichten Pelz nennt. (Die Stapel sind oben nicht geschlossen.) Die Spitzen der Haare sind dann auffallend gröber und der Verf. hat Wollhaare gefunden, die in der Spitze 5 Mal so dick wie auf dem Grunde waren. Ueberhaupt wird aber solche Wolle unecht genannt, deren Haare von sehr ungleichem Durchmesser, ungleicher Geschmeidigkeit und Kräuselung unter sich oder in der Länge eines jeden sind. (Die Benennung ist um so passender, da Thiere von heterogenen Eltern ihre Abkunft durch solche Wolle verrathen.) Die Echtheit ist um so wichtiger, da sich ungleiche Haare immer auf die Oberfläche des Tuchs legen.

Der Verf. geht sodann die mannigfaltigen britischen Schaafzuchten und die Bezirke durch, wo sie sich von Alters her befinden oder neuerlich eingeführt worden. Es ist interessant und instructiv für den, welcher die ländlichen Verhältnisse dieser Bezirke kennt und es lassen sich Resultate herausziehen, welche für die Schaafzucht im allgemeinen merkwürdig sind. Den deutschen Schaafzüchter, der sich jetzt wohl nur mit den Merino-Racen beschäftigt, wird doch die Genauigkeit auffallen, womit man dort unter den Racen unterscheidet und die Sorgfalt und Vorsicht, die man sowohl bei der Reinerhaltung dieser Racen, als bei ihrer Durch-

Kreuzung anwendet, und wie sicher man seinen Zweck dadurch erreicht. Ein Auszug würde aber unvollkommen und unnöthig seyn, da wir das Werk sehr gut und mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten übersetzt erhalten haben. Nur so viel noch. —

Der Verf. unterscheidet die brittischen Schaafse in die beiden Hauptklassen, der langwolligen und der kurzwolligen. Die ersteren werden hauptsächlich als Schlachtvieh cultivirt, um so mehr da die Worsted-Manufacturen sehr gesunken und diese Zeuge durch die baumwollenen ganz verdrängt sind. Zwar haben sich einige neuere Verwendungen dieser Wolle zu Teppigen, Bettdecken und Strickgarn gefunden und vervollkommnet, diese sind aber nicht im Stande ihren Preis beträchtlich zu heben. Die kurze Wolle stehe in England nur noch auf einer niederen Stufe der Veredlung. Die Einführung der Merinos und die Kreuzung der Landracen damit habe sehr wenigen Fortgang und Beifall bei den gewöhnlichen Landwirthen, der Bemühungen des verstorbenen verehrten Königs und einiger angesehenen und kenntnißreichen Personen angeachtet. Der Verf. führt große Klagen über die Abhängigkeit vom Auslande, worin die englischen Fabriken hierdurch erhalten würden und fordert seine Landsleute dringend auf, sich die Veredlung der Wolle mehr angelegen seyn zu lassen. Allein es ist von ihnen zu sehr anerkannt, daß diese Ver-

edlung der Fleischerzeugung zu großen Abbruch thue, als daß es Eindruck machen wird.

Die Erzeugung der Langwolle im eigentlichen England berechnet der Verf. in einer Tabelle nach allen Distrikten in Summa auf 137,228 Ballen à 240 Pfund, die von 4,153,308 Schaafen auf 3,939,563 kultivirten Aeckern gewonnen werden. Die der Kurzwolle auf 245,290 Ballen, die von 14,854,299 Schaafen auf 28,412,202 Aeckern gewonnen werden. Die ganze Summe der gewonnenen Wolle ist also mit Einschluß von 10,718 Ballen die von geschlachteten Lämmern gewonnen worden 393,236 Ballen oder 4,294,393 Stein. Das englische Bließ giebt im Durchschnitte von langer Wolle 7 Pfund 10 Unzen, von kurzer Wolle 3 Pfund 4 Unzen.

Der Besatz auf den Acker ist im Durchschnitte von England $1\frac{1}{2}$ Schaaf.

Den Gesamtwertb der englischen Wolle berechnet er auf 5,570,194 Pf. Sterl.

Die Einfuhr ist nach M. Annalen Bd. V. S. 615 auf 70,000 Ballen anzunehmen. Die eingeführte Wolle macht also noch nicht den 6ten Theil der dort verarbeiteten aus. Es erhellet also daraus, was der Verfasser sagt, daß der Bedarf der Fabriken, besonders an feiner Wolle, noch bei weitem nicht befriedigt sey, und daß der Begehr durch stärkere Einfuhr eher vermehrt als vermindert werden würde, indem die Fabriken sich dadurch zu

vermehrten und zu erweitern veranlaßt wären. Je mehr sie erhalten können, desto werthter würde sie ihnen. Aber ihre Forderungen in Ansehung der Feinheit und der übrigen Qualitäten an die ausländische Wolle würden immer strenger, je höher diese getrieben würden, weil die höchst feinste Waare das ist, was ihres hohen Preises ungeachtet, am meisten gesucht werde, indem der Geschmack und Ehrgeiz der Reichen am meisten auf Tuch von höchster Vollkommenheit gerichtet sey.

Der Preis der Wolle hange nun zwar von dem temporären Begehr, und dieser wieder von der Nachfrage nach wollenem Zeuge auf den englischen und auswärtigen Märkten ab, und man sollte schließen, daß die Nachfrage nach Wolle, mithin der Preis derselben beständig schwankte; doch sey bemerkt worden, daß das Stocken der Wollen-Manufacturen nur wenig Einfluß auf den Preis des Materials habe. Denn obwohl die Nachfragen im Handel nicht allezeit regelmäßig geschähen, so würden sie doch im Verlaufe von mehreren Monaten stark genug, um den ganzen Ueberschuß von wollenen Waaren in Anspruch zu nehmen, und jedes Jahr nur ein kleines Lager von verarbeitetem oder rohem Stoff übrig zu lassen. Wolle sey ein Artikel, der alljährig fast gleichmäßig gewonnen wird; die Menge der besten Sorten, die zu erhalten ist, sey immer beschränkt, und die Neigungen der Mens

ſchen, ſowohl in als außer dem Lande, tragen immer dazu bei, ihn zu ſteigern. Daher werde die Wolle allgemein als ein ſicherer Gegenſtand der Speculation betrachtet, und es werde darauf zu einer Jahreszeit ein größeres Capital, als zu mißlichen Geſchäften, verwandt. Sollte ein Ueberſchuß an Wolle bei der Wiederkehr des Sommers noch auf dem Lager ſeyn, ſo iſt es keine verderbliche Waare; man halte ſie ſorgfältig zurück und ſie werde eher beſſer als ſchlechter werden. (Welch ein Geſchrei war im vorigen Jahre über die unermäßliche Maſſe von Wolle, die auf den engliſchen Lagern liege: in drei Jahren könne ſie nicht verbraucht werden. Da aber die Wollverſendungen nach England, dieſes Geſchreiß und des hohen Einfuhrzollens wegen, etwas nachließen, ward die Nachfrage nach feinerer ausländiſcher Wolle in dieſem Frühjahr ſchon dringender wie je.)

Der Wollpreis und der Grund und Boden ſtehen mit einander in Verbindung. — Nach Verhältniß der Wirthſchaftskosten müſſen auch die Produkte, mithin die Bließe ſteigen. Der Preis der Wolle, ſagen die engliſchen Landwirthe, müſſe mit dem Preise des Hammelfleiſches im Verhältniß ſtehen; denn weil der Vortheil aus dem vereinten Erzeugniſſe des Körpers und des Blieſes entſpringe, ſo pflege man dasjenige aufs ſorgfältigſte, was den meiſten Vortheil bringt. (Dies bezieht ſich auf

den Erfahrungssatz der Engländer, daß mit guter Wolle schlechtes und wenig Fleisch, mit gutem Fleische schlechte Wolle verbunden sey. Die Viehzucht im Ganzen richte sich nach demselben Gesetze, und wo es am vortheilhaftesten sey, Molkenwirthschaft oder Rindviehmastung zu treiben, werde das Wollerzeugniß geringe seyn.

Jeder höhere Schaafzüchter ist dem Herrn Uebersetzer und Verleger vielen Dank schuldig, daß sie dieses Werk, welches wahrscheinlich schon vor mehreren Jahren erschienen ist, zu unserer Kenntniß gebracht haben.

Diese ausführliche Recension, die ich als einen Nachtrag zu den Problemen über höhere Schaafzucht anzusehen und damit in Verbindung zu setzen bitte, werde ich nun noch einige Erläuterungen und Zusätze zu jenen Problemen vorerst in Bezug auf die Wollgattungen feinerer Art hinzufügen. Es ist gewiß, daß man in diesem Fache nie auslerne; dies schreckt mich aber nicht ab, in meinem siebzigsten Jahre noch zu lernen, was ich kann, ungeachtet mir ein alter Wollhändler schon vor 8 Jahren sagte, dazu sey ich viel zu alt; er habe 40 Jahre in der Wolle gefessen und noch nichts davon gewußt, jetzt erst sey er dahinter gekommen. Ich fühle, daß ich gelernt habe, aber auch, daß ich noch weit vom Ziele sey. Mein Streben

ben ist die Vereinigung der Wollkenntniß als Waare mit der Kenntniß der Schaafzucht und des Eingreifens der verschiedenen landwirthschaftlichen Verhältnisse in den Betrieb der letzteren; mithin ausgedehnter und verwickelter wie das eines Wollsortirers. Man wird in dem, was ich dem Publika als Frucht meiner Studien besonders neuerlich in kurzen Zwischenräumen in diesen Annalen mitgetheilt habe, in manchen einzelnen minder bedeutenden Punkten Widersprüche finden; diese sind ein Beweis, daß ich zugelernt habe, und das Spätere ist das, was ich für das Richtigere halte. Doch wird man häufiger bemerken, daß mir manche Punkte nur klarer und präciser geworden sind.

Sehr viel hat mir eine im April und Mai d. J. bloß in wissenschaftlicher Hinsicht wiederholte Reise durch Sachsen genutzt, welches ich besonders der Gefälligkeit und Offenheit einiger der angesehensten Wollhändler in Leipzig, dann der genauen Durchsicht, welche mir die Besitzer der berühmtesten und ältesten Heerden gestatteten und aufs möglichste erleichterten, verdanke. Ich finde mich aber verpflichtet, mich der speciellen und namentlichen Bemerkungen zu enthalten und mich nur auf die Mittheilung allgemeiner Resultate zu beschränken.

Meine mehrmals geäußerte Vermuthung, daß die sächsischen, auch reinsten Merino-Heerden aus verschiedenartigen Stämmen entstanden seyn und

sich jetzt noch nicht verschmolzen und ausgeglichen haben, hat sich mir bis zur Ueberzeugung bestätigt. Man trifft besonders zwei in Ansehung des Wollwuchses sowohl, als des Körperbaues und der Physionomie verschiedene Abarten fast in allen sächsischen Schäfereien an, obwohl die Mehrzahl in vielen gemischter Art zu seyn scheint. Ich habe sie in den Problemen über höhere Schaafzucht B. VII. S. 13 bis 18 charakterisirt (wo aber S. 13 Z. 11 ein Druckfehler stehen geblieben und, statt nicht, mehr gelesen werden werden muß), und verweise darauf, wiederhole und bestätige auch das, was ich S. 19 und 20 über die Wichtigkeit einer Sonderung dieser beiden Arten gesagt habe, als meine durch den Erfolg eigener Zucht befestigte Meinung, indem ich sie sorgfältig bei der Paarung und bei den davon erhaltenen Lämmern geprüft habe. In einigen sächsischen Schäfereien ist der Charakter der langwolligen, in andern der kurzwolligen hervorstechend, aber in keiner habe ich die eine oder die andere ausschließlich gefunden, auch in keiner bisher eine Absonderung derselben bei der Begattung; bei mehreren Schaafzüchtern aber den Entschluß, sie zu bewirken, erregt. Viele Wollhändler haben mir in meiner Meinung, daß die Schuren durch diese Sonderung sehr veredelt werden würden, beigestimmt; die Mehrzahl schien aber nur die Cultur der kurzwolligen jetzt zweckmäßig,

wenn sie sich von meiner Meinung, daß die lange Wolle nicht, wie die meisten glaubten, von starker Fütterung und Weide, sondern von der Race abhängt, überzeugten. Ich habe nur einen getroffen, dem die Cultur der langen Wolle sehr zweckmäßig schien, indem sie auch bei minderer Feinheit, als Rammwolle, sehr preiswürdig werden könne, worgegen die feine kurze Wolle nur bei hohen Qualitäten, ihrer großen Vermehrung wegen, in hohem Preise sich erhalten würde. Jenes rührt daher, daß der Absatz der kurzen Tuchwolle erster Qualität nach England so vortheilhaft geblieben ist und wahrscheinlich bleiben wird, weil der Begehr derselben im ganzen Jahre noch nie hat befriedigt werden können, wenn es auch monatsweise einmal stockte.

Allerdings kann die lange Wolle mancher edlen Schäfereien, wenn sie Kräuselung genug hat, zur Tuchmanufaktur auch verwandt werden. Weil sie aber durchschnitten werden muß und die Spitzen minder brauchbar sind, so hat sie zu dem Zwecke bedeutend minderen Werth. Die Sächsishe Wolle dieser Art ging vor einigen Jahren viel nach Frankreich, wo Ternaux sie für ganz unentbehrlich zu seinen Fabrikaten erklärte. Es scheint aber, als ob der hohe Einfuhrzoll, womit man dort die Wolle zur Beförderung der einländischen Schaafzucht belegt hat, und vielleicht die Vermehrung dieser Race in Frankreich selbst diesen Absatz sehr

vermindert habe. Die französischen feinen Kämmwoll-Fabriken haben zwar bekanntlich einen Vorsprung vor den englischen auf dem Weltmarkte gewonnen; es fragt sich aber, ob die englischen, wenn sie nur mit dem gehörigen Material versorgt würden, sie nicht bald wieder einholen könnten. Dieses Material aber können sie bis jetzt nur von uns erhalten und es ist keinen Zweifel unterworfen, daß die Norwicher Shawls-Manufacturen, wenn sie unsre sanfte lange, und auf Länge und Schlichtheit vielleicht noch etwas mehr cultivirte Merinos-Wolle kennen lernen werden, solche aufs höchste bezahlen werden. Man frage nicht: warum sie solche noch nicht kennen gelernt haben! — Warum wußten im Jahre 1813 die Englischen Fabrikanten noch nichts davon, daß in den Preussischen Staaten feine Wolle producirt werde? Warum erstaunten sie, als sie rheinische Casimire sahen, die von dieser Wolle gemacht sind? — Wir müssen sie erst zu diesem Zwecke fortirt und accommodirt ihnen in die Hände bringen, freilich aber auch jene Qualität durch zweckmäßige Zucht noch mehr und gleichmäßiger hervorheben. Der Wollhändler richtet sich bloß nach dem, was heute begehrt wird; der Producent kann und muß schon auf die Zukunft speculiren, wenn er den höchsten Gewinn machen will, denn er kann die Waare nicht in dem Augenblick schaffen. Wie die spanischen Schaafzucht

erst bei uns eingeführt wurden, zeigte sich ihre Haltung oder die durch sie bewirkte Veredlung wenig vortheilhaft; was man an dem anfangs unbedeutend höheren Preise der Wolle gewann, verlor man an vermindertem Gewichte der Schur und die sächsischen Domainen-Pächter sahen die Einführung dieser Race als eine neue ihnen auferlegte Last an. Was haben aber nicht diejenigen, welche die Sache mit momentanen pecuniären Verluste zu Anfange eifrig betrieben in der Folge gewonnen! — Ich bin von dem Werthe dieser langen schlichtern Wolle, wenn sie in sich cultivirt und abgesondert dargestellt wird, so überzeugt, daß ich diese Zucht vor jeder andern — des jetzigen Tadel's derjenigen Wollhändler, die Suchwolle suchen ungeachtet — verfolgen würde, wenn mich meine Wirthschafts-Verhältnisse sicherten, daß ich der ganzen Heerde diejenige reichliche Nahrung, welche zur tadellosen Erzeugung dieser Wolle erforderlich ist, ununterbrochen geben könnte. Da die Länge des Stapels ein Haupterforderniß ist und diese nie zu groß seyn kann, so muß sie mit dem nahrhaftesten Futter getrieben und die Thiere müssen beständig im Schweisse erhalten werden. Besonders aber darf keine temporaire Abbrechung dieser starken Nahrung eintreten, sonst bekommt die Wolle einen Absatz, der dieser Gattung ganz vorzüglich nachtheilig ist und sie zu ihrem Zwecke unbrauchbar macht.

Und dies würde ich auf meinen Weide-Schlägen bei anhaltender Dürre nicht verhüten können, ohne zur Stallfütterung überzugehen, die zu meinen Verhältnissen nicht paßt. Stallfütterung und niedrige, reiche, aber gesunde Weiden sind es, was der Production dieser Wollart zusagt. Einen kleinen Stamm dieser langwolligen Merinos, deren Fett fast immer braungelb ist, denke ich mir aber doch zu erhalten und ihn aufs höchste auszubilden.

Die kurze, gedrängte Wolle, mit stumpfen fast cylindrischen Stapeln, geschlossenem Bließe und dichten aber flachen Windungen des Haars, wie man sie in einigen sächsischen Heerden ausgezeichnet findet, ist es aber, was jetzt so vorzüglich für die feinste Tuchmanufaktur gesucht und am höchsten bezahlt wird. Die Schaafse, welche diese Art in höchster Feinheit und Sanftheit tragen, müssen durchaus rein erhalten und in sich selbst veredelt werden. Sie sind unter allen Merinos die zartesten, geneigt Schwächlinge zu werden und kahle Bäuche zu bekommen. Deshalb haben manche, das Blut zu erfrischen, Kreuzungen unternommen, entweder mit jenen sanften langwolligen oder mit der stärkeren Negretti-Race; sie haben den Zweck einen derberen Schlag zu erhalten, erreicht, aber nicht ohne bedeutenden Rückschritt in der Qualität der Wolle. Man kann es, ohne zu einer heterogenen Race seine Zuflucht zu nehmen, verhüten, wenn man

nur kräftige Zuchtstöhre auswählt und sich dabei nicht allein von der Rücksicht auf Feinheit leiten läßt und solche Stöhre, wenn eine Schwäche in der eigenen Heerde entsteht, in anderen gleichartigen aufsucht.

Im allgemeinen wird man die Schur dieser Race am schwächsten finden und so dicht ihr Bließ bei dem Auffassen der Hand erscheint, so stehen sie darin doch mehrentheils dem fladdrich scheinenden Blicke jener langwolligen Art in den meisten Fällen nach. Jedoch kommt es dabei vorzüglich auf die Haltung an. Die kurzwolligen begnügen sich mit einer viel mageren Weide und Fütterung und geben doch dabei eine tadellose, aber freilich weniger Wolle; die langwolligen verlieren dabei in der Quantität und Qualität des Futters weit mehr; so daß es mir doch scheint, man würde von einer gleichen Weide und Fütterung von den kurzwolligen wenigstens eben so viel als von den langwolligen scheeren können, wenn man von jenen mehrere darauf hält. Ob man die kurzwolligen zu stark nähren und ihre Wolle für den Zweck der Tuchfabrikation dadurch zu lang machen könne, wie einige Wollhändler behaupten, lasse ich dahin gestellt seyn; ich habe es bei starker Fütterung noch nicht erfahren, wenn die Race rein war. Bei färglicherer Haltung verliert diese Wolle in ihrer Qualität nicht, so wie sie auf sehr alten Schaafen gut bleibt.

Ich weiß daß Mehrere diese meine Haarspal-
turen für unnöthig und pedantisch erklärt haben
und sich auf einige Wollhändler und Tuchweber be-
rufen, die ihnen gesagt haben, es komme nur dar-
auf an, daß Wolle recht weich anzufühlen und
recht rein und weiß gewaschen sey. Allerdings ist
dieses Haarspalten nicht jedermanns Sache und
man wird ohne selbige Wolle zu Markte bringen
können, die annehmlich bezahlt wird. Aber das
möglich höchste wird man ohne selbige nicht errei-
chen und in der Zucht mehr zurück als vorwärts
kommen, es sey denn daß man fremde Stöhre
glücklich wähle oder von gründlichern Kennern wäh-
len lasse. Es gehört übrigens nur ein aufmerk-
sames und gesundes Auge dazu, um den bedeuten-
den Unterschied, den es zwischen den Bliesen und
Stapeln der Merino-Wolle im ungewaschenen und
gewaschenen Zustande giebt, zu entdecken und sich
zu überzeugen, daß Faden so verschiedener Natur
fein gleichartiges Gewebe geben können. Freilich
kann man Zeug daraus machen, aber kein solches
wie man es jetzt von der Kunst der Fabrikanten
verlangt, kein solches welches sich nicht blos im
Stücke durch oberflächliche Apretur, Sengen und
heiße Plette, sondern beim Tragen dauerhaft, glatt
und glänzend erhält. Alle verständige Wollhänd-
ler von ausgebreiteten Geschäften werden aber auch
die mannigfaltigen Verschiedenheiten der Wolle,

ohne Hinsicht auf Feinheit, kennen und bei ihren Sortirungen wahrnehmen; sie sind nur bisher geneigt gewesen, solche mehr auf die Dertlichkeiten, Weide, Fütterung, Wasser, Klima, Stallung u. s. w. als auf die Zucht zu schieben; deren Wirkung sie zu beobachten keine Gelegenheit hatten.

Bei dem größeren Theile der Merino-Heerden wird man jenen charakteristischen Unterschied nicht entschieden wahrnehmen. Sie sind eine Mittelgattung, deren Individuen sich bald mehr hier, bald mehr dahin neigen. Aber immer wird man einige finden, wo jener charakteristische Unterschied wieder hervorstechend wird; wenigstens habe ich noch keine bedeutende Heerde durch die Hand gehen lassen, wo ich sie nicht fand und die Besitzer aufmerksam darauf machte. Brauchbar ist jene Mittelgattung allerdings, aber sie wird immer niedriger zu stehen kommen, je mehr gleichartige Wolle in den Handel kommt. Der Tadel der Stapelung wird diese Mittelgattung besonders treffen. Die Stapel werden spießförmige Spitzen haben, oder nicht schließen und sich buschig auseinander breiten, oder oben geschuppt erscheinen oder von einem Stapel zum andern überlaufende Haare, sogenannte Binder, haben, oder, wenn sie recht fein sind, zwirnen und an den Spitzen sogenannte Pfropsenzieher bilden. Alles dies sind die Folgen und Kennzeichen einer Ungleichheit in der Struktur und dem

Durchmesser der Haare. Irreguläre Stapel geben irreguläre Gewebe, und darum achtet der Wollkennner so sehr auf jene.

Man hat gefragt: was Stapel sey? Das Wort ist ursprünglich kein wissenschaftlicher oder Kunstausdruck, sondern es ist aus dem gemeinen Leben und besonders wohl aus der kaufmännischen Sprache hergenommen. Man versteht im Allgemeinen unter Stapel ein Agregat, etwas Collectives, welches als solches und nicht in seinen einzelnen Theilen betrachtet wird, es heißt ein Zusammengebrachtes, Angehäuftes: daher aufstapeln, Stapel-Platz, Waaren-Stapel, Vieh-Stapel u. s. w., und nennt ihn gut oder schlecht, groß oder klein, indem man nicht die einzelnen Stücke, woraus er besteht, sondern die ganze Masse in ihrer Gleichartigkeit oder zweckmäßigen Verbindung beurtheilt. So auch, wenn man vom Wollstapel spricht, setzt man die Feinheit, die Geschmeidigkeit, die Windungen der einzelnen Haare bei Seite und berücksichtigt nur die Eigenschaften und die Erscheinungen, welche das Wollhaar in seiner Verbindung in einzelnen Büscheln und in dem Zusammenstehen dieser im ganzen Bließe äußert. Diese Büschel oder Flocken, welche sich am deutlichsten zeigen, wenn das geschorne Bließ, mit der äußern Seite oben, ausgebreitet ist und die dann fegelförmig dastehen, nennt der Sortirer

Stapel; ihre Gestalt und ihr Verhältniß unter einander ist ihm ein Kennzeichen der guten und schlechten Eigenschaften der Wolle, nach selbigen sieht und greift er, wenn er ein Bließ manchmal in viele Stücke zerreißen und in verschiedene Sortimente bringen will. Diese Verbindung der Haare mit einander entsteht nicht erst beim Wachstume der Wolle, sondern sie zeigt sich schon beim neugebornen Lamme, und man kann dann schon mehrentheils erkennen, wie sie in der Folge werden und die Wollart, welche das erwachsene Thier tragen wird, vorhersagen.

Die Engländer nennen übrigens den Wollsortirer Stapler. Es kann seyn, daß diese Benennung vom Woll-Stapel, aber auch, daß letztere vom Stapler hergekommen sey. Der Ausdruck ist zwar schon lange gebräuchlich und allen, die mit Wolle Geschäfte treiben, bekannt; aber das Woll-Sortirungs-Geschäft ist doch früher von den Engländern, die alle Gewerbe möglichst theilen, als von den Deutschen betrieben, obwohl jetzt junge Engländer nach Leipzig kommen, um es in den großen Wollhandlungen zu erlernen.

Bei der Bearbeitung der Wolle bleiben zwar diese Stapel, diese natürlichen Verbindungen der Wollhaare, nicht, sondern werden zerrissen; aber dennoch sind sie dem Fabrikanten sehr wichtig, theils weil er daraus die übrigen Qualitäten der Wolle

erkennt, theils weil die Art ihrer Bildung die gehörige Bearbeitung sehr erleichtert oder erschwert. Sind viel Binder — d. h. aus einem Stapel in den andern oberwärts überlaufende und hervorstehende, mehrentheils stärkere, starrere, irregulair gekräuselte Haare — vorhanden, so wird er kein tadelloses Fabrikat daraus herstellen können. Sogenannte Stachelhaare sind leicht herauszubringen, aber jene nicht.

Die Vererbung hinsichtlich der Qualitäten der Wolle und des Körperbaues zeigt sich nicht immer in der ersten Generation; aber wenn eine Mutter mit einem Boocke und die daraus erfolgende Zibbe wieder mit demselben Boocke gepaart wird, so fehlt es nicht, daß das daraus erfolgende Lamm entweder dem Vater oder der Großmutter ganz ähnlich ist, oder aber ein verschmolzenes Bild beider. Ich habe jetzt von einem alten Boocke (der 1813 geboren noch jetzt bei mir springt) die vierte Generation, weil auf seine Begattung und seine Lämmer, auch ehe ich die Paarung aus der Hand betrieb, besonders geachtet wurde. Die Urmutter, die auch noch lebt, hatte ein längeres schlankeres Gebäude, war ihm aber im Blicke sehr gleich. Man kann beide Ureltern in den jungen Thieren nicht verkennen. Ich finde bei ihnen durchaus keine Schwächlichkeit, sie sind vielmehr besonders kräftige Thiere. Dies hat mich augenscheinlich überzeugt, wie sicher man

einen Stamm darstellen und festhalten kann und wie richtig Bakewells Grundsätze sind. Einen sehr erfahrenen und einsichtsvollen Wollhändler frappirte es, wie ich ihm sagte, er möge mir nur irgend ein Bließ zeigen, wie er es zu haben wünsche, und ich wolle ihm in 3ter oder 4ter Generation einen Stamm darstellen, der nur solche Bließe lieferte; aber ich bin gewiß, daß wir es bewirken können. Nur auf homogene Verbindungen müssen wir halten; ohne das bekommen wir nie etwas Constantes, in seiner Art Tadelloses und Zweckmäßiges, und die lang- und kurzwollige Race sind nicht homogen. Jetzt hat man nun zum Theil ganz fremdes und heterogenes Blut in diese sächsische oder Escorial-Race gebracht. Ein vorzüglicher Schaafzüchter, bei dem ich die kurzwollige Race am reinsten antraf, gestand mir, er sey im Begriff gewesen, fremde Böcke kommen zu lassen und verdanke es nur seinem Schäfer, der sich mit Kopf und Fuß dagegen gesetzt habe.

Nachdem sich viele im nördlichen Deutschland durch die Energie, womit im Oesterreichischen die Schaafzucht betrieben und durch die hohen Preise welche daselbst für ausgezeichnete Böcke bezahlt wurden, haben verleiten lassen, sich diese daher zu verschaffen, wenden sich nun die Oestreicher an uns und in diesem Jahre ist der größte Theil der Märzen aus den vorzüglichsten Schäfereien ins Oester-

reichische gegangen, und noch stärker sind die Bestellungen aufs künftige und folgende Jahre. Die Lichnowskyschen an der Oestreich- und Preussisch-Schlesischen Grenze belegenen Schäfereien, die sich aus Sachsen angestammt und den sächsischen kurz-
wolligen Charakter, vielleicht mit einer geringen Zumischung von fremdem aber homogenem Blute cultivirt haben, machten sie zuerst aufmerksam und sie überzeugten sich dann bald, daß sie die hoch-
feine Tuchwolle nirgends sicherer als bei uns finden könnten. Manche beharren aber auch auf die Negretti-, Guadeloupe- und Infantado-Race, und ich glaube, sie thun recht daran; denn diese hat auch ihre Vorzüge und es wird auch diese derbere Gattung von Tuchwolle immer gesucht werden. Ich bleibe dabei: das Schwanken von einer Art zur andern ist das Schädlichste, was man thun kann; es schlägt wenigstens neun und neunzig Mal fehl, wenn es ein Mal gelingt.

Wer sich in den Besitz einer ausgezeichneten Heerde setzen will, darf freilich das Anlage-Capital nicht scheuen; aber wenn er es damit allein zwingen und das Ziel auf einmal erreichen will, so trügt er sich. Denn er mag bezahlen was er will, das Beste von Mutterschaafen bekommt er nie; wer es versteht, behält dies bis es stirbt. Noch kann sich keine Schäferei rühmen, gar nichts Zurückschlagendes zu haben, es giebt immer etwas

relativ Besseres und Schlechteres, und letzteres schießt man aus. Doch giebt es solche, deren Schlechtestes schon sehr gut im Verhältniß zum Allgemeinen ist. Hier wird man unter den Märzzen ausgezeichnete Thiere finden; diese muß man erkennen und cultiviren, d. h. mit dem besten aber homogenen Bocke, den man erhalten kann — und dies ist nicht mehr schwierig — paaren und es mit den Nachkommen fortsetzen, jede Ausartung aber aus diesem Stamme austreiben. So wird man das Ziel, freilich nicht schnell, aber sicher und ohne außerordentlichen Aufwand erreichen.

Wer den höheren Grad der Veredlung durch Böcke allein erreichen will, wird sehr langsam aber doch endlich dahin kommen und mit jeder Generation etwas vorwärts schreiten. Aber er wird immer viel auf die Urmutter zurückschlagendes erhalten. Dies muß er jung ausmärgen und das Vorzügliche bis zum natürlichen Tode behalten. Sehr alte Mütter bringen noch sehr gute und kräftige Lämmer, denen man allenfalls eine Amme giebt. Die Böcke muß man in den constantesten Schäfereien suchen, die nichts aus der Art schlagendes mehr bringen, oder doch den Zucht-Stamm oder Stämme durch Paarung aus der Hand gesondert erhalten. Ist dies der Fall, so kommt es bei einer Schäferei, die noch nicht auf der höchsten Stufe steht, gerade nicht darauf an, einen der

wenigen Böcke zu erhalten, die sich ganz besonders auszeichnen und die der Besitzer der Zuchtschäferei für sich behalten oder nur zu sehr hohen Preisen verkaufen will. Ein solcher Bock, den man mit Recht nur für die alleredelsten Mütter sucht und dann nie zu theuer bezahlt, wird einer Schäferei, die noch nicht auf der höchsten Stufe steht, nicht mehr forthelfen, als ein anderer guter, tadelloser Bock desselben Stammes. Wer sein Geld nicht daran wagen will, muß überhaupt einen solchen theuren Bock nicht als Jährling — wie jetzt gewöhnlich geschieht — kaufen; denn im zweiten Jahre findet in Ansehung der höheren und feineren Gradationen nicht selten eine Veränderung, manchmal zum Besseren, manchmal zum Schlechteren statt. Wenn sich aber im zweiten Jahre die höhere Qualität erhält, so kann man sicher seyn, daß sie sich im dritten noch mehr bewähren werde. Ich lasse daher meine Jährlings-Böcke, die ich zur Zucht auswähle, wenn sie gleich stark genug sind, nur wenig zur Probe springen, um zu beachten, welche Lämmer von ihnen fallen, und setze wenigstens die doppelte Zahl zurück. Durch dieses Verfahren habe ich meine Schäferei, ohne eine der Stamm-Mütter höher als mit 6 bis 10 Rthlr. bezahlt zu haben, zu einer solchen Höhe und Ausgeglichenheit gebracht, daß sie darin, nach dem Urtheil kompetenter Richter, keiner einzigen in der

Gatz

Gattung der kurzwolligen Escurials nachstehet und daß kein Lamm in diesem Jahre gefallen ist, welches nicht die Merkmale überwiegender Electas Wolle hat. Einen kleinen Stamm der langwolligen hochfeinen und einen noch kleineren von gemischtem Nearertrablut, halte ich, fernerer Versuche wegen, abgesondert.

Ich verachte Geheimnißkrämerei, Charlatanerie und verfare als Züchter und als Schriftsteller mit der größten Offenheit und zwar unter den unverwandten Augen vieler kenntnißreicher Zeugen, welche die hiesige akademische Lehranstalt des Landbaues mir herbeiführt. Machten es Mehrere so, dann würde das Vortheilhafte und Nachtheilige mancher Proceuren zum allgemeinen Besten bald ans Licht kommen; aber ich bemerke leider! daß manche den G undsatz haben, bei diesem Zweige des landwirthschaftlichen Gewerbes versteckt zu verfahren und Blendwerke zu machen, aus Besorgniß daß mehrere Offenheit ihnen bei ihrem Viehverkauf Nachtheil bringen werde. Sie trügen sich aber selbst, denn das Publikum wird bald durchsehen, wenn es auch eine Zeitlang durch solche Kunstgriffe geblendet war.

Thaer.

IX.

Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthume Münster auf Sandboden*).

Von

Herrn Regierungs-Rathe Schöwerz.

§. I.

Lage und Boden.

Sand und Moor sind in dem größten Theile des Fürstenthums Münster vorherrschend. Hierzu gehören die Umgebungen der Stadt Münster selbst. Von ihr erstreckt sich der Sand in östlicher Richtung über Warendorf nach dem Fuße des Deutschburger Waldgebirges und dem Paderbornschen, in nördlicher Richtung zu beiden Seiten der Ems über

*) Die Abhandlung des Hrn. Verfassers über den Zustand des Ackerbaues in dem Fürstenthume Münster auf Thon- und Kieiboden, befindet sich in diesen Annalen Band III. Stück 1. pag. 34 — 119.

Rheine nach den Grenzen der Grafschaft Pingen; von Rheine aus bekommt der Sandstrich eine westliche Richtung nach der holländischen Grenze, und dann wieder eine südliche über Borken und Bochold nach der Lippe, und jenseits der Lippe durch die Beste Recklinghausen. Nach dem Laufe der Flüsse und Bäche zu urtheilen, hat das ganze Land eine, wiewohl nur schwache, Neigung nach Nord, Nordwest und West, und es fehlt ihr nicht an Wasser.

Der Moor, oder moorrartige Boden behauptet die Tiefen und allzuflachen Ebenen; der Sand die mehr erhabene Plätze, das eigentliche Ackerland, die sogenannten Eschen. Außerdem laufen Thon, Lehm, feinnige Striche, auch wohl Wehesand, und sehr schlechter, weißer und elender Sand mitunter. Im Ganzen aber bleibt der Sandboden des Münsterlandes noch immer ein guter Boden, besonders wenn wir ihn mit dem der brabantischen Campine vergleichen. Da wo der Boden schlecht ist, liegt die Schuld größtentheils an dem Untergrunde, dessen Beschaffenheit auf den Sand noch stärker als auf den Thon zurückwirkt, und oft ein unheilbares Uebel ist.

Dieser Untergrund besteht manchmal aus einem gelben durchaus magern Lehm; bald aus schwarzem bald aus rothem Tor (Ocker, Eisenstein). Der schwarze Tor ist indeß so schädlich nicht als

der rothe. An manchen Orten liegt der Dor tiefer, an manchen flacher, und hieroon hängt die Gefahr des Auffrierens und des Verdorrens des Getreides mehr oder weniger ab. Sind die Lehmbänke nicht zu dick, so läßt sich der Boden durch Umsegen verbessern; da Gegentheils der rothe Dor, wenn er in die Höhe gebracht wird, den Boden auf mehrere Jahre unfruchtbar macht. Er enthält keine Eisenaugen, daher er auch in den Schmelzen nicht dienen kann; statt daß der schwarze, der eigentliche Rasenstein, ein schönes flüssiges Eisen giebt. Da er zu diesem Ende stark ausgesucht worden, so findet man ihn kaum noch, desto häufiger aber den rothen, und der liegt oft so hoch zu Tage, daß der Pflug ihn berührt und da muß in trocknen Jahren nothwendig alles darauf verdorren.

An mehreren Orten besteht der Untergrund aus Mergel oder Kalksteinen; allein auch diese wiewohl heilbringende Stoffe sind nicht selten die Ursache des Auffrierens und Austrocknens der Oberfläche, dann nämlich, wenn sie nicht tief genug unter derselben liegen. Auf diesem letztern Boden wäre es, wo die Esparsette Heil und Segen verbreiten würde. An einigen Stellen liegt der Mergel so hoch, daß sie nicht gepflügt werden können. Man hat hier zweierlei Arten von Mergel, die eine ist ein Sand- und Kalkmergel, die andere ein Lehm-

mergel, der sich glatt und fett anfühlt. Von letzterem wird das Fuder an der Grube zu 5 Gr. bezahlt. Von seinem Gebrauche wird bei den Düngemitteln Rede seyn. Die Kalklager sind an einigen Orten so reichhaltig, daß ein hiesiger Gutsbesitzer vor einigen Jahren den Kalk, der unter der Ausdehnung von 150 Ruthen saß, zu 560 holländischen Gulden verkaufte.

Besonders sind im Frühjahr die moorigen Gegenden dem Auffrieren unterworfen; weswegen dort der Roggen mit der Walze wieder festgedrückt werden muß.

Der Sandboden hat wenigstens das Gute, daß er bei jeder Witterung bearbeitet werden kann; der moorige aber wird bei großer Hitze zu einem feinen Staube, und kann bei der Kälte kaum betreten werden.

Ein Gedanke über die Art, wie man den strengen Lehm zur Verbesserung des Sandbodens, mit dem er sich sonst so äußerst schwer vermischen läßt, verwenden könnte. Die Erfahrung beweist für den Nutzen des Gebrauchs alter Lehmwände. Ich würde den rohen Lehm in Backsteine formen, dieselben ein Paar Jahre über an der Luft trocknen, sie dann aufs Feld bringen und zu Staub schlagen lassen. Man wird die Kosten der Arbeit dagegen anführen, allein das Sodestechen, das Weisfahren, das mit Mist Aufschichten, kostet auch Arbeit, frei-

lich so viel nicht; dagegen verderbe ich schon, um mir Eoden zu verschaffen, die Oberfläche eines eben so großen Stückes, als das, was ich damit dünge; dann bringe ich mit diesen Eoden doch wohl nur Sand auf den Acker, also Sand auf Sand, statt bei dem vorgeschlagenen Versuche Thon auf Sand kommt, welches eine Verbesserung zu ewigen Zeiten bewirkt. Zumal würde sich der Thon dazu eignen, der mit Säuren etwas aufbrauset. Uebrigens fehlt es in den Münsterischen Sandgegenden beinahe nirgends an Thon.

§. 2.

Zustand der Cultur.

Namen einiger guten Landwirthes.

Es giebt hier Vieles von dem, was ich über denselben Gegenstand für den Areiboden des Münsterlandes angeführt habe. Mehr Fleiß als Intelligenz, und mehr Intelligenz als Kraft! Wo die größte Kraft nöthig wäre, da findet man die geringste, und der Fleiß muß allein alles erzwingen. aber leicht wird dieser Fleiß, der von allem andern verlassen ist, muthlos. Er unternimmt keine Verbesserung, weil es ihm an Intelligenz fehlt, und ihm ist wenig an die Erweiterung dieser letztern gelegen, weil es ihm an Kraft zur Ausführung gebricht. Die erste Sache, die hier geschehen müßte, wäre wohl der Kraft zu Hülfe zu kom-

men, wodurch die Intelligenz erwachen und die Verbesserung sich von selbst ergeben würde. Was würde es zum Beispiel einem Sandwirthes nützen, das Unrichtige seiner Feldeintheilung, die sich in dem ewigen, nie unterbrochenen 1) Roggen, 2) Roggen, 3) Buchweizen herumdreht, einzusehen; oder die Nothwendigkeit der Erzielung von Futterkräutern und der Einführung der Stallfütterung zu fühlen? Was, sage ich, würden ihm diese Einsichten helfen, wenn sein Gutsherr bei der Pacht der dritten Garbe auf dieser alljährigen Natural-Einnahme besteht? Aber auch da, wo eine solche drückende Abgabe nicht Statt hat, steht doch der Pachtzins des Sandlandes gegen den des Kleibodens zu hoch. Dieses kommt wahrscheinlich daher, weil der Sand leichter zu beschaffen ist, also einen geringern Kostenaufwand erfordert, als der Klei. Daher kommt es aber auch, daß sich nur derjenige zu einer Wirthschaft auf dem Sande entschließt, der mehr auf seine und der Seinigen Handarbeit und auf Nebenverdienst, als auf den Pflug zählt; mit einem Worte der Unvermögendere. Er ist nur froh, daß er unterkommt und sich von einem Jahre zum andern kümmerlich durchschlägt. Um ihm dieses zu erleichtern und doch den höchsten Pachtpreis von seinem Boden zu ziehen, parzellirt der Eigenthümer diesen so viel wie möglich und als er Wohnungen darauf zu errichten im Stande ist. —

Wenn man aber in Westphalen auf dem Sande häufig Ausnahmen von jener Regel findet, so haben sie nur auf Erb-Colonaten Statt, und ich bleibe überzeugt, daß auf dem Sande mehr als irgend das Colonatwesen passend ist und seine Integrität geschützt werden müsse, wenn nicht endlich alle Sandbewohner eben so erbärmlich wie ihre Heideschnucken umherlaufen sollen. — Dazu kommt denn die wenige Schonung bei der Heranziehung derselben zu den öffentlichen Lasten, deren Vertheilung unter dem französischen Steuersysteme so unglücklich wie möglich für sie ausgefallen ist.

Ich muß endlich gestehen, daß ich dennoch einen tüchtigen Zeitpächter auf dem Sande gefunden habe; dieser aber hat seinen Hof auf eine Pachtfrist von 25 bis 30 Jahren, und zu einer bestimmten Abgabe in Geld oder Getreide. Dieser wichtige Mann, wiewohl nur ein gemeiner Bauer, der kaum Schreiben kann, verdient hier wohl einer Erwähnung. Sein Name ist Johann Wilhelm Voß (im gemeinen Leben Bußmann genannt) in Thüshausen, Bauerschaft Sporck, Kirchspiel Bochold.

Als ich ihn vor etwa 8 Jahren das erstemal besuchte, fand ich zwei Kühe, die er den Sommer über auf dem Stalle fütterte, eine Sache, die in seiner Gegend bei den gewöhnlichen Bauern noch ganz unerhört war. „Das habe ich von den Brabantern gelernt, sagte er mir: geht's gut, so ste

hen ihrer im nächsten Jahre noch zwei neben dran.“ Daß im Jahre 1816, wo ich wieder in Westphalen kam, mein erster Gang zu Bauer Bofß war, läßt sich denken. „Nun Bußmann, wie gehts den Kühen bei der Stallfütterung?“ — „Sie stehen nun alle auf dem Stalle, war die Antwort, und werden da stehen, so lange der Bauer Bofß Bußmann heißen wird.“ Nur den Kindern erlaubt er auszugehen. Ich werde von seiner Stallfütterung etwas bei den Kühen sagen; hier nur soviel, daß der Boden, den dieser Bauer baut, einer von den undankbarsten der Gegend ist. Der rothe Dor reicht darin oft bis auf ein Paar Zoll unter die Oberfläche; er muß also zum Theile mit heraufgepflügt werden, um eine Krume für den Pflug zu erhalten; Bußmann zwingt ihn aber durch fleißiges Düngen und passende Behandlung. Die Einführung der Stallfütterung war also daselbst kein Kinderspiel. Dabei hat das Gut einen, so viel ich weiß, gänzlichen Abgang an Heuwiesen, und seine Weiden bestehen in einigen Grasplätzen zwischen lichtein Gehölze. Bußmann verbesserte diese letztern, räumte so viel Holz davon weg, als ihm zugestanden wurde und entschädigte dafür das Gut durch die Urbarmachung bisher ganz unnützer Plätze. Sein Meisterwerk bleibt wohl die Anlage einer Wiese von ein Paar Morgen auf einem bis dahin wüsten Grunde. Für einen Mann, der am Ende

nichts als ein Zeitpächter ist, bleibt dieses Unternehmen wirklich groß. Er planirte, dünete, fuhr Erde und Schlamm aus Teichen und Gräben zu, und brachte das Wasser aus einer bedeutenden Entfernung dahin. Die Wiese kostete ihm ein Paar Hundert Thaler, „und doch, sagte mir Buisman, will das Gras nicht wachsen und alle Mühe und Kosten sind hier verloren. Das Gras bleibt niedrig und dünne, ohne daß ich die Ursache davon anzugeben weiß.“ Er will die Wiese nun auf einige Jahre unter den Pflug nehmen; denn kein mißlungener Versuch schlägt seinen Muth nieder. Er war vor einiger Zeit auf der holländischen Grenze, sahe einen Hund buttern und sogleich mußte der feinige das Handwerk treiben. Die Einrichtung des Radwerks an seiner Buttermaschine ist eben so einfach, als wenig kostspielig und zweckmäßig. — Die Anlage und Erhaltung der Zäune, Gräben, Umwallungen, Fahrwege, mit einem Worte alles zeichnet sich bei ihm zum Lobe aus, und Buisman gilt in der ganzen Gegend für das Muster eines tüchtigen Bauers; ein Zeugniß, das auch ich ihm hier mit eben so viel Wahrheit als innerem Vergnügen gebe.

Noch zeichnen sich in diesen Sandgegenden aus: Sarrazin und Rubroock, Bürger in Vochoold, ersterer ein denkender, beleserter und erfahrener Oekonom, letzterer ein vortrefflicher Praktiker, der

durch sein Beispiel viel zur Verbreitung des Kleebaues in seiner Gegend beigetragen hat. Geucking, ein sehr intelligenter Bauer und Eigenthümer bei Südlohn, v. Heiden, Gutsbesitzer zu Heiden, von dem sich sehr viel Gutes für den Ackerbau seiner Gegend erwarten läßt. Endlich der Bürgermeister Bispinck zu Messum bei Rheine, dessen Colonat und Holzanlagen man nicht ohne Vergnügen sehen kann.

§. 3.

Ackerwerkzeuge, Gespann und Gespannarbeit.

Man findet in den westlichen Sandgegenden des Münsterlandes verschiedenartige Pflüge. Des Federpfluges habe ich bei dem Kleiboden schon erwähnt. Er ist in dieser Sandgegend, den nordwestlichen Theil derselben ausgenommen, der gemein üblichste, ob er gleich daselbst, meiner Meinung nach, weniger als auf Kleiboden paßt, indem sich auf diesem der feste zusammenhängende Streifen, wenn er gleich durch das äußerst kleine Schaar nicht gehörig abgelöst worden, dennoch, gedrängt durch das Streichbrett, gewaltsam von dem Untergrunde losreißt und umwälzt, daher keinen besonders starken Balken zurückläßt. Auf Sandboden hingegen löst sich in der Tiefe nicht mehr los, als das Schaar eben abschneidet, das Uebrige soll nun

das Streichbrett wegschieben. Es thut es aber nur in einer schrägen Richtung, daher jeder Pflugschnitt einen Balken in der Erde hinterläßt. Endlich scheint man dafür zu sorgen, daß der Pflug ja nicht tief eindringe, und giebt ihm ein Streichbrett, das so kurz und niedrig als möglich ist. Das Kolter ist wohl dabei überflüssig, und wird daher auch meistens weggelassen.

Weit zweckmäßiger für den Sand sind die Schülppflüge, deren ich ebenfalls schon erwähnt habe. Ihr Schaar gleicht auffallend dem brabantischen, nur bildet es einen etwas stumpferen Keil, und hat eine mehr stehende, das brabantische eine mehr liegende Richtung. Das Streichbrett aber weicht durchaus von dem brabantischen ab, und hat die Concavität nicht, welche bei dem letztern so vollkommen in die des Schaars einpaßt, daß beide Theile nur ein Stück zu seyn scheinen, oder anders: daß das Schaar den Anfang des Streichbretts und das Streichbrett die Fortsetzung des Schaars bildet, welches ich für einen der wesentlichsten Vortheile an einem Pfluge ansehe, und den ich noch bei keinem andern Pfluge gefunden habe. Auch bleibe ich überzeugt, daß der brabantische Pflug auf Sandboden und lehmigen Sand, bei Leuten die den Acker auf eine gebührende Art behandeln und nicht bloß aufkragen wollen, alle Pflüge ohne Ausnahme übertreffe. Durch einige Aehnlichkeit

In der Construction mit diesem verdient denn der Schülppflug auf Sandboden auch bei weitem den Vorzug vor dem gewöhnlichen Münsterländschen.

In der Beste Recklinghausen hat man zum Theile den Pflug mit beweglichem Streichbrette (hier Hundspflug), den man mit mehr oder weniger Abweichungen höher hinauf an dem Rheine findet, und von welchem ich in der Folge Gelegenheit haben werde zu sprechen.

Die Walze, deren man sich bedient, ist viel zu leicht, als daß sie die Bändigung des Bodens durch das Zerdrücken fester Erdschollen zuwege bringen könne. Sie dient bloß um die Oberkrume bei dem Sommergetreide, dem Weizen, dem Klee und Spörgel etwas anzudrücken, damit dieselbe nicht zu stark austrockne. Beim Weizen zumal hält man das Festlegen für unbedingt nothwendig, daher man auf kleineren Stücken den Boden nach der Einsaat wohl mit Holzschuhen anzutreten sucht. Auch auf kalte gründigen moorigen Feldern, die leicht auffrieren, sucht man das Getreide wieder anzudrücken. Gegen den Schneckenfraß bedient man sich der Walze. Da sie das Land ebener macht, so hindert solches die Schnecken, sich nicht unter die Klötze zu verkriechen, und macht daß sie von den Menschen aufgesammelt werden können.

Man bedient sich beinahe nur der Pferde bei der Arbeit. Der Gebrauch der Ochsen ist weit selt-

tenner und noch seltener der der Ruhe. Bei der großen Menge von Heuerlingen und kleinen Rößtern ist dieses letzte wirklich auffallend, da doch in dem Mindenschen, wo der Boden schwerer ist, dieser nützliche Gebrauch zunimmt. Die Ursache davon mag seyn, daß die Gemeinweiden in dem Fürstenthume Minden getheilt und in dem Fürstenthume Münster noch ungetheilt sind. Eine Weides Kuh, zumal eine die auf die Allmände getrieben wird, ist keiner Arbeit fähig. Hierzu gehört nothwendig Stallfütterung. Die Theilung der Marken wird also auch von dieser Seite Nutzen schaffen.

Der Gebrauch der Ochsen hat seit den unseligen Kriegszeiten in dem letzten Jahrzehent zugenommen. Indessen kann man ihn doch nur als eine Ausnahme von der Regel ansehen. Sie ziehen an einigen Orten mit dem Nacken, an andern mit dem Kopfe und diese letztere Art, wenn von Zusammenjochung die Rede ist, ist in einer ebenen Gegend und noch dazu auf Sandboden, gewiß fehlerhaft. Ein Paar mit dem Kopfe zusammengejochte Ochsen haben bei weitem den schnellen Schritt nicht, den solche haben, die nicht zusammengejocht sind. Nur in gebirgigen Gegenden ist das mit den Köpfen Zusammenspannen nothwendig. Da so vieles auf Erziehung ankommt, oder doch gewiß, da unsere üble Angewohnheiten alle von ihr herrühren, so ist es denn auch der Fall bei dem langsamen,

men Schlendern der Ochsen. Um demselben vorzukommen, ist es gut sie mit Pferden zum Ziehen zu gewöhnen. Sie lernen dann eben so schnell bei der Arbeit vorschreiten, als diese.

Man spannt in der Regel 2 Pferde vor den Pflug, auch nur eins, wenn man nicht mehr hat. Will man aber einmal recht tief pflügen, so spannt man ihrer drei vor. Wo mit Ochsen gepflügt wird, nimmt man häufig nur einen dazu. Die Eggen werden mit 1 auch 2 Pferden bespannt, je nach dem die Eggen groß und schwer sind.

Die Tiefe des Pflügens richtet sich nach der Qualität des Untergrundes. Da wo die Fruchtfolge 1) gedüngter Roggen, 2) magerer Roggen, 3) Buchweizen ist, wird zu dem ersten Roggen vier bis fünf Zoll tief gefahren, zu dem zweiten Roggen 6 bis 7 Zoll und zu dem Buchweizen noch um einen Zoll tiefer. Der Dung kommt also im ersten Jahre zu einer anständigen Tiefe, so daß ihn die Wurzeln des Getreides ohne Mühe erreichen, und doch nicht durch ihn verdorren. Im zweiten Jahre, wo kein Nachtheil vom Dung mehr zu fürchten ist, werden die Reste desselben durch das Untergreifen des Pfluges wieder nach der Höhe gefördert, um dem zweiten Roggen zu frommen. Man kann dieses Verfahren keiner Inconsequenz beschuldigen. Wie aber der Buchweizen fertig wird, weiß ich nicht.

Noch hält man in der Gegend von Siedlohn dafür, daß zu Möhren und Klee nicht zu tief gepflügt werden kann. Gewöhnlich dringt man 8 bis 10 Zoll dazu in die Erde. Auch zu Fein und Erbsen wird tiefer als zum Roggen gepflügt. Weizendreische werde von guten Birthen 9 Zoll tief für Fein umgerissen. Wird aber eine solche Weide zu Roggen bestimmt, und mit ihren eigenen Flaggen gedüngt, so pflügt man nur 3 Zoll tief.

Bei dem Flachspflügen fertigt man täglich 5 bis 600 Quadrat Ruthen, bei dem Tiefspflügen 3 bis 400 ab. Mit der Egge beschafft man schon 6 bis 800 Ruthen.

Die meisten Pferde gehen im Sommer zwischen Saat und Ernte auf die Weide. Der Klee wird vorzugsweise für sie gespart, und je nachdem man ihn hat, mit mehr oder weniger Stroh kurz geschnitten. Jene Weide ist freilich oft nur ein Gemeingrund, auf dem man die Pferde im Sommer auch über Nacht läßt. In den übrigen Jahreszeiten schneidet man den Hafer, oder wenn dieser zu Ende ist, den Roggen im Stroh, seltner Gerste, und giebt etwas Heu daneben, welches oft sehr schlecht ist. Im Herbst giebt man den Pferden auch wohl etwas Möhren, wenn man Ueberfluß daran hat. Brannweinbrenner reichen ihnen auch von der Wäsche (hier Fuseltrank). Bei Birthen und Fuhrleuten erhalten die Pferde eine gleiche Ration

tion an Rörnern; der Bauer richtet ihre Mahlzeit nach ihrer Arbeit ein. Bedenkt er ein Pferd zu verkaufen, so weiß er es mit einem Breie von Buchweizen dick und spiegelglatt herauszufüttern.

Zu dem hiesigen Ackerbaue werden zur Nothdurft Pferde herangezogen. In den Gegenden aber, wo keine Weiden vorhanden sind, kostet das Heranziehen eines Fohlens zu viel. Die Pferdezucht ist durch die langwierigen Kriege schrecklich zurückgekommen. Die sonst hier vorhandenen schönen Pferde sind in ein elendes Häufchen zusammengeschnitten. Selbst größere Landwirths sind noch außer Besitz irgend eines Pferdes. Die guten Hengste sind also seltner als je, müssen mehr als je an die Arbeit und an das Begattungsgeschäft. An das Schonen der Fohlen ist in ihrem zweiten Jahre nicht zu denken. Daher die fortschreitende Verkrüppelung. Dazu denn noch endlich unsere schönen Rossärzte, die alle ausgemachte und mehr oder weniger unglückliche Empiriker sind.

§. 4.

N u s s v i e h.

Hornvieh.

So schlecht auch immer die Weiden hiesiger Sandgegend durchgehends sind, so treibt man doch nichts als Weidewirthschaft, wozu freilich die Beschränktheit, den Klee an manchen Orten zu er-

zielen, vieles beiträgt; indessen ist diese Entschuldigung allein nicht zureichend, denn auf ähnlichem und noch schlechterem Boden treibt der brabantische Campiner Stallfütterung. Allein wo durch kontraktmäßige Uebereinkunft dem Pächter der Anbau der Futterkräuter auf dem Felde versagt ist, weil der unüberlegte Gutsherr zum besten der folgenden Ernten, seine dritte Garbe nicht in einem einzigen Jahre missen will, da ist und bleibt Stallfütterung freilich unmöglich.

Die Art der Weidewirthschaft ist sehr verschieden. Einige lassen ihr Vieh den Sommer über Tag und Nacht auf der Weide, andere bringen es am Abend zu Hause, andere auch am Mittage, noch andere, die mit Klee versehen sind, treiben ihre Kühe nur ein Paar Stunden Morgens und eben so viel Nachmittags heraus. Völlige Stallfütterung ist kaum dem Namen nach bekannt, als allenfalls hier und dort bei einem einzelnen in einem Städtchen.

Der Bauer Vos, von dem im §. 2. gesprochen worden, macht eine Ausnahme. Seine sieben milchenden Kühe stehen nun ununterbrochen auf dem Stalle, und da er aus Liebhaberei die Resultate aller seiner Versuche aufschreibt, von allen überspannten Ideen und Windmachereien frei ist und in allem seinem Streben nur auf den reellen Nutzen losgeht: so können wir seiner Erfahrung glauben,

nach welcher er versichert, daß auf dem Stalle gut gefütterte und gehörig behandelte Kühe bei ihm mehr Milch als auf guter Weide geben. Er berechnet nach einer genauen Aufzeichnung von einigen Jahren, daß er mit dem Ertrage seines Viehstandes nunmehr seinen ganzen Pachtzins abzahlen kann und doch dabei für die Erzielung und Beschaffung des Futters gedeckt ist. „Seit ich diese Erfahrung gemacht habe, sagte er mir, lasse ich mein Weib mit ihren Kühen hausen, und sie hat nur zu befehlen, was und wie viel ich für sie einsäen soll.“

Ich gestehe aber auch, daß hier alles mit einer Pünktlichkeit vor sich geht, die man nur von einer Hausfrau erwarten kann. Da der Klee nicht im Ueberflusse wächst, so wird er den Kühen auch eben so wirthschaftlich zugemessen und in sehr kleinen Portionen gereicht. Da die Kühe mit den Köpfen nach der Scheuerdiele stehen, und diese Diele zugleich der Hauptaus- und Eingang ist, so hat man im Vorbeigehen immer Gelegenheit, dem Viehe ein Paar Hände voll Futter vorzusetzen, das in der Mitte der Tenne aufgefahren wird. Bleiben dann noch einige Stiele vor dem Viehe liegen, so werden sie weggenommen und nicht die neue Gabe über die verschmähete hergestreut, damit das Vieh immer mit Lust fresse. Das Weggenommene wird an die Luft gebracht und gedorrt. So kleine

lich dieses scheint, so versicherte Buzmann, er habe in einem Sommer 5 Centner Kleeheu davon erhalten, welches sonst doch nur in den Mist gekommen wäre. Sobald die Blumenköpfe am Klee sich öffnen, hält er diesen nicht mehr für so zuträglich bei der Fütterung. Unter allem Futter zieht er den Spörgel vor. Auch hatte dieser kleine Landwirth im Herbst 1815 neun Malter Sen, das ist 20 Morgen in Spörgel, und da er in demselben Jahre äußerst gut gerathen, so war er beinahe verlegen, ihn aufzufüttern. Seine Kühe fraßen sich bald feiste, und da ein geil aufgewachsener Spörgel nicht ganz ohne Gefahr bei der Fütterung ist, so hatte Buzmann damals einige schlaflose Nächte. Auch der Spörgel wird bei ihm im Stalle gefüttert.

So sehr auch die Stallfütterung für diese Sandgegenden zu wünschen, so nothwendig sie ist, und so dringend nothwendig als sie nach Aufhebung der Gemeinheiten werden wird, so bietet ihre erste Einführung doch außerordentliche Schwierigkeiten, und bei den Pachtpächtern zur 3ten Garbe die Unmöglichkeit dar. So lange als den in ihren landwirthschaftlichen Begriffen eingeschränkten Gutsherren nicht erweislich dargethan wird, daß die in den ersten 12 Jahren erlittene Verminderung ihrer Pacht in der Folge gedeckt seyn wird und sie dann auf einen höhern Genuß zählen dürfen; so lange

sie nicht begreifen, daß ihr Pächter sich in demselben Falle wie sie dabei befindet; daß er ungeachtet seines besser genährten Viehes auf dem Stalle im Anfange bei seiner Wirthschaft eben so viel und noch mehr Schaden hat, als sie selbst, und so lange sie, bewogen von diesen Gründen, in Erwartung einer bessern Zukunft, sich nicht den Ausfall ihrer dritten Garbe für die Klee- und Futterfelder gefallen lassen: so lange, sage ich, ist es unmöglich für einen solchen Zeitpächter, auf Stallfütterung zu denken. Allein auch solchen Pächtern, welche zwar eine bestimmte Pacht in Geld oder Naturalien zu entrichten haben, wäre die Einführung der Stallfütterung nur verderblich, wenn ihre Pachtfrist nicht auf eine geraume Zeit von Jahren festgestellt ist, und der Gutsherr nicht für die ersten sechs Jahre den Pachtzins pro rata der mit Futterkräutern besäeten Feldern ermäßiget.

Sehr, sehr Vieles könnte auch die höchste Regierung hierin thun und im Allgemeinen wohl das Meiste, wenn sie die Grundsteuer für das Klee- oder Futterkräuterfeld (die Wurzelgewächse doch nicht einbegriffen) allen denen erließe, die erweislich Sommerstallfütterung einführten. Dieses sollte indeß nur für die 12 erste Jahre gelten, indem die Sache in der Folge keiner Unterstützung mehr bedarf. Jene Erlassung wäre nicht sowohl

eine Begünstigung, welche der Person, als welche dem Ackerbaue selbst erwiesen würde.

Im Ganzen hat man in den Sandgegenden mehr Sorge für das Vieh als in den Kleigegenden. Im Herbst kommen Spörgel und Stoppelrüben dabei trefflich zu Statten. Ersterer wird auf dem Felde abgetüttert. Er bringt das Vieh bis zum November oder gar zum December. Die Stoppelrüben werden an mehreren Orten mit samt dem Laube geschnitten und in große Rüben oder Behälter, wie Sauerkraut, eingemacht. Man spart dieses Futter so lange, bis man sonst nichts frisches mehr zu geben hat. Im Winter werden die Kühe beinahe allenthalben warm gefüttert und getränkt. Die Suppe besteht zweimal des Tages aus Kartoffeln, Braunkohlstöcken, gedorrten Quecken, Delafuchen, daneben Roggen-, Hafer-, Erbsenstroh und etwas Heu. Gutes Haferstroh hält man für halbes Heu, dagegen behauptet man, daß das Gerstenstroh das Vieh verstopfe. Man setzt auch etwas Schroot oder Kleien zu, wenn die Kühe gute Milcher sind, oder wenn es aufs Kalben angeht. Ist man in der Noth, welches doch wohl nur selten der Fall ist, so wird Heu oder wenigstens Stroh zu Häcksel geschnitten, solches heiß angebrüht und dann mit etwas Schroot überstreut. — Selbst im Sommer erhält das Vieh noch wohl bei

denen Suppe, die ihnen bei färglicher Weide sonst kein Grün zu Hause zu geben haben.

Man hält die warme Suppe mit einem kleinen Zusatz von Hafer-, Gersten-, Bohnenmehl, für ein die Milch kräftig beförderndes Mittel. Ueber die Möhren hat man zu Ottenstein die Meinung, daß sie gut zur Mast sind, aber den Kühen die Milch benehmen. (?) Durchgehends verwendet man Möhren, Kartoffeln und Mehl zur Mast. Spörgel, Klee, frische Quecken und Rüben werden allenthalben für gutes Milchfutter geachtet; doch hält man letztere an einigen Orten noch tauglicher zur Mast. Die Meinungen sind nach den Orten über die Wirkung auf Fett oder Milch getheilt. Ich bin geneigt zu glauben, daß alles saftige Futter, welches auf die Milch einwirkt, in größerer Masse gegeben, auch auf das Fett wirke, und daß, wenn die Milch durch eins oder das andere sich mindert, solches zu Gunsten des Fettansehens geschehe, wobei freilich auch die Disposition des Viehes in Betracht kommt; daß also derjenige, dem es mehr um die Milch zu thun ist, mit dem Futter abzuwechseln hat.

Eine fette Kuh wiegt hier 350 bis 450 Pfund; aber auch wohl nur 300. 500 Pfund ist das Maximum, was sie erreicht. Der Milchertrag ist aus den Angaben der Landwirthe nicht auszumitteln. Die Kühe versiegen 2, 4, 6, 8 Wochen vor dem

Kälben. Die Kälber werden allenthalben getränkt, man läßt sie also nicht an der Mutter saugen.

Die Kinder werden im zweiten oder dritten Jahre, aber manchmal auch schon im ersten, begangen. Allgemein läßt man hier die Milch verdicken, ehe man den Rahm zur Butter davon nimmt. Der wackere Bußmann machte zweimal den vergleichens den Versuch mit 48 Kannen Dickmilch, wovon er den Rahm abnahm und besonders stieß, und eben so viel, wo er nach Art der Brabanter Campiner alles untereinander stieß und fand, jedesmal daß er bei dieser letzten Methode $\frac{1}{3}$ mehr an Butter gewann, daher er seitdem die Brabantische Art beibehalten hat.

In dem Delbrücker Lande geht das Hornvieh im Sommer auf die Weide; im Herbst erhält es Stoppelnrüben und Spörgel; im Frühjahr Rüben und Roggen, welche beide nach dem Hanf gesäet werden und auf dem Felde überwintern. Diese Rüben verfrieren auch manchmal, daher sie von einigen mit Strohmist gedeckt werden. Der Spörgel wird abgemäht und den Rüben auf dem Stalle gegeben, ein Zeichen, daß er hier zu Lande wohl geräth. Im Winter werden die Rüge mit Stroh und Heu unterhalten. Ehedem wurden sie warm gefüttert und getränkt; man ist aber davon abgegangen und hat gefunden, daß sie sich besser bei kalter Fütterung befinden. Das auszumerkende

Hornvieh wird mit Stoppelrüben und Kartoffeln gemästet. Zum Buttern wird der Rahm von der dicken Milch abgenommen. Die Butter wird gestampft; zu dem Ende ist der Stampfer an einem Arme angebracht, wie bei einer Wasserpumpe, welches die Arbeit erleichtert.

S c h a a f e.

Wenn die Schaafzucht auf dem Münsterschen Kleiboden nichts bedeutet, so ist sie auf dem Sandboden noch viel unbedeutender. Da wie hier, und hier wie da bleibt der dadurch gewonnene vortrefliche und wenig kostspielige Dünger der Hauptgegenstand dabei. Weiter damit zu gehen, würde auf einem ärmlichen oder sehr vertheilten Boden mehr Schaden als Nutzen bringen.

Wo die Marken noch ungetheilt und die Weide darauf nicht ungesund oder zu armselig ist, erhält sich die Schaafzucht noch in etwas. So hat die Bauerschaft Commert auf etwa 33 Hundert Morgen Markengrund, meist Heideboden, im Sommer 500 Stück Schaafe; daneben muß aber diese Mark auch die Heideplaggen zur Instandhaltung von etwa 350 Morgen Bauland hergeben. Wo seit dem siebenjährigen Kriege Markenparzellen zu allerlei Bedürfnissen verkauft worden sind, findet man noch bei einem oder andern Colonen etwas, was den Namen einer Heerde verdient, die dann noch wohl

einzelne Haufen von andern gegen ein Wärttergeld von etwa 8 Gr. dazustoßen lassen. Doch haben nicht alle an der Markberechtigten das Recht ungezählter Triften; diese müssen sich dann an die in den Markenverfahrungen (placitis) bestimmte Zahl von 75 bis 100 pro Bollerbe halten. Die größten Heerden sind von 150 zu 2 bis 300 Schaafen. Die herrschaftliche Schäferei in Ghemen zählt ihrer 240, darf aber auf alles leere Land, Wiesen und Weiden, auf letztere jedoch nur bis zum 17ten März treiben. — Wer nicht zur Mark kommen kann, hält wohl einzeln ein Paar Schaaf zur Weide auf Rainen, Anweiden und Stoppeln, um etwas Wolle zu haben, weil in den mehr ökonomischen Sandländern noch die gute alte Regel herrscht, daß wenigstens die Werktagsskleidung von eigenem Produkte und selbst gemachtem Zeuge sey.

Im Winter gehen die Schaaf so lange aus, als sie noch den Schnee wegfragen können, sonst werden sie im Stalle mit Heu unterhalten, welches aber so elend ist, oder ihnen so färglich zugemessen wird, daß nicht selten ganze Heerden davon wegsterben. — Außerdem leiden diese armen Thiere bei langem Regen, auf niedrigen Heidegründen geweidet, an der Lungenfäule und Wassersucht (hier Galle), dann an der Leberkrankheit, im Falle diese von der vorhergehenden verschieden ist. Beim Ros

den zerfällt nämlich die Leber eines solchen Fran-
ken: Schaafes zu Mehl.

Man scheert von dem Sandschaafe oder einer
Heideschnucke $1\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{4}$ bis höchstens 3 Pfund Wolle,
wovon das Pfund gegenwärtig zu 8 bis 9, ja 10
Gr. bezahlt wird. Der Preis eines Hammels ist
2 bis 3 Rthlr., der des Schaafs etwas weniger.

Die Ablohnung der Schäfer besteht, außer Kost
und einem kleinen Lohne, in dem Borvieh, das sie
zur Heerde bringen, was zu so vielen Unordnun-
gen Anlaß giebt.

S c h w e i n e.

Schweinefleisch ist die allgemeine und man
kann sagen, ausschließliche Fleischspeise der Land-
bewohner, und selbst geringe Tagelöhner suchen
jährlich ein junges Schwein von 150 bis 200 Pfund
auszumästen.

Die zur Zucht bestimmten unterjährigen wer-
den mit Sauermilch, Kleien und sonstigem Abfall
gehalten. Man läßt sie grasen und Würmer suchen.
Vor und nach, besonders wenn sie schon mit dem
Eber zusammengekommen, wird ihnen täglich eine
Handvoll Gersten-, Buchweizen- oder Bohnenmehl
gereicht. Die Mastung selbst fängt mit saurer
Milch an, worunter gestoßenes oder geschnittenes
Grünfutter gemengt wird. Später läßt man das
Grünfutter allmählig eingehen, und ersetzt es mit

einer immer mehr zunehmenden Gabe von gekochten Kartoffeln mit bergemischtem Mehle. In der Mitte Dezember oder um Neujahr wird die Mastung mit gehackten rohen Möhren, gekochten Kartoffeln und Mehl vollendet. Diese Substanzen werden in einen Brei zusammengerührt, den man durch abgerahmte Milch, wenn man sie hat, verdünnt. Auf ein im Stalle gemästetes Märzschwein, welches also noch unter einem Jahre ist, und zu 200 Pfund kommt, und auf eine jährige Sau, nachdem sie geworfen hat und fett 300 Pfund wiegen soll, gehören $4\frac{1}{2}$ bis 6 Scheffel Buchweizen, oder 5 bis $6\frac{1}{2}$ Scheffel Gerste oder Bohnen. Ein Beweis, daß der Buchweizen besser mästet.

Die westphälische Schweinerace ist durchaus die größte und wohl auch die beste, die mir noch vorgekommen. „Ich habe ihrer drei, sagt einer meiner Freunde, aber von $2\frac{3}{4}$ Jahren, also über das gewöhnliche Alter, bei einem Müller gesehen, die übermäßig mit Staub und Billmehl gemästet worden waren, und zusammen bis 1600 Pfund wogen; eines in einer Bürgerhaushaltung von 430 und ein anderes von 433 Pfund.“ — Schweine von anderthalb Jahren, die zu 350, und andere von 9 bis 10 Monaten, die zu 210 Pfund gebracht werden, sind keine Seltenheit. Ein Oekonom in Ohmen behauptet, daß er seine Schweine alljährlich mit 6 Scheffel Roggenmehl per Stück zu 400

Pfund bringe. Bußmann rechnet seine unterjähri-
gen Schweine auf 270 bis 280, und seine überjäh-
rigen auf 360 Pfund.

In dem Dellbrückschen, wo man sich stark auf
Schweinezucht und Mast legt, wird die Dick-
milch darauf verwendet. Sie werden mit Roggen,
Buchweizen und Kartoffeln gemästet. Der Buch-
weizen mästet zwar schneller, aber das Fleisch wird
von dem Roggen besser. Man läßt den Roggen
schroten, mischt ihn mit gekochten zermalmten
Kartoffeln und läßt die Masse ein Paar Tage ste-
hen, damit sie anfangs zu säuern. Der Buchwei-
zen wird nicht geschroten; man wirft ihn mit den
Kartoffeln in den Kessel und läßt beides zusammen
kochen.

Die Schweine sind hier von einem ungeheue-
ren Gewichte. Ein Schwein von 12 bis 13 Mo-
nat wiegt 300 bis 350 Pfund. Man hat Schweine
geschlachtet, die noch nicht ganz fett waren und
427 Pfund wogen. Als eine Ausnahme von der
Regel hatte man vor einigen Jahren ein Schwein
auf dem Sande, Wirthshaus auf der Straße
von Münster nach Paderborn, das 600 Pfund ge-
wogen haben soll. Einzelne Schinken wiegen 30
bis 40 Pfund.

Nur Branntweinbrenner und Müller mästen
Schweine auf den Verkauf, der Müller nur dann,
wenn ihm Korn und Frucht über Erwartung gerat-

then, und er sie nicht vortheilhafter zu versilbern weiß. Er verkauft gewöhnlich die Schinken und behält das übrige für sich. Die Schinken gehen als Handelswaare nach Holland. Die Ankäufer kaufen sie grün auf, und räuchern sie selbst. Auch hier läuft oft Betrug mit unter. Man räuchert nämlich mit nassem Holze so schnell als möglich, wodurch nur die äußere Rinde hart wird und der Schinken weniger am Gewichte verliert. Das Pfund grüner Schinken wird mit 3 bis 3½ Gr. bezahlt. Die mit Branntweinspühlig gemästeten Schweine taugen nicht zum Räuchern; sie sind nur aufgedunsen und verlieren zu viel beim Ausdörren, werden daher von den Schlächtern frisch weg verkauft.

Beim Einböckeln wird jedes Stück mit Salz eingerieben. Auf 200 Pfund Fleisch werden 10 Pfund Salz erfordert. Man läßt es 9 bis 14 Tage im Böckel und hängt es dann im Rauchfange auf. Gegen das Frühjahr muß das Fleisch vorsichtig vor den Mairwärmern bewahrt werden; zu dem Ende schließen es einige in eine völlig dunkle Kammer, oder umhängen es mit frischem Birkenreisig, oder verpacken es in Tonnen. Der Speck wird nur getrocknet und nicht geräuchert.

Die Gänsezucht kommt im Großen nur in dem Dellbrücker Lande vor; sie werden daselbst heersdenweise gezogen und auf die Gemeinbrücker und

Kenger getrieben. Es giebt mehrere, die 40, 80, 100 Stück besitzen. Man rupft sie viermal im Jahre und nimmt ihnen alle Federn, mit Ausnahme derer, die an den Flügeln und dem Halse sitzen. Das Rupfen hebt im März an, und wird dann alle zwei Monate wiederholt. Eine Gans giebt im Durchschnitte 1 Pfund Federn, welche zu 14 Gr. verkauft werden. Gänse, die zum Eierlegen oder Brüten bestimmt sind, werden nur zweimal der Federn entblößt, dann nämlich, wenn die Jungen ein wenig herangewachsen sind. Auch diese letzteren werden in ihrem ersten Lebensjahre, wiewohl nur zweimal, berupft. Im Winter werden die Gänse mit geschnittenem unausgedroschenem Hafer, oder Roggen und Kartoffeln unterhalten.

§. 5.

Weiden und Wiesen.

Weiden.

Man findet es bei dem ersten Anblicke sonderbar, daß man gerade in den Gegenden die wenigsten Weiden hat, wo man zur Instandhaltung des Ackers die meisten haben sollte; allein eben die Armuth des Bodens war bei Zunahme der Bevölkerung die Ursache, warum die Weiden abnahmen. Man mußte mehr Land unter den Pflug nehmen, und wozu sollte man greifen? Die Heuwiesen an den Ufern der Flüsse und Bäche waren zu

feucht, der hohe Heidegrund zu dürrer, zu schlecht; es blieb also kein Mittel übrig, als die Weiden aufzubrechen, welche durch ihre Lage etwas trockner als die Wiesen und etwas feuchter und besser als die Höhen waren. Um diesen Ausfall zu decken, nahm man an einigen Orten seine Zuflucht zu der Dreische, besonders da, wo man keine Gemeinweidegründe hatte, welche durch ihre bisherige Untheilbarkeit das palladium der Weide, aber auch leider das ihrer schlechten Cultur und Benützung waren.

Außer diesen Gemeinweiden sind die Privatweiden, die man noch findet, gewöhnlich in einer Lage, die nicht tief genug ist um darauf heuen, und zu tief um Wintergetreide mit einiger Sicherheit darauf erzielen zu können. Sie sind oft so sehr mit Genst (*Spartium Scoparium*) überwachsen, daß man sie für wirkliche Genstpflanzungen halten sollte. Dieser Genst dient indessen den Schaafe im Winter zu einem sehr gedeihlichen Futter, und wird als Brennmaterial benutzt. Daß zum Unterhalt einer Milchkuh (von Fettvieh kann hier keine Rede seyn) ein beträchtlicher Flächenraum solcher Weide gehöre, läßt sich denken. Wenn die Kühe am Abende zu Hause geholt und daselbst im Stalle noch nachgefüttert werden, so muß es schon eine der bessern Weiden seyn, wenn 400 Quadratruthen dafür zureichen sollen. Ist sie schlechter, so

gehören 600, ja 8 bis 900 Ruthen dazu. Bei allen dem sind solche Weiden dem Viehe gedeihlicher, erzeugen mehrere und süßere Milch, als die niederen Weidegründe, die heermooßartig sind, und die Butter nach Johannis verderben.

Die Weiden, welche ein wenig hoch liegen, arten nach einiger Zeit aus und decken sich mit Heidekraut, statt mit Gras; alsdann nimmt man die Zuflucht zum Abplaggen, bringt die abgeplaggte Narbe in Haufen, welche mit Stallmist durchschossen werden. Nach 3 bis vier Wochen, wo die Gährung derselben vollendet ist, reißt man sie auseinander, streut sie über den Boden, der die Plaggen dazu hergegeben hat, pflügt gedachten Compost flach unter und bestellt den Boden zwei Jahre mit andern Gegenständen: wie Flachs, und im zweiten Jahre mit untergesäetem weißen Klee; darauf bleibt er 6 bis 10 Jahre zur Dreische liegen. Solche Dreischweiden wären zum Kleebaue sehr geschickt, und man würde mit 100 Ruthen für eine Kuh ausreichen, wo als Weide kaum 600 dafür genug sind. Und welcher bedeutende Unterschied würde sich durch jene auf dem Stalle gefütterte Kuh gegen eine weidende ergeben? Und welches würden nicht die Folgen davon auf die ganze Wirthschaft seyn?

Daß an jenen Weiden ferner nichts mehr gethan wird, versteht sich von selbst. Mergel, Kalk,

Steinkohlenasche, Moder sind Böhmische Dörfer für einen Mann, der an das Plaggenwesen gewohnt ist und der die Plaggen nicht selten seinen eigenen Weiden entwendet, um auf dem Acker seinen Hunger zu stillen. Um jene geschundene Plätze dann wieder ein wenig zu bekleiden, fährt er die Quecken darauf, wovon er anderswo seine Felder gereinigt hat, welche, sobald sie Erde fühlen, sich wieder hinein nesteln. Der Bürgermeister von Weierke soll solche Plätze mit Rügen mit Mergel befahren haben.

Das Heermooß (*Wiesenschachtelhalm*, *equisetum palustre*) ist an einigen Orten die allgemeine Plage der Weiden. Die daraus hervorgehende Milch buttert nur äußerst schwer, und die wenige Butter hat einen bitteren Geschmack. Ein zweites sehr schädliches Unkraut auf den Weiden ist die Wolfsmilch, *euphorbia esula*, die ungemein tiefe Wurzeln schlägt und nur durch anhaltendes Abstecken am Ende getilgt werden kann. Höhere sandige Weiden überwachsen, wie schon gesagt, so sehr mit Genst oder Brahm, daß man kaum den grünen Boden dazwischen sieht. Man sticht ihn bei jedem Blühen ab. Viel Genst ist das Zeichen eines guten Roggenbodens, daher man solche Weiden am liebsten unter den Pflug nimmt. — Ich habe schon in meiner Belgischen Landwirthschaft gesagt, daß jeder Boden, der Brahm trägt, urbar zu machen

sey. Das Düngen mit Brahm kennt man in Westphalen nicht.

Das Verhältniß des Werths der Weiden zu dem der Ackerlande ist sehr verschieden, welches sowohl von der Verschiedenheit der Güte der einen und der andern, oder der größeren oder geringeren Zahl der ersten abhängt. Sie stehen sich daher an einigen Orten gleich, an andern haben sie einen doppelten und wieder an andern nur ein $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{3}$ mehr an Werth. A. Young würde mit seiner Hypothese, den Stand der Agricultur nach jenem Verhältnisse auszumessen, übel weggekommen seyn. Daß indessen eine höhere Intelligenz bei dem Ackerbaue den Werth der Weiden beträchtlich fallen mache, davon liefert das Beispiel des tüchtigen Ackerwirths Rubroock in Bochold durch die Einführung und Verbreitung des Kleebaues den Beweis. — Der mittlere Pachtpreis für tägliche und nächtliche Weide einer Kuh steht in der Nähe der Städte und Dörfer zu $4\frac{1}{2}$, auch $7\frac{1}{2}$ Rthlr.

W i e s e n.

So gering die Ausdehnung der Wiesen zu der des Ackerlandes ist, so wenig wird doch daran gethan. Ich könnte fragen: in welchem Theile der Welt, mit einzelnen wenigen Ausnahmen, thut man was dafür? Sind die Wiesen ziemlich gut, so hält man die Arbeit und sonstige Vorschüsse, weil

Gras, Gras ist, und schon von selbst wächst, für überflüssig. Sind sie schlecht, so achtet man es nicht der Mühe werth, etwas darauf zu verwenden, und so kommt der köstlichste, der am meisten geschätzte und gesuchte Theil des Bodens immer zu kurz. — Man hat in Westphalen den Wiesen keinen Dung zu geben, weil man das Stroh beinahe alle auffüttert; man füttert dieses auf, weil man kein Heu oder doch kein gutes Heu hat, und man hat kein Heu, weil man keinen Dung auf die Wiesen verwendet. Der Ackerbau ist eine Maschine, wo ein Rad ununterbrochen in das andere eingreift; nimmt man nur eines weg, gleich stockt oder hinkt das Ganze. Die Haupttriebfeder dieser Maschine bleibt aber immer der Viehstand, also das Futter.

Doch läßt sich auch ohne Dung noch vieles zum Besten der Wiesen thun. Ich halte selbst das für, daß ihnen kein Stallmist gebühre. Sind sie so schlecht, daß sie diesen nicht entbehren können, so werden sie vortheilhafter als Ackerland benutzt; allein Gyps, Kalk, Mergel, Asche aller Art, Jauche, Sand, Moder, Scheuerkehricht und zumal Wasser, sind starke Hebel, der natürlichen Fruchtbarkeit der Wiesen zu Hülfe zu kommen, vorausgesetzt, daß man die Hindernisse durch Entwässerung, Ebenung, Reinigung u. s. w. aus dem Wege geräumt habe. Es fehlt in Westphalen eben so wenig an Sand, als an moorigen Wiesen. Jener

kostet, außer dem Beifahren und Ausbreiten, kein Geld, benimmt dem Acker keinen Dung und doch bringt man ihn nicht auf. Wie viel besser würde sich die Pferdearbeit dabei in freien Tagen lohnen, als das Frachtfahren für andere, das Vorspannen?

Einzeln wird jedoch hie und da etwas an den Wiesen gethan. Da man viel Linnen webt und bleicht, so kommt die Asche den Wiesen noch wohl zu gut. In der Gegend von Ottenstein macht man Composthaufen von Haus- und Straßenehricht, Torfasche, Torfabfall, Excrementen, die man mit Gauche tränkt. Man streut diesen Compost im Frühjahr aus, und er bringt sichtbare Wirkung hervor. — In anderen Orten wird Moder und Erde aufgefahren, auch wohl etwas Stalldung. Von den Moder aus Gräben und Sümpfen hat man bemerkt, daß, wenn man ihn nicht wenigstens einen Winter über durchfrieren läßt, ehe man ihn mit Mist zusammensetzt, und so aufbringt, eine Wiese dadurch auf Menschenalter kann verdorben werden. Ueber die Nothwendigkeit dieses vorherigen Durchfrierens des Moders wird noch mehreres vorkommen. Man stauet auch wohl hier und dort einen Bach auf, um das Wasser über die Wiesen zu bringen. Man beobachtet dabei, daß es kein Moorbwasser seyn darf. Es giebt selbst im Münsterischen ein Beispiel, wo ein Freibauer durch die Richtung eines elenden Feldbaches auf einen erha-

benen Sandhügel diesen weggespült, und sich dadurch eine prächtige Wiese verschafft hat.

Die Landwirthe, die nicht allzuweit von der Ebevichen und Holländischen Grenze wohnen, fahren dahin und kaufen sich Heu ein, wovon aber ein guter Theil in den Wallhecken hängen bleibt, welche die Wege dahin eindämmen, worüber der gute Fußmann sich so sehr beklagt.

Der Preis der Heuwiesen ist nach dem Verhältnisse seiner Güte und der Orte sehr verschieden. Vor der französischen Besitznehmung kaufte jemand im Amte Bochold den Morgen des dasigen besten Heugrundes zu 43 Rthlr., des mittleren zu 28, des schlechten zu 22. Er verpachtet ersteren zu 1 Rthlr. 12 gGr., letzteren zu 21 gGr. In guten Jahren wirft dieser, der schlechte Wiesengrund, 800 bis 850 Pfund Heu ab. Durch die äußerst drückende Steuer, womit der Grund und Boden in dieser Gegend überlastet ist, ist auch der Kaufpreis des Heugrundes merklich gefallen.

Auch in dem Amte Ahauß verliert der Werth der Wiesen 20 p. C. seit der hohen Besteuerung.

Fast alle Wiesen dieser Gegend werden nur einmal, und zwar erst nach der Roggenernte, gemähet, nachher mit Vieh betrieben. Wo die Wiesen nicht eingefriediget sind, kann die Weide von fremdem Viehe vor dem 23ten April nicht gehindert werden. — Es herrscht hier noch ein besonde-

rer Mißbrauch. Wo mehrere Eigenthümer eine Heuwiese in unzertheilter Gemeinschaft benutzen, wird sie in eben so viele Parzellen, als Eigenthümer sind, vertheilt, wovon die Benutzung alljährlich unter ihnen wechselt. Der gierige Mitbesitzer, und mehr noch der, welcher ein solches Parzel für ein Jahr gepachtet hat, richtet seine Sense so, daß er beinahe die Narbe mit wegmäht, so daß das Gras sich erst nach ein Paar Jahren von dieser Wunde erholen kann. Daß dabei ein betriebsamer Eigenthümer auf keine Verbesserung denken wird noch darf, versteht sich von selbst.

Der Preis von 1000 Pfund Heu ist im Durchschnitt 6 bis 7 Rthlr. Ein Mann mähet so viel Gras per Tag, daß es getrocknet 13 bis 25 Zentner Heu giebt, je nachdem die Wiese gut oder schlecht besetzt ist. Sein Tagelohn bei eigener Kost beträgt p. Morg. 13 gGr., auch etwas Bier und Branntwein, das ihm gereicht wird. Die gesammten Heuwerbungskosten vom Mähen, Heuen und auf eine Viertelmeile weit Einfahren belaufen sich auf 2 Rthlr. 13 gGr. für ein Fuder von 2000 Pfund. Ohne das Einfahren rechnet man gewöhnlich 1 Rthlr. Unkosten auf 1000 Pfund Heu.

§. 6.

Dung und Dungstätte.

Stroh, Laub, Schilf, Moos, Heidekraut und

Heideplaggen sind das Streumaterial, dessen man sich bedient. Sand ist nicht üblich, es mögte denn hier oder dort ein Gastwirth seyn, der ihn in den Pferdestall bringt. Da man nicht viel Heu hat, so hat man auch nicht viel Streustroh, indem man dieses größtentheils auffüttert. Die Plaggen bleiben also das Hauptstreusal. Ich rede von den Heideplaggen, denn die Grünplaggen sind zu selten und sind auch nicht zum Einstreuen, wiewohl desto besser zur Mischung mit Mist geeignet.

Auch in dem nahen Dellbrücker Lande, wie in allen Sandländern, spielen die Plaggen eine große Rolle. Man hält sie auf scharfem Sande für unentbehrlich, indem der Roggen bei bloßem Strohmiste verbrennen würde. Am Sommerroggen zumal soll man die Nothwendigkeit des Plaggendüngers erkennen, da dieser ohne ihn verscheint oder nothreift, daher nichts beibringt. Doch gesteht man auch, daß der Boden durch zu viele Plaggen, wenn sie nicht zureichend mit Dung versetzt sind, verdorben werden kann, und der schnelle Sand dadurch noch schneller wird. Die Plaggen werden einen Zoll dick gehauen, und entweder im Stalle eingestreut, oder auch mit Mist in Haufen gesetzt. Ersteres wird dennoch für besser gehalten, um so mehr, da man hier den Dung so lange im Stalle läßt, als er darin liegen bleiben kann. Hat man keine Plaggen, so wird der sandige Grund von

dem Felde selbst genommen und in die Ställe, zumal unter die Schaase, gebracht. Dieser Dung giebt das beste Stroh und das meiste Korn. Man schiebt aber zu dem Ende auf dem Felde nicht die ganze Oberfläche weg, sondern gräbt alle 3 bis 4 Fuß eine Rinne über die Quere des Feldes aus, welche sich denn hernach durch das Pflügen in die Länge und das Eggen wieder füllen.

Hier dann noch einmal die Untersuchung der wichtigen Vorfrage über die Plaggen, welche ich schon bei Gelegenheit der Cultur in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen berührt habe, und worauf ich mich zum Theil beziehe. Dieser Gegenstand ist für die Sandländer so wichtig, und zum Theil so sehr in das Markenwesen mit einverflochten, daß ich um keine Entschuldigung für etwas Weitläufigkeit bitten darf.

Die Frage zerfällt in zwei Haupttheile. Nämlich 1) ist der Plaggenhieb unter sichern Umständen nothwendig, oder 2) ist er auf jeden Fall unentbehrlich? — Ueber keinen Punkt der mir gegebenen Aufschlüsse sind die Meinungen der Landwirthe auf Sandboden so übereinstimmend, als über den ersten, oder die Nothwendigkeit der Heideplaggen. Diese Nothwendigkeit gründet sich:

- a) Auf die Gierigkeit des Bodens nach Dünger.
- b) Auf seinen geringen Strohertrag, daher Abgang an Streumaterial.

c) Auf den Abgang an Gras, Heu und künstlichem Futtergewächse, wodurch das wenige Stroh größtentheils aufgefüttert wird.

d) Auf das Feldsystem oder die Fruchtfolge.

Je mehr dieser Umstände an einem Orte zusammentreffen, je größer und unbedingter wird die Nothwendigkeit eines Streu- und Dungsurrogats. — Daß ein solches Zusammentreffen von Umständen auf Sandboden nicht selten statt habe, ist keinem Zweifel unterworfen; alsdann ist aber ein solcher Boden auch keiner Cultur werth, und würde weit besser zu Holz zu verwenden seyn. Ist aber einmal die Ansiedlung darauf geschehen, also keine Wahl mehr zu treffen, so muß wohl aus Noth Tugend gemacht werden, und hundert Morgen Land müssen wüst und öde liegen bleiben, um zwanzig Morgen kümmerlich in Grün zu kleiden. Hieraus erginge die anzunehmende Vorsichtsmaaßregel: Nicht unbedingt und allenthalben die Ansiedlung in den Marken zu gestatten, sondern nur da, wo Boden und Lokalitäten die Hoffnung zu einem befriedigenden Fortgange rechtfertigen. Eine sichere kleine Regierung hat durch das Gegentheil einen traurigen Beleg zur Erweisung der Nothwendigkeit jener Maaßregel geliefert.

An solchen Orten also wäre bei der Theilung der Marken mit großer Umsicht zu verfahren. Es

ist wahr, daß eine gänzliche unbedingte und plötzliche Theilung keinen der stark Betheiligten hindern würde, vor wie nach seine Plaggen zu beziehen, indem er auf seinem eigenen Boden finden würde, was er sonst allenthalben zusammensuchen mußte; allein das Gegentheil ist der Fall bei den wenig Betheiligten, zumal bei den Heuerlingen, den Heidejüngern u. s. w. Verhältnißmäßig benutzt der Arme die Gemeinheiten ungleich mehr als der Vermögende, sowohl in Bezug auf die Weide und den Brand, als in Bezug auf den Plaggenhieb, er, der an der Mark am wenigsten, oft gar nicht berechtigt ist. Verliert er jenen Genuß, so verliert er seine ganze Existenz, er verliert Alles. Da wo sein bißchen Feld von solcher Art ist, daß es Klee tragen kann, da mag er zurecht kommen, allein auf einem Boden, so wie wir ihn hier unterstellt haben, ist er verloren. — Selbst die Zeitpächter können mehr oder weniger in die nämliche Verlegenheit kommen, je nachdem ihr betheiligter Gutsherr seinen Marken-Antheil zu seiner Privatbenutzung bestimmt. Es müßte da Vorkehrung getroffen werden, daß solches nur stufenweis geschehen, daß der Herr seinem Pächter mehr freies Land zu Viehfutter einräume, damit er sich immer mehr zur Entbehrung der Plaggen vorbereiten und allmählig zur Stallfütterung übergehen könne. Doch ich entferne mich wirklich viel zu weit von meinem eigentli-

chen Gegenstände, und komme daher auf diesen zurück.

Unter den angeführten vier Ursachen der Nothwendigkeit der Plaggen könnte man vielleicht die der Fruchtfolge als bloß zufällig betrachten, und sie nur weggeräumt wissen wollen, allein es ist auf äußerst schlechtem Sandboden nicht an dem. Dieser ist nur zu Roggen und Spörgel und höchstens zu etwas Kartoffeln tauglich. Will er Rüben oder Buchweizen tragen, so ist er schon besser, aber darum doch noch nicht immer zum Klee geeignet. An eine Verbesserung der Rotation ist also hier nicht zu denken. Indessen bin ich weit entfernt, dieses auf alle Sandgegenden Westphalens ausdehnen zu wollen. Ich behaupte gegentheils, daß der Mehrtheil davon in dem entgegengesetzten Falle ist, und daß, wenn man daselbst die Plaggen als nothwendig betrachtet, dieses nur von einer relativen und keiner absoluten Nothwendigkeit verstanden werden müsse. Es könnte vielleicht auch wohl dieselbe Bewandniß haben mit der

Unentbehrlichkeit der Plaggen oder dem zweiten Theile der vorgelegten Frage. Ich sage: vielleicht, weil ich das Gegentheil durchaus nicht erwiesen glaube. Hierüber muß ich mich erklären. Es fragt sich nämlich: ob, wenn jemand auch mit zureichendem Stroh und Dünger versehen wäre, ob, sage ich, dann die Heide-

plaggen ohne Nachtheil entbehrt werden können? — Alles scheint für die Bejahung dieser Frage zu stimmen und sie außer Zweifel zu setzen, und doch wird sie nicht allein durch die allgemeine Meinung bezweifelt, sondern auch durch mehrere Erfahrungen bestritten. Die wenigen Personen, welche für die Entbehrlichkeit in gedachtem Falle stimmen, haben entweder selbst keine Erfahrung darüber gemacht, wozu ich auch den wackern Buhmann zähle, der, ungeachtet seiner Wirthschaftlichkeit und seiner Stallfütterung, doch immer noch Plaggen zu Hülfe nimmt; oder sie haben einen bessern Boden vor Augen, wie der intelligente Gensching, „und doch, sagt dieser, wage ich es nicht zu entscheiden, ob solches ohne allen Nachtheil geschehen könne; denn man ist bei mir überzeugt, daß der Plaggendüngung das beste Stroh und auch das beste Korn erzeuge.“ — „Es giebt allhier so leichten Boden, sagt ein anderer, daß er im Frühjahr kein Stroh leiden will, wo daher die Plaggen unentbehrlich sind.“ — „Meiner Meinung nach, sagt Dr. Meyer, werden die Plaggen auf Sandboden nicht wohl zu entbehren seyn, wenn auch in den Wirthschaften so viel Stroh gewonnen würde, daß das Land zureichend damit ausgedüngt werden könnte. Ohne alle Plaggendüngung würde, meiner Erfahrung nach, eine Verminderung der Körner erfolgen; indessen giebt der Sandboden

alsdann den höchsten Ertrag, wenn abwechselnd mit Stroh- und Plaggendung gedüngt wird.“ — Dasselbe bestätigen mehrere Landwirthe aus dem Amte Bochold. — „Bei mir, sagt Dr. Bispinck, hält man den Plaggenmist für entbehrlich; allein in Breden und Altstätte verliert man an Körnern, wenn nicht abwechselnd mit Stalldung und Plaggen gedüngt wird. Selbst eine vermehrte Stalldung soll, nach der Versicherung eines wirklich einsichtsvollen Landwirths aus Altstätte, den Abgang an Plaggen nicht ersetzen können.“ — Ich übergehe mehrere, und komme zu einem sehr gewichtvollen Zeugnisse des Gutsbesizers von Heiden, der eine Branntweinbrennerei, Stallfütterung und Kenntnisse, Mittel und Willen genug hat, um einen entscheidenden Versuch zu machen. Auch er war wider allen Plaggendung, um so mehr, als es ihm an Stallmist, und zwar an gutem Stallmiste nicht fehlte; allein mit aller Vorliebe, so wie mit allem Eifer, womit er die Sache betrieb, konnte er nicht hindern, daß sein Getreide von Jahr zu Jahr weniger fürnte, und es hierin bei weitem unter dem seiner Nachbarn stand; so daß er befürchten mußte, am Ende nichts als bloßes Stroh zu erndten. Er gab also nach einigen Jahren die Sache wieder auf, nahm seine Zuflucht von neuem zu den Plaggen und von dem Augenblicke an kamen die Körner zu den Mehren zurück. — Man hatte mich schon

früher auf dieses Beispiel aufmerksam gemacht, ich schwankte aber noch immer in meinem Glauben, bis ich die Sache umständlich von demjenigen selbst vernahm, der diese Erfahrung gemacht hatte. — In der Twente soll nach v. Bönninghausen durchaus derselbe Fall seyn, und wenn ich diesen letztern Namen anführe, so kann man in landwirthschaftlicher Rücksicht etwas darauf bauen.

So viel über die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Heideplaggen! — Um sie als düngende Masse vorzubereiten, werden sie entweder eingestreut oder auf dem Felde in Haufen gesetzt, oder es wird die Miststätte damit gedeckt. Erstens hat zumal in den Schaafställen Statt, und man erachtet sie daselbst für unübertrefflich. Man streut jeden Morgen eine Lage Plaggen und läßt sie so lange unter den Schaafen, bis dahin alles durcheinander getreten und hinreichend angesault ist. Dieser Schaafdung, obgleich er vor jedem andern seiner Wirksamkeit wegen den Vorzug hat, dauert dennoch nur ein Jahr in dem Boden, statt daß der Kuhplaggendung 2 bis 3 Jahre darin anhält.

Derjenige, der viel Plaggen und Moos in seine Ställe streuet, und den daraus hervorgehenden Dung schnell benutzen will, setzt ihn, wenn er ausgeworfen ist, auf Haufen am Rande der Miststätte und begießt ihn, wenn er sich zu sehr erhitzt, mit Lauche. Um seine Reife zu befördern, werden

solche Haufen nur locker aufgethürmt. — Soll, gegentheils, der Dung erst spät gebraucht werden, wie im Sommer, wo man ihn auf den Herbst zusammenspart: so wird der Stallmist auf der Miststätte ausgebreitet, so fest wie möglich getreten und mit einer Schichte Plaggen gedeckt. Auch die Haufen, die lange sitzen sollen, werden fest zusammen gepackt.

Werden die Plaggen, ohne eingestreut zu werden, in Haufen aufgesetzt, so wird auf jede zehn Fuder ein Fuder Mist genommen, und dieser in dünnen Lagen zwischen den Plaggen eingeschichtet. Man legt die Haufen sehr groß an, giebt ihnen eine runde Form, aber nicht mehr als 5 Fuß Höhe. Man läßt sie so lange sitzen, bis daß sie gehörig (nach dem hiesigen Ausdrucke) gebrennt haben; dann werden sie aufgefahren und sogleich untergepflügt.

Auf welche Art man aber auch immer die Heideplaggen anwenden will, so sieht man vorzüglich darauf, daß sie vorher durch und durch ausgetrocknet sind. Zu dem Ende werden sie im Juli gesammelt und erst im September mit Mist in Haufen gebracht; es gehen dann 3 bis 4 Wochen darauf, ehe sie brauchbar werden.

Ueber die Güte des Plaggendungs für Sandboden ist nur eine Stimme. Derjenige Dung aber, zu dem statt der Plaggen mit bloßem Heidekraut
eine

eingestreut worden, soll alsdann bei weitem so gut nicht seyn, und dieses Kraut sehr schwer darin verwesen. Da die Plaggen durchgehends auf einem Boden gehauen werden, der schlechter ist als das Feld, was sie bedüngen sollen, so ist schwer zu sagen, wie der damit aufgebrauchte schlechte Sand auf einem bessern Boden von guter Wirkung seyn könne. Was mir am wahrscheinlichsten vorkommt, ist: daß dieser Sand nur mittelbar zur Fruchtbarkeit der Erde beitrage und zwar durch eine schnellere Zersetzung des abgeplaggtten Heideskrauts, wie er vielleicht durch seine eigene Erhizung in dem Haufen oder als Streue befördert. Auch weiß man, daß ein Land durch zu öftern Plaggendüngung verdorben werden kann; daher man wo möglich mit ihm und Stroh, Stallmist oder Grünplaggen abwechselt, und alsdann sicher ist, die besten Früchte zu erzeugen. Auch sind es nur die schlechten Bauern, die ihre nahe gelegenen Felder unausgesezt mit Plaggendüngung düngen. Die entfernten Felder müssen sich solches freilich allenthalben gefallen lassen.

Von den Plaggendünghaufen, das heißt solchen, wo die Plaggen nicht eingestreut, sondern trocken mit etwas Stallmist aufgeschichtet werden, wird ein zweispänniges Fuder auf jede 10 Quadratruthen, also 18 Fuder auf den Morgen erfordert, worauf der Acker an den meisten Orten zwei

Jahre Roggen und ein Jahr Buchweizen, an andern aber nur einmal Roggen und einmal Buchweizen zu tragen pflegt. Man gesteht dennoch allenthalben ein, daß es besser seyn würde, alle Jahre zu düngen. Gerste und Oelsaamen gedeihen gern in solchem Plaggenhaufendung. Der Roggen kömmt vorzüglich in dem Plaggendunge der Schaafställe, der Flachs aber will reinen Strohmist.

Endlich bedient man sich auch wohl moorartiger Plaggen, aber nur nicht auf Kleiboden, indem sie solchen so sehr verderben, daß kein Dünger mehr darauf hilft. Selbst auf Sandboden, wenn man sie zu oft aufbringt, sollten sie auch noch so gut mit dem Mist zusammengefault seyn, bringen sie nach etwa 20 Jahren eine merkliche Unfruchtbarkeit hervor, die nicht anders als durch das Mergeln gehoben werden kann, so ungern man sich auch an dieses macht, indem man weiß, daß die nämliche Vorrichtung periodisch wiederholt werden muß, wenn man Körner auf dem Felde erzielen will. Die Nothwendigkeit des Mergels, um einen durch solche moorige Plaggen versäuerten Boden wieder in Stand zu stellen, ist einleuchtend; es könnte ihm aber dadurch vorgebeugt werden, wenn der Mergel jedesmal zugleich mit in die moorigen Plaggenhaufen aufgenommen würde, wodurch nicht allein ihre Säure gehoben, sondern auch der nicht allzustark verkohlte darin enthaltene

Humus ausgelöst, der Dung also wirksamer gemacht würde.

Schwerer ist die Nothwendigkeit der periodischen Wiederholung des Mergelns, wenn solches einmal unternommen worden ist, zu erklären, und doch eben so wenig zu läugnen, wie mich alle in Westphalen gesammelte Erfahrungen überzeugt haben. — Auf den Roggen zumal wirkt der Mergel in den ersten Jahren unglaublich. Auf einem meiner Höfe, sagt der R. R. Langenberg, wo zwei Pächter gemessen gleiches Land, und die dritte Garbe abzugeben haben, brachte derjenige, der sein Roggenland frisch gemergelt hatte, mir 4 Scheffel Roggen in einem Jahre mehr als der andere; er hatte also, bei übrigens durchaus gleicher Wirthschaft, 12 Scheffel mehr producirt, als sein Nachbar.

Die Asche (nur nicht die Holzasche welche zum Bleichen dient) wird zur Düngung der Wiesen verwendet, oder auch für den grünen Aufbruch irgend einer Dreische oder Weide, in welche man Lein zu säen gedenkt, sorgfältig aufbewahrt. Man setzt die Asche mit Stallmist, Cloackenauswurf und sonstigen leicht faulenden Sachen zusammen und verwendet diesen Compost vorzugsweise zu Kopfkohlspflanzen. Versuche mit Seifensieder-Asche über den Klee gestreut haben nichts gefruchtet.

Das Unterpfügen der Vegetabilien ist wohl bekannt; „allein, sagt der Vikar Hecking: der

Bauer sieht es für große Sünde an, den Klee oder Spörgel, den seine Kühe noch nutzen könnten, unterzupflügen; aber daraus macht er sich kein Verbrechen, den Klee 3 bis 4 Jahre stehen zu lassen und den Acker so lange abzumähen, als sich noch ein Kleeblatt darauf blicken läßt, sollte es auch darauf so selten seyn wie ein vierblättriges, nach welchem die Kinder oft einen Tag vergebens suchen. Ist dann auch dieses letzte Zeichen von Leben verschwunden, dann kommt der Bauer mit seiner schweren Plaggenhacke, um den Acker zu schinden, nimmt eine 3 bis 4 Zoll tiefe Krume weg, und führt sie einem andern noch ärmlicheren Felde zu, wodurch er dann den ersten Acker zu Grunde richtet, ohne daß ihn sein Gewissen einer Sünde zeugt." Indessen geschieht das Unterzupflügen der Vegetabilien doch manchmal an andern Orten, aber nur mit Buchweizen, der erfroren ist, oder auf weit entfernten Feldern mit Spörgel, der in der Blüthe steht, zumal wenn ein solches Feld zu stark verunkrautet ist und es wie Braache behandelt werden muß. Alsdann wird der Spörgel auf die vorlegte Furche gesäet, und hernach mit der Saatsfurche umgestürzt.

Die Grünplaggen, da wo man sie hat, spielen eine große Rolle unter den Dungsurrogaten, und da, wo man sie nicht hat, sucht man sich solche

nicht selten auf eine unrechtmäßige Weise von den Gemeinweiden zu verschaffen.

Der Bauer bewahrt sie hauptsächlich für seine Herbststrüben. Man sucht sie im Sommer herbei, und bringt sie noch frisch mit Mist in Haufen zusammen. Die Dreische muß ihre eigene Plaggen dazu hergeben. Die Weiden, welche aufgebroschen werden sollen, werden auch gewöhnlich mit ihren eigenen Plaggen gedüngt.

Ueber die Art und Weise, die Grünplaggen zu behandeln, kann ich nichts besseres als das musterhafte Verfahren des Colonus Bispinck, Bürgermeisters zu Messum, hier anführen. Um sich solche zu verschaffen, benutzte er den Rand, die Anwände seiner Felder, die Feldwege und alle Grastragende verlorene Plätze. Da er eine ansehnliche und schöne Holzpflanzung bei seinem Gute hat, so hat er solche zu größerer Bequemlichkeit und besserer Bewirthschaftung des Gehölzes mit regelmäßigen Fahrwegen nach allen Seiten durchschnitten. Diese Wege, die sich leicht benarben und alle Jahre durch das abfallende Laub und Gereife bereichern, verschaffen ihm einen guten Theil Grünplaggen, ohne seinem Gehölze zu schaden; denn er nimmt sich wohl in Acht, nach dem Beispiele so vieler Westphälinger, die Oberfläche zwischen dem Holze selbst wegzunehmen. Er eignet sich nicht einmal das

Laub und die Nadeln davon zu. Mit einem Worte: er raubt nicht, um zu geben!

Er fährt zuerst seine Plaggen zusammen und bildet davon einen länglichen Haufen. Um aber weiter damit zu reichen, durchschichtet er ihn mit eben so viel Erde, die er von seinen Ackerfeldern zieht. Er läßt zu dem Ende mit einzelnen Spatenstichen den Grund hie und da davon wegnehmen, so daß bei dem ersten Pflügen und Eggen alles wieder ausgeglichen wird. Ist der Plaggenghaufen gebildet, so wird Mist herangefahren und zu beiden langen Seiten des Haufens abgeladen. Nun schrotet man den Haufen an einem seiner Enden senkrecht ab, damit Erde und Rasen auf diese Weise besser untereinander kommen. Man wirft das Abgestochene etwas von sich weg, um Raum zur fernern Arbeit zu erhalten, und fertigt damit eine 6 Zoll hohe Schichte an. Auf diese Grundschichte kommt eine von Stallmist, den man, wie gesagt, zur Hand hat, fährt dann mit dem Abschrooten und Schichten des Plaggengrundes mit untergeschobenem Mist fort, bis man sich Raum genug verschafft hat, wieder eine neue Schichte auf den Boden anzulegen und auf diese Art einen neuen Haufen anzufertigen. So bleibt denn alles bis zum Gebrauche liegen — Ein solcher Dung ist wirklich ein herrlicher Dung für Sandboden.

Bei Südlöhn fängt man an, frischgegrabenen

Lehm mit langem Stallmist zusammen zu schichten, solchen den ganzen Winter über liegen zu lassen, und auf Sand davon Gebrauch zu machen. Der Erfolg soll diesem Verfahren vollkommen entsprechen.

Gauche vor oder nach dem Regen, über Klee, oder leeres Land zu fahren, hat in Bochold der Wirth Rubrock eingeführt, und schon hat der Erfolg seines Beispiels auf mehrere andere seiner Gegend eingewirkt. Bekanntlich aber gewährt das Bejauchen nur Gaile für eine Saat.

Man verwendet den Pferdemist am liebsten auf tiefen, feuchten, thonigen und moorigen Boden, so wie zu Del- und Gartengewächsen; den Schweinemist zu Kopfkohl. Schaafplaggendung dient vorzüglich zur Roggensaar, Grünplaggendung zu Herbstrüben und menschliche Excremente mit Asche, Stallmist und Gauche zusammengemischt und recht vergohren, zu Kopfkohl.

Zu Winterfrüchten hält man den frischen Mist für den besten, auch daß er am längsten im Boden anhalte. Gerste und andere Sommerfrüchte gedeihen besser in gegohrnem Dung, und leiden nicht so viel bei der Trockenheit.

Man ist ziemlich allgemein für das schnelle Unterpflügen des Mistes, und treibt die Gewissenshaftigkeit an einigen Orten so weit, daß man es kaum wagt, ihn am Abend vor dem Pflügen auszubreiten, aus Furcht, der Regen möge ihn treffen

und ihm alle Kraft benehmen!!! Doch gestehen andere, nach zufälligen Erfahrungen, daß das Längerliegenlassen des Dunges keine schlimme Wirkung gehabt habe. Nur in der Gegend von Rheine herrscht eine andere Ansicht. Man läßt daselbst den Mist eine Zeitlang über dem Felde gebreitet liegen, damit er, nach dem Bauernausdrucke, seine schädlichen sauern Theile verliere. Von dieser Meinung ist auch der tüchtige Colonus Bispinck. Der Dung soll hier knappen und nicht sappen.

Die Einrichtung der Dungstätte läßt sich aus der Beschreibung der westphälischen Gebäude erkennen. Der größte Fehler daran ist, daß alles Wasser von den Dächern dahin strömt, und nichts zum Auffangen der überflüssigen Jauche vorhanden ist.

Nur weil in dem Dunge der Stein des Wissens der Landwirthschaft liegt, durfte ich so lange dabei verweilen.

§. 7.

Culturgegenstände und Fruchtfolge.

Man baut in den Sandländern Roggen, Buchweizen, leichten oder braunen Hafer, Sommerroggen, Sommerweizen und Gerste. Letztere beiden Gegenstände kommen indessen nur selten und auf wohlgedüngten Stücken vor. In den östlichen

Sandgegenden fängt man ziemlich häufig an, eine Art Mengkorn von Buchweizen und Hafer auszusäen, welches gewöhnlich einen sehr bedeutenden Ertrag giebt. — In Futtergewächsen findet man Kartoffeln, Rüben, Möhren, etwas Pastinacken, Kohl, Spörgel und ein wenig Klee, sollte es auch nur für die Pferde seyn. — Unter den Handelsgewächsen ist der Flachs das einzige, was einer Erwähnung verdient: der Hanfbau hat abgenommen; die Cultur der Oelsaamen wird vernachlässigt. In einigen hohen Sandgegenden wird Handel mit dem Spörgelsaamen getrieben. — Unter allen diesen Produkten machen Roggen und Lein den Hauptgegenstand hiesiger Cultur aus.

Auf den meisten Sandfeldern, nicht den aller- schlechtesten und auch nicht den allerbesten, hat man eine Dreifelderwirthschaft, und diese ist

1stes Jahr Mistroggen, also gedüngt,

2tes Jahr Braachroggen, nicht gedüngt (er sollte eigentlich Stoppelroggen heißen), darauf Rüben oder Spörgel,

3tes Jahr Buchweizen, nicht gedüngt. Auch wohl an etwas niedrigen Stellen Hafer.

Diese schweren dreijährigen Fesseln, worauf die Gutsherren so ängstlich achten, machen das Unglück ihrer Zeitpächter und hindern ihr Aufkommen, mithin das des Ackerbaues. Plaggen und Plaggen und abermals Plaggen müssen hier aus-

helfen Vieles wird sich nach der Theilung der Marken, wenn die Gutsherren einsehen werden, daß sie einen bessern Gebrauch von ihrem Markens-antheile machen können, hierin ändern.

Auf ganz schlechtem Sandboden hat man 1 bis 4 bis 8 bis 12, ja bis 15 Jahre hinter einander Roggen, dann werden nach dem letzten Roggen im Herbst Spörgel oder Rüben gesäet, und in dem folgenden Jahre wird Buchweizen genommen, worauf die Reihe wieder mit dem Roggen anfängt. Der Roggen verlangt alle Jahre eine Düngung. Man wechselt dabei mit Stallmiste und Flaggenmiste ab, und bringt von erstem $7\frac{1}{2}$, von letztem 20 bis 25 Fuder auf. In solchen Gegenden hat man durchgehends auch etwas niedrigen Boden; auf diesen werden Flachs, Kartoffeln, Möhren, auch wohl Gerste mit Klee genommen. Zwischendurch laufen denn ein Paar Roggenerndten, so daß man mit dem 7ten oder 8ten Jahre wieder auf den Flachs zurück kommt.

Ueber das Gerathen oder Nichtgerathen eines Culturgegenstandes nach einem andern oder nach sich selbst, hat man hier folgende Beobachtungen:

Roggen folgt vortheilhaft nach Buchweizen, Wicken, Roggen, Hafer und Kartoffeln, nach diesen doch nicht allenthalben. Er gedeiht gar nicht nach Gerste.

Die beste Vorfrucht zu Flachs sind Kartoff-

fein. Klee ist nur schlecht dazu geeignet, es sey denn, daß er 2 Jahre gestanden habe. Dagegen bringt man den Flachs unmittelbar auf eine frisch umgebrochene Dreische. Der Flachs liebt ein geschlossenes Land, und die Kleestoppel macht den Sandboden zu seiner Aufnahme zu locker; sonst kommt nach Klee alles Uebrige sehr vortrefflich.

Nach Möhren läßt man am besten Kartoffeln und auf diese Flachs folgen; gewöhnlich aber kommt Roggen ungedüngt nach den Möhren. Ich muß dabei erinnern, daß die hiesigen Möhrenbeete ein wahres Potpourri sind, wo Erbsen, Bohnen, Sommerrüben, Rüben und Möhren, und vielleicht noch andere Dinge unter einander laufen, wo man den ganzen Sommer und Herbst was zu raffen hat, und wirklich einen hohen Ertrag von dem Felde zieht. Dabei ist noch zu erinnern, daß dieses Feld in vorhergehendem Herbst schon Stoppelrüben getragen hat. Ist zu diesen gedüngt worden, so bedarf das Möhrenland keinen Dünger. Man hat sogar die Erfahrung gemacht, daß es besser sey, alsdann den Dung zu den Möhren wegzulassen. Es versteht sich, daß ein solches Land gepflugspatet (royolt) wird. Auch nach Sommergerste, nach welcher sonst, den Klee ausgenommen, nichts geräth, wollen die Möhren kommen, wenn dazu gepflugspatet worden.

Für Früchte, die mit sich selbst unverträglich

lich sind, hat man hier einen eigenen sehr passenden Ausdruck. Man sagt nämlich: sie hassen sich. So hassen sich Flachs, Klee, Winterrüben, Pastinaken, Kopfkohl, Erbsen 6, 8, 9 Jahre über. Dennoch hat Geucking über den Flachs einen Beweis vom Gegentheile, aber nur auf einem fetten Gartenfelde, wo der Flachs nach einem Zwischenjahre vortrefflich gerieth. Je schlechter der Boden ist, je länger hassen sich jene Früchte.

Nach wohlgedüngten Herbstrüben kann man in der Gegend von Borken zweimal Roggen ungedüngt folgen lassen. Nach Weißhafer wächst ohne neue Düngung keine Kornart, nach Braunhafer alles. Man betrachtet diesen als eine halbe Düngung.

Dreische kommt in diesen Sandgegenden nicht oft vor, sonst verhält man sich mit der Bestellung nach ihrem Umbruche wie mit den trockenen Weiden. Die Verfahrungsart dabei ist zweierlei. Entweder wird die ganze Oberfläche mit der Hacke abgehauen, und in einen Haufen mit Mist zusammengebracht, und nachher der Boden damit gedüngt, oder man pflügt die Narbe vor Winter um, nachdem sie vorher überdüngt worden ist. Ende Aprils bis zur Mitte Mai wird diese Narbe veregt, Torfasche darüber hergestreut und Leinsamen gesäet, wobei man sicher auf eine schöne Flachsernte zählen kann, nach welchem dann Roggen

gen folgt. So weit könnte dann die Sache mit Ehren bestehen, wenn unter diesen Roggen Klee gesäet wird, und der Boden wieder zu Gras liegen bleibt; wenn man aber nun noch 2 bis 3 Jahre an dem Boden fortmelt, bis ihm der letzte Kraftstropfen entzogen ist, denn mag er wohl in langen Jahren kein Kalb mehr ernähren, wie solches an einigen Orten, namentlich um Borken, der Fall ist.

Da die Fruchtfolgen auf dem Münsterschen Sandboden so wenig Interessantes darbieten, so führe ich hier diejenigen an, welche der Gutsbesitzer v. Heiden angenommen hat, beobachte dabei zum voraus, daß seine Wirthschaft mit einer Branntweinbrennerei verbunden ist. Sein Boden ist ganz leichter Sand, die Größe seines Areal's 91 Morgen. In 7 Schläge vertheilt fallen auf jeden derselben 13 Morgen.

- 1) Kartoffeln, gedüngt mit 9 Fuder Mist.
- 2) Flachs mit Möhren, Sommerroggen, Sommerweizen — Gerste mit Klee.
- 3) Buchweizen mit Rüben, Spörgel, darauf Buchweizen — Klee. Alles grün abgefüttert, gedüngt wie im ersten Jahre.
- 4) Roggen, darauf Spörgel und Stoppelrüben.
- 5) Buchweizen.
- 6) Roggen, gedüngt wie 1 und 3, darauf Spörgel und Stoppelrüben.

7) Rauhs oder Braunhafer auf hohem weissen Hafer auf niederem Boden.

§. 8.

Cultur der Wildgründe.

Da sie einigermaßen zur Fruchtfolge gehört, oder doch ganz gewiß, da die Fruchtfolge die Seele bei dem Ausbruche solcher wüsten Gründe ist, steht die Cultur hier nicht an ihrem unrichtigen Orte. Leider aber läßt sich das Münsterländische Verfahren dabei nicht zum Grunde legen. Ist man in der Cultur der alten Aecker noch zurück, so ist man es noch weit mehr bei der des Neubodens. Das für werde ich die Verfahrensart eines einzelnen Mannes, des schon gedachten Gutsbesizers v. Heiden, angeben. Es ist nämlich nur von einer allmählichen Urbarmachung die Rede, oder einem Anbaue durch Abbau, welches der gemeinüblichste, und für den Bauern nur der einzig sichere Weg ist, daher das Sprichwort von dem Gegentheile: Anbau ohne Abbau ist Todtbau. Ich werde jenen Oekonomen selbst sprechen lassen.

„Die zu vertheilenden hiesigen Gemeingründe würden nach Maassgabe ihrer höheren oder niederen Lage, jene zu Ackerland, Birken und Nadelholz, diese zu Weiden, Wiesen oder Erlenwäldungen zu benutzen seyn.“

„Die höheren Distrikte sind, nachdem deren

Marbe hinreichend wund gemacht, sehr leicht und ziemlich sicher mit Kiefern und Birken zu besaamen. Jedoch würde man sicherer zu Werke gehen, wenn man kleinere gegen raue Winde geschützte Plätze mit den besagten Holzungen besaamte und hierin die Pflanzen für die zu cultivirenden Distrikte anzöge. In diesem Falle sind besonders die Birken, die ohne Schatten nicht aufkommen wollen, und diesen kann ihnen das bloße Heidekraut nicht gewähren."

"Alle andere Laubholzarten gedeihen, meiner hinlänglich gemachten Erfahrung zufolge, ohne vorherige tiefe Umackerung und Bedüngung mit Moder, auf den hiesigen Gemeingründen durchaus nicht. — Pflanzen von Erlen oder Ellern für die Niederungen, welche daselbst nahe zusammen gepflanzt sicher gedeihen, sind bei uns hinlänglich vorhanden."

"Höher liegende ebene Distrikte sind bei dem auf jedem Hofe in Gräben, Teichen und Vertiefungen satksam befindlichen Moder, meiner selbst gemachten Erfahrung gemäß, folgendermaßen in Cultur zu bringen."

"Im Frühjahr wird die zu Ackerland bestimmte Fläche sechs Zoll tief umgepflügt, im Herbst mit der großen Egge geeget, sodann vor Winter nochmals gepflügt und im folgenden Frühjahr mit dem vor Winter ausgegrabenen Moder besa-

ren. Der Moder wird gleichmäßig auf die umgebrochene Fläche vertheilt, und tüchtig mit der großen Egge eingeeget. Hierauf wird die Fläche Anfangs Mai mit Spörgelsaamen besäet und solcher, sobald die Pflanze in voller Blüthe steht, untergepflügt; darauf noch in demselben Sommer der Acker mit Buchweizen besäet, und dieser mit der kleinen Egge, soviel solches, ohne den Spörgel wieder herauszubringen, geschehen kann, eingeeget. Sobald der Buchweizen in voller Blüthe steht, wird er niedergewalzt und ebenfalls untergepflügt. — Den folgenden Herbst und Winter bleibt der Acker so liegen, wird dann im Frühjahr per Morgen mit 30 starken zweispännigen Fudern wohl vergangenen (gegohrenen) Plaggenmist (ein Compost von $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{4}$ Strohmist und $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ Rasen oder Heideplaggen) gedüngt, und eine Furche über die andere mit Kartoffeln bepflanzt, welche, sobald sie aufgehen, geegget und sodann etwa vier Wochen später mit dem Pfluge angehöhet werden.“

„Ein Morgen so behandelten hoch und trocken liegenden Heidegrunds lieferte mir im Jahre 1816 den für solchen Boden unglaublichen Ertrag von 150 Berliner Scheffel großen und kleinen Kartoffeln. Hierauf werde ich diesen Boden im folgenden Frühjahr mit einem starken Hordenschlage bedüngen und sodann mit Sommerroggen oder Heidekorn mit untergesäetem rothen und weißen Klee
ber

bestellen, und selben nach Aberntung der besagten Halmfrüchte einige Jahre zur Weide und Benarrung liegen lassen, welche Weide dann hinlängliche Düngung für jede fernere Cultur und Frucht für diesen Boden produciren wird."

„Daß der weiße und rothe Klee, der hier sonst auf hochliegendem Lande durchaus nicht gedeihen will, für einmal, bei einer nicht gar zu trockenen Witterung, auf solchem Neubruch gut gerathe und sich einige Jahre gut erhalte, ist eine hier allgemein bekannte Sache."

„Obiges Verfahren ist einem jeden hiesigen Bauern, unter Beihülfe des Moders und der Plagen jährlich für einen Morgen ausführbar, und zwar ohne nachtheiligen Einfluß auf sein übriges Ackerland, indem diesem nur höchstens der Dünger für einen Morgen jährlich entzogen, aber der Wirthschaft reichlich durch Kartoffeln und Weide ersetzt wird."

§. 9.

Cultur des Getreides.

Wintergetreide.

Da der Weizen in den Sandgegenden nur als Ausnahme vorkommt, so kann ich seine Cultur übergehen, und berühre nur das Einzige, daß das Weizendurchhegen im Frühjahr hier sehr wohl bekannt ist, und mit vortrefflichem Erfolge ausge-

übt wird. Es geschieht im März oder April, wenn die Witterung dazu günstig ist. Ist der Boden zu locker, so wird gewalzt.

Die Behandlung des Bodens zum Roggen ist folgende. Gleich nach dem Wegbringen der vorhergehenden Ernte des Buchweizens z. B., wird das Land gestrichen (flach geeegt) und vereegt. Nach einiger Zeit, wenn das Unkraut ausgeschlagen ist, wird Dung aufgefahren; dieser bleibt auf dem Felde gebreitet liegen, bis gegen Michaelis zur Saat gepflügt wird.

Anderswo wird zweimal gestrichen, geeegt, gedüngt und der Dung sogleich zur Saat eingepflügt. Der Acker zu ungedüngtem Roggen wird auf gleiche Weise behandelt. Das letzte Pflügen geschieht 4 auch 6 Zoll tief. Die Roggeneinsaat nimmt mit Michaelis ihren Anfang und dauert bis im December. Man säet $1\frac{1}{4}$ Scheffel auf den Morgen. Steht der Roggen zu dicht, oder hat er zu viel Unkraut, so wird wohl im Frühjahr geeegt, aber mit schlechtem Erfolge.

Die Zeit der Ernte fällt um Jacobi und geschieht durchgehends mit der Sense. Jedem Mäher folgt ein Binder. Beide bringen am Ende die Garben in Reihen, zu 20 auf die Stiege, zusammen. Man verlangt, daß 2 Mann und eine Binderin 400 Ruthen per Tag abfertigen. Der Mann

im Tagelohn zu 8, und die Frau zu 6 Gr. macht nicht ganz 10 Gr. Erntekosten vom Morgen.

Man hat in einigen hiesiger Kreise eine besondere Art, die Gelege oder einfache Garben zu binden, wobei man die Halme gegen die Mitte ihrer Länge einknickt, so daß die Aehren nach dem untern Ende des Strohes hangen. Dieses Binden hält etwas länger auf, als das lange Binden (hier Langband); hat dagegen den Vortheil des leichteren Dreschens für sich, indem die Aehren näher bei einander bleiben, wenn die Garben auf der Diele gebreitet werden, wogegen bei Langband die Aehren durch die ganze Länge der Garben kommen, also überall aufgeschlagen werden muß.

Bei ungünstiger Erntewitterung errichtet man auf dem Felde an einigen Orten Siemen von 100 Garben, an anderen von 30 bis 40. Der Regen soll dem Getreide darin nichts anhaben. Da ich keine solcher Siemen habe errichten sehen, so kann ich über ihre Bauart nichts sagen.

H a f e r.

Das zum Hafer bestimmte Land wird in der Gegend von Rheine im Herbst umgepflügt, im Frühjahr meistens etwas gedüngt, im März oder April gepflügt und gesäet. Man nimmt die Hälfte mehr, auch wohl noch einmal so viel Saamen, als vom Roggen.

Man hält den weißen Hafer hier für eine sehr aussaugende Frucht, den braunen oder leichten Hafer aber für eine halbe Düngung; nicht sowohl (denke ich) weil man glaubt, daß er den Boden wirklich verbessere, als weil er nur halb so viel Kraft aus dem Boden zieht, als eine andere Getreideart, und weil auch andere Früchte gut darnach gerathen.

S o m m e r r o g g e n.

Der Sommerroggen kommt in einigen Sandgegenden des Münsterlandes ziemlich häufig vor; entweder da, wo man keine Gerste noch Hafer gewinnen kann, oder auch statt des Winterroggens, auf solchen Feldern nämlich, zu deren Bestellung man im Herbst um Vorwinter keinen Düng gehabt hat. Man verwendet also den Winterdüng auf den Sommerroggen. Diese Getreideart wächst wohl auch auf schwerem Boden; allein da sie weniger lohnt als Wintergetreide, so wird ihr vorzugsweise der leichte trockne Boden angewiesen.

Der Sommerroggen kommt am besten nach Sommerspörgel, das ist nach Spörgel, der in die Braache gesäet worden, auch wohl nach anderem Sommergetreide; man läßt ihn aber nicht auf Winterroggen, wohl aber diesen auf ihn folgen. Dreische, das ist Schaafdreishe, weil man auf hohem

trocknem Boden wohl keine andere findet, soll nicht zu Sommerroggen taugen.

Die Feldzubereitung und Behandlung ist folgende. Das Land wird schon vor Winter gepflügt, und vom Unkraute, namentlich den Quecken, gereinigt. Im Februar wird der Dung aufgefahren, denn ohne Dung will er auf einem solchen Boden nicht wachsen. Der Dung, der sich am besten dazu eignet, ist der der Schaafställe, wo, wie schon erinnert worden, immer mit Heideplaggen eingestreuet wird; es gehören aber 20 bis 22 Fuder dazu, statt daß man mit sonstigen Strohstallmist mit der Hälfte zureicht. Auf jeden Falle muß der Dung vorher tüchtig gegohren haben, also roth seyn, es sey denn auf schwerem feuchten Boden, wo der frische Dung Vorzüge hat. Man pflügt ihn unmittelbar vor der Einsaat unter, und zwar nicht tiefer, als daß er so eben mit Erde bedeckt ist, und so viel, daß man die Saat eineggen kann, ohne den Dung in die Höhe zu bringen.

Man nimmt, da die Körner etwas kleiner sind als die Winterroggenkörner, auch etwas weniger Saamen davon, als von diesem, auf schwerem nassem Boden aber ein geringes mehr, vermuthlich weil dieser Boden nicht eben so gut dazu geeignet ist wie der trockne.

Die Saatzeit fängt in der Mitte des Februar an und dauert bis Ende März, aber nicht länger.

Die beste Zeit ist der Anfang dieses letzten Monats, denn wenn starke Kälte nach der Aussaat eintritt, so setzt solche den Roggen immer etwas zurück. Wird er später ausgesäet, also gegen Ende des März, so leidet er bei starker Sommerhize, reift vor der Zeit und bringt nur unvollständige Körner. Seine gewöhnliche Reife tritt 8 bis 14 Tage später als die des Winter-Roggens ein. Sein Ertrag ist um ein Drittel geringer, als der des letztern. Dabei steht er im Preise um ein Siebentheil niedriger, indem er seiner Kleinheit wegen mehr Kleien giebt als der Winter-Roggen. In dem Gewichte verhält er sich zu diesem wie 20 zu 23. Man läßt ihn zum Verkaufe selten rein, sondern mischt ihn mit dem letztern. Die Branntweimbrenner verlangen ihn gar nicht. Er ist und bleibt also nur eine Nothhülfe.

Der Sommer-Roggen hat das Gute, daß er den Dung nicht alle aufzehrt, so daß der Winter-Roggen ungedüngt sehr gut auf ihn folgen kann. Man nennt dann diesen Folge-Roggen. Jener kann zwar auch diesem zur Folge dienen, aber nur schlecht, wenn nicht von neuem dazu gedüngt wird.

Auch in dem Dellbrückschen dient der Sommer-Roggen nur als Nothstüße, wenn man mit dem Winter-Roggen nicht hat fertig werden können, oder nicht Dung genug dazu gehabt hat. Das Land wird im Frühjahr dazu gestrichen, dann

gedüngt und einmal gepflügt. Ist das Land rein, wie z. B. nach Buchweizen, so fällt das Streichen weg. Man säet ein Achtel weniger als Winter-Roggen. Die beste Zeit ist im März oder Anfangs April, doch säet man ihn in der Sende noch wohl Anfangs Mai. Der früher gesäete ist durchgehends besser als der spätere. Sprichwort, daß man auf Petri Stuhlfeier (22sten Februar) Morgens noch Winter-Roggen säen könne, Nachmittags aber schon Sommer-Roggen säen müsse. Sein Ertrag ist um ein Viertel geringer als der des Winter-Roggens. An Qualität schätzt man hier beide gleich. Wegen die Zeit der Saat steht der Sommer-Roggen manchmal noch höher im Preise als der Winterroggen. Sie erfordern beide eben viel Dung, und können beide auch hinter einander folgen, doch geht gewöhnlich der Sommer-Roggen vor. Dieser hat das Unangenehme, daß er ein stark verquecktes Land hinterläßt. Ich fand hier einen sehr intelligenten Landwirth, Namens Westermeyer, der behauptet, daß der Saatroggen, der nicht zur vollen Reife gekommen, der beste sey, und nicht allein leichter aufgehe, sondern sich auch besser mache und halte.

Sommerweizen.

Wenn nur der Boden sich in einem guten Dungzustande befindet, so qualificiren sich beinahe alle

Bodenarten zu diesem Getreide. Daß er den Boden weniger als die Gerste angreife, behauptet man im Elfaß. Er gedeiht vorzüglich nach Kartoffeln. Diese Erfahrung stimmt also allenthalben überein. Ungeachtet dessen will er doch von neuem gedüngt seyn, wenn gleich zu den Kartoffeln gedüngt worden ist. Ohne frisch aufgebrauchten gerotteten Dung will es hier nicht wachsen. Der Dung wird unmittelbar vor der Saatsfurche aufgebracht, und der Weizen in die frische Furche gesät. Die Zeit der Einsaat dauert vom 23ten April bis 2ten Mai. Auf nassem Boden läßt er sich auch etwas später säen. Man nimmt ein Viertel weniger Saatkorn, als man Roggen nehmen würde.

Das Korn giebt weder so gutes Mehl noch weißes Brodt, als das vom Winterweizen. Da der Sommerweizen sehr dem Brande unterworfen ist, so muß das Korn erst gewaschen und wieder getrocknet werden, ehe man es zur Mühle bringt. Er liefert nicht so viel Mehl als der Winterweizen und verhält sich im Gewichte zu diesen kaum wie 9 zu 10. Da das Brod davon immer etwas schwärzlich, und, was Bemerkungswerth, auch fester ist, als das Winter-Weizenbrod, so wird der Sommerweizen von den Bäckern nicht gekauft. Uebrigens hat er das Gute, daß der Winterroggen vorzüglich darnach geräth und gut scheffelt.

Den

Buchweizen

saet man in der letzten Hälfte des Mai. Man braucht halb so viel Saamen als vom Roggen. Man drischt entweder sogleich bei dem Einfahren in die Scheune, oder im Winter.

Zu dieser Frucht wird in dem Dellbrückschen dreimal gepflügt, einmal mit 2 und die andremale mit 3 Pferden zu einer Tiefe von 6 bis 8 Zoll. Nach dem letzten Pflügen und Eggen bleibt das Land 10 bis 14 Tage liegen, damit der Hederich ausschlage. Darauf wird der Buchweizen gesäet, 1 Scheffel per Morgen. (0,64 nach Pr. Getreides und Flächenmaasse.)

Man eggt ihn mit vorwärts gerichtetem eilf Zoll langen Zinken scharf und auf das sorgfältigste ein, um zugleich das Unkraut zu zerstören. Allein es heißt wohl: naturam expellas furcâ, tamen usque repellit; daher wird acht Tage nach der Einsaat, wo der Buchweizen anfängt zu keimen, alles noch einmal kurz und klein vereggt. Die Egge wird dabei schräg eingehangen, so daß die Zähne weder vorwärts noch rückwärts, sondern seitwärts gerichtet sind. Diese Eggungsart, wovon auch in den Niederlanden häufig Gebrauch gemacht wird, ist zur Zerstörung des eben aufkeimenden Unkrauts vortrefflich. Die gewöhnliche Saatzeit des Buchweizens ist vom 16ten Apri bis zum 2ten Mai.

Wie vielen Zufällen diese Frucht unterworfen, ist bekannt. Ein einziger kalter Nebel reicht zu, die ganze Saat zu zerstören. Man kann daher in 3 Jahren nur auf eines zählen, wo er einschlägt. In äußerst günstigen Jahren hat man hier wohl das 18te Korn oder eben so viel Dellbrücker Scheffel vom Morgen. Im Durchschnitte aber nimmt man seinen Ertrag vom Morgen zu 10 Scheffel an. (6 $\frac{1}{4}$ Berl. Scheffel vom Magdeb. Morgen.) Das Stroh des Buchweizens ist von äußerst geringem Werthe, dagegen hält man seinen Anbau für ein den Boden verbesserndes Mittel.

Der Buchweizen wird im Werthe der Gerste gleichgesetzt, und manchmal erreicht er den des Roggens. Er wird bei der Ernte gemähet, in Stücken aufgesetzt und gebunden. Nach 14 Tagen guter Witterung wird er eingefahren, und meistens vom Wagen weg, doch auch einigemal im Winter, gedroschen. Das Raff mit dem Staube der Blätter wird trocken an die Kühe verfüttert.

§. 10.

Cultur der Futtergewächse.

Futterkräuter.

Man kennt ihrer nur zwei, Klee und Spörgel.

Man säet den Klee in Roggen, Hafer, Gerste, Leinsaamen und Sommer-Rübsen. Sehr oft wird die Gerste grün abgefüttert, und da hat man

schon im ersten Jahre zwei Futterschnitte, und ganz gewiß ist dieses auf einem nicht zu mächtigen Boden eine vortreffliche Methode, indem er dadurch eine zweijährige Ruhe gewinnt. „Uebrigens, sagte mir jemand, ist meiner Erfahrung nach, der Sommer-Rübsen die beste Ueberfrucht für den Klee. Da jener nicht zu dichte steht, so wird dieser nicht zu stark überschattet. Da endlich der Rübsen ausgezogen wird, so wird dadurch der Boden um den Klee her etwas aufgewühlt.“

Das Quantum der Einsaat ist nach den Gegenden sehr verschieden, 8, 9, 10 Pfund ist das gewöhnlichste. An einem Orte fand ich 7 Pfund, dagegen sieht man in der Gegend von Vochohd 12 Pfund als das minimum an, das man nehmen darf. Man mischt hier auch wohl noch ein Pfund weißen Kleesaamen darunter, weil dieser, wenn die Gerste, und nachher der rothe Klee abgemähet worden, nicht so sehr berührt wird, demnach den kahlen Boden vor der Sonnenhitze deckt, wornach der rothe Klee zwischen ihm in höhere Stengel aufstreibt. Diese Methode mag auf Sandboden ihren guten Nutzen haben.

Allenthalben wird der Klee überdüngt. Einige verlangen hierzu langen Stallmist, andere nur kurzen vermoderten. Einige ziehen den Pferdedung dazu vor. Da, wo der Klee Gefahr läuft auszufrieren, ist der lange Mist gewiß vorzuziehen. Die,

welche dafür sind, bringen ihn gegen Anfang Decembers, am liebsten bei regnigter Witterung, auf, wodurch die Dungtheile sich dem Boden mittheilen. Das Stroh bleibt, um gegen den Frost zu schützen und den Schnee darin zurück zu halten. Im Frühjahr wird dieses abgeharkt, und zum Einstreuen gebraucht. Es gehören 6 bis 7 Fuder solchen Mistes auf einen Morgen. Man setzt auch einen Compost von Mist, Asche, Kehrlicht und Moder zusammen, läßt den Haufen über Winter stehen, und überdüngt damit im Frühjahr. — Man düngt noch mit Modererde, Mergel, Asche, selten mit Gyps.

Da der hohe Sandboden nicht für den Klee geeignet ist, und anderswo die Pachtverhältnisse ihm entgegen stehen, so ist sein Anbau hier ohne Bedeutung, und nur an den glücklichsten Orten mag er ein Zehntel des Areal's einnehmen. Durchgehends steht er außer dem gewöhnlichen Fruchtumlauf, und wird auf einige Nebenplätze beschränkt. Bei Stallfütterung gehören nach hiesigen Erfahrungen 75 bis 100 Quadratruthen guten Klees auf eine Kuh im Sommer, die aber nebenbei noch etwas Zufutter bekommt. Wer also auf 80 Scheffelgesäe = p. p. 44 Morgen Ackerland 2 Pferde, 1 Zugochsen, 9 Kühe, 4 Kinder und 4 Kälber hält, der müßte schon 14 bis 15 Scheffel guten Klee, also den 6ten Theil seines Areal's in Klee

haben, ein Fall, in welchem sich nicht ein Wirth in ganz Westphalen befindet. Man ist froh, wenn man ³⁰ daselbst in Klee sieht. Außer den Pferden bekömmt das andere Vieh wenig davon zu fressen; es kann also auch an keine Stallfütterung gedacht werden. Man sollte Prozessionen nach Thushausen in der Bauerschaft Sporeck Kirchspiel Bochold, anstatt nach Revelaer und andern Wallfahrtsorten, veranlassen, und der Bauer Johann Wilhelm Bofß mußte sie, mit einer großen silbernen Medaille am Halse hangend, empfangen, und durch seinen Kuhstall um seine Aecker herumführen.

Was man gegen den Klee einwendet, ist, daß seine Benützung nur ein Jahr dauert, und dieses scheint zu geringe, als daß man sich Mühe darum geben, etwas anders auf dem Felde entbehren und noch dabei so vielen Dung darauf verwenden soll. Man sieht also nur auf das, was er unmittelbar leistet, und nicht auf die mittelbare Wirkung, die er zum Besten des Ganzen hervorbringt. Um den vermeintlichen Verlust der ersten Auslage für den Klee wieder einzuholen, sucht man seine Lebensfrist noch um ein oder zwei Jahre zu verlängern; dabei verqueckt das Land von Grund aus, und man zieht sich so einen wirklichen Schaden zu. Kartoffeln allein können nachher einen solchen Boden wieder in Stand bringen. Daß bei einem solchen Verfahren aller Einfluß des Klees auf Boden und

Wirthschaft verschwinde, leuchtet von selbst ein. Mit Kartoffeln hätte man anfangen und nicht endigen sollen, und so würden Kartoffeln und Klee, in der Wirthschaft verzehrt, das Doppelte an Dung wiedergegeben haben, was man darauf verwendet hat.

Zum Glücke fehlt es auch in Westphalen nicht an einigen guten Oekonomen, die weiter sehen als der große Haufen, und aus Erfahrung bezeugen, daß der Körnerertrag seit Einführung des Kleebaues gewonnen habe. Einer derselben, Geucking bei Südlhon, behauptet, daß die Kleeestoppel nur sehr flach untergepflügt werden darf, wenn Roggen eingesäet wird, ohne welches dieser vergehe.

Ausgenommen müssen von dem Kleegeetze werden, 1) der allzuhohe dürre Sand, 2) der auf eisenhaltigem und moorigem Untergrunde auffigende Boden, 3) eine feichte Ackerkrume über einer strengen Thonschichte, als welche zwei letztere Bodenarten leicht auffrieren, 4) ein schwarzer Grund, der auf rothem Ocker liegt. Hier geräth der Klee nur schlecht, und bei Dürre und Kälte gar nicht.

Es ist hier wohl nicht das Land zu Luzerne; sie stirbt selbst im besten Gartenlande schon im 3ten, 4ten Jahre ab. Indessen wenn ich denke, daß ich in der Pfalz prachtwolle Luzerne auf baarem Sande gefunden habe, so läßt sich ihr Anbau auch hier nicht allgemein ausschließen; desto mehr aber würde die Esparsette an einigen Orten, die

häufig Kalk und Mergel zur Unterlage haben, wie zu Borken, Besecke, Südlhon und vorzüglich in der Gegend von Rheine passen. Das Herz blutete mir, als ich eine solche Strecke und einen solchen Boden, wie der, welcher an den Gärten von Rheine anfängt und sich bis nach Mesum erstreckt, zur gemeinen Hut verdammt sah. Mehrere Hundert Morgen vielleicht, wo man nur den Pflug anzusetzen braucht, um jede Getreideart zu erzielen. Ein trockener sanfter Abhang mit einem kalkhaltenden Untergrunde, den schon jetzt in seinem verlassenen Zustande die schönste Grasnarbe deckt. Dieser Boden würde sich meiner Meinung nach über alles zur Esparsette eignen, und alsdann würde der zehnte Theil dieses schönen Landstriches mehr Nutzen bringen, als jetzt das Ganze. Wahrlich hier schreit die Natur um Hülfe, und weg mit denen, die um einiger Schaafte und ihres Privateigenthums wegen, durch Stärke und Einfluß sich der Theilung zum Nachtheile aller übrigen Interessenten und des Staates widersetzen! Ohne sie, wie sollte diese Wüste blühen und Manna von der Höhe darauf herabregnen? — Es würde mehrere intelligente Wirthe geben, die sich gern mit dem Versuche, Esparsette zu säen, auf verschiedenen Punkten abgaben, wenn Saamen zu haben wäre.

Spörgel ist das rechte Grün der Sandländer, und wenn er der Quantität nach nicht viel

beibringt, so kostet auch seine Bestellung wenig Arbeit, und seine Qualität als Rindviehfutter ist unübertrefflich; wird er aber geweidet, so verbessert er das Sandland. Auf schwerem Boden kömmt er zwar auch, aber hier ist das Abtüttern schädlich. In der Braache gebaut, gewährt er ein kostbares Heu, und bereitet den Boden vortrefflich zum Roggen vor. Sein Saame und Saamenstroh sind ein sehr gutes Futter. Mähet man ihn vor der Blüthe, so kann man ihn, nach Busmanns Versicherung, noch einmal einschneiden. — Man tütert den Herbstspörgel auf dem Felde ab und bringt ihn nicht, wie in Brabant, zwischen zwei Roggen-ernten, sondern nur nach dem zweiten oder mageren Roggen und läßt dann Buchweizen folgen. — Eine besondere Bemerkung, die in Westphalen als lenthallen bekannt ist, ist, daß das Vieh, wenn es von der Spörgelweide kömmt, aus einem mir unerklärbaren Instinkte, mit größter Begierde das Heidekraut aufzehrt, daher man es ihm auch da, wo Gelegenheit dazu ist, sehr gern gestattet.

Busmann, als Stallfütterungswirth, mähet seinen Spörgel. Da ihm alles daran liegt, ihn früh im Herbst und in allmählicher Folge zu haben, so mähet er einen Theil seines Roggens noch ehe er seine volle Zeitigung erreicht hat. Diesen Roggen legt er zum Schneiden für Pferdefutter zurück, und ich bin überzeugt, daß er so zu diesem Gebrauche

brauche nichts verliert, indem dasjenige, was dem Korn an Vollständigkeit fehlt, durch die bessere Qualität im geschnittenen Stroh ersetzt wird. Dieser abgeerntete Streifen wird dann sogleich mit Spörgel bestellt. Bald darauf nimmt er ein zweites Stück Roggen vor, also beim Anfange der Ernte, und bringt Spörgel an die Stelle; ist die Roggenernte vollendet, so besäet er den Rest. Bei dem früher bestellten Spörgel braucht er $\frac{1}{4}$ Schefel Saamen auf 400 Ruthen, bei dem spätern, der mehr Zeit hat auszuwachsen, nur $\frac{3}{10}$.

Die Bestellungsart für den Spörgel ist folgende. Die Roggenstoppel wird möglichst flach umgepflügt. Tiefpflügen, oder zweimal Pflügen taugt durchaus nicht. Man vereggt mit der leichten Egge, welches man hier schlichten nennt, säet, schlichtet wieder und walzt. Je feiner die Krume verpulvert ist, und je fester gelegt, desto besser geräth der Spörgel. Wenn Buzmann den Spörgel abgemähet hat, so läßt er die Stoppel sogleich umbrechen, schlichten, düngen, zur Saat pflügen und Roggen säen, ohne daß dieser Roggen einem andern Mistroggen, dem fein Spörgel vorhergegangen, nachstehe. — Er säet auch Spörgel im März auf solche Aecker, wo er in demselben Jahre Kartoffeln oder Kohl hinpflanzen will. Daß Buzmann auf seinem kleinen Areal 1815 — 3600 Ruthen Herbst-

spörgel gehabt habe, glaube ich schon gesagt zu haben.

In dem Dellbrücksehen nimmt man $\frac{1}{8}$ Scheffel Spörgelsaamen auf den Morgen. Wenn man des Spörgels nicht ängstlich als Futter bedarf, so wird er mit der Egge verrissen und umgepflügt.

Wurzelgewächse.

* **Fastinacken.** Man säet sie unter dicke Bohnen, und wenn diese abgebracht sind, so läßt man jene über Winter im Felde stehen, um sie im März und April zu verfüttern; sie geben aber der Milch und Butter einen unangenehmen Geschmack. Sie werden auch nur von armen Leuten gegessen. Man klagt, daß die Wurzeln von Jahr zu Jahr dünner werden, wogegen das Saamenverändern nichts hilft. Es kommt wahrscheinlich daher, weil, da man sie nur im Gartenfelde zieht, sie zu oft auf derselben Stelle wieder kommen, und sie, hiesiger Erfahrung nach, sich mehr, als Klee oder Glack, hassen.

Zu den Möhren wird gepflugspatet. Ich habe schon früher erwähnt, daß ein Möhrenland, hier Wurzelbeet, an einigen Orten einen ganzen Garten bildet. Beispiels halben der Ertrag, den ein Bürger von Bochold 1815 von 100 Quadratruthen gehabt hat. Der Anschlag des Werths ist in Elzevischem Gelde.

12 Karren Möhren mit Laub	18 Rthl.
Sommer-Rüben, überhaupt geringe an- geschlagen	2 s
1 Scheffel Erbsen	4 s
6 Scheffel trockene dicke Bohnen	15 s
Total	39 Rthl.

Die Kosten waren folgende:

6 Fuder Stallmist aus Stroh	12 Rthl.	0 Stbr.
Auffahren desselben (lag nahe)	1 s	0 s
Aufladen desselben einen halben Tag	0 s	12 s
Breiten desselben einen halben Tag	0 s	12 s
Unterpfügen desselben einen hal- ben Tag	0 s	50 s
Einstoßen desselben in die Furche	0 s	12 s
Zusammen	14 Rthl.	26 Stbr.

Da aber ein Wurzelbeet ein Nachsäen ohne fernern Dung gestattet, so kann ihm nur die Hälfte der Mistkosten, also 7 Rthl. 13 Stbr. Elevisch, zur Last geschrieben werden.

Also hier 7 Rthl. 13 Stbr.

Das Land im Mai mit 2 Pferden zu pflügen, einen halben Tag	1 s	0 s
8 Menschen zum räumen, — hins- ter dem Pfluge spaten — einen halben Tag	1 s	12 s
Ein Weib zum Einlegen der Erb- sen und Bohnen, ein anderes		

Latus 9 Rthl. 25 Stbr.

	Transport	9 Rthl. 25 Stbr.
zum Säen, dann beide zum Re-		
chen und Einharfen	0	20
$\frac{1}{2}$ Scheffel Bohnen Aussaat	1	15
$\frac{1}{2}$ Schfl. Erbsen höchstens	0	30
Für Möhren und Rübsaamen	0	25
6 Weiber zum Säen, einen Tag	2	0
Ernte- und Einfuhrkosten	2	40
Erbsen- und Bohnen-Stroh ist fürs		
Dreschen weggelassen worden.		

Total sämtlicher Unkosten 16 Rthl. 35 Stbr.

Von dem Ertrage ab bleiben, Landpacht und Grundsteuer nicht gerechnet, 22 Rthl. 25 Stbr.

Die Möhren werden durchgehends einen Fuß lang, und haben bei der Krone 1 bis $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Ihr Ertrag giebt zwischen 10 und 20 Pferdfrachten vom Morgen. Die unter dem Lein erzogene sind die schwachhaftesten, man thut solches aber nicht leicht in den Gegenden, wo der Flachs den Hauptgegenstand der Cultur macht. Ob man gleich in der Regel Roggen auf die Möhren folgen läßt, so zieht man doch den Hafer und die Kartoffeln dazu vor, und das mit Recht.

Zu Kartoffeln mag man gern pflugspaten (royolen). Man bringt am liebsten den Dung dazu in der Mitte März auf. Dasselbe gilt auch von den Möhren. Man streicht den Dung nur so eben unter, damit er gedeckt werde. Eils zwei

spännige Fuder reichen zu. Die Kartoffeln werden noch an den wenigsten Orten behackt! Kartoffeln in derselben Gattung Boden gezogen, arten mehr und mehr aus; die besten sind, welche man vom Klei auf den Sand bringt. Dieselbe Erfahrung, die ich davon für den Münsterländischen Klei angeführt habe, bestätigt sich also auch auf dem Sande. Werden die Kartoffeln gehörig behandelt, so geben sie 100 und mehr Scheffel vom Morgen.

Nach Kartoffeln, die gehörig behackt und von allen Quecken rein gehalten werden, geräth alles, zumal der Lein.

§. II.

Cultur der Handelsgewächse.

Der Lein- oder Flachsbaum allein verdient in dem Münsterschen unsere Aufmerksamkeit; er ist hier mehr oder weniger, was er für das Ravensbergische und Mindensche ist. Ohne ihn könnte die Bevölkerung in den Sandgegenden des Münsterlandes, besonders in dem westlichen Theile desselben, nicht bestehen.

Als häuslicher Erwerbszweig führe ich ein mir bekanntes Beispiel von einem Zeitpächter auf einem Halberbe an, welcher in den vier Wintermonaten 1815 wöchentlich 30, zusammen 500 Stück Garn, aus eigenem Flachs, durch seine eigene Leute nebst einer besoldeten Spinnerin hat abspinnen lassen.

Da er aus jedem Stück 1 Laubthaler löste, so machte dies für diese kleine Familie eine Summe von beinahe 100 Rthlr.

Meistens aber wird der selbstgesponnene Flachse von der Familie des Producenten auch verwebt, wenn sie gutes Wasser hat, gebleicht, und dann erst verkauft. Die Gattungen sind: a) Breittuch zu $1\frac{1}{2}$ brab. Elle Breite, oder Fünfviertelstuch zu $\frac{5}{4}$ Elle Breite. Die Länge von beiden ist von $51\frac{1}{2}$ brab. Elle, gleich $53\frac{1}{2}$ Berliner Elle, die brab. Elle zu der Berliner wie 695 zu 666. b) Schmalstuch, solches mißt nur eine Elle in der Breite, und hat keine bestimmte Länge. Es wird von größerem Garne angefertigt. c) Bergentuch aus Hede. Wird diese fein gehechelt, so dient das Linnen davon geringen Leuten zu Hemden, sonst zu Säcken u. s. w.

In den bessern Flachsegegenden wird mehr Breittuch angefertigt. Das gemeinste hält 1100 Fäden über den Baum und durch den Kamm auf eine Breite von $1\frac{1}{2}$ Elle. Das feinere hat bis 1400 Fäden, ja man hat welches von 2000 Fäden zur selben Breite gemacht. Man sagt daher bei der Beurtheilung der Feinheit: es ist eine kleine oder große Eilf. Eine kleine hat zwischen 1050 und 1150 Fäden, eine große Eilf hat 1150 bis 1200 Fäden; eine Zwölf hat 1200 Fäden und darüber. Eine große Eilf oder eine Zwölf wird gebleicht.

zu 15 bis 16 Rthlr. verkauft. Die Elle zu bleichen kostet 3 Stbr. Die feinste Leinwand wird um Borcken und Raesfeld gemacht. Ein emigrirter Prälat aus Flandern, der sich mehrere Jahre in Borcken aufhielt, hat sich vieles Verdienst um die Verbesserung der Cultur und Behandlung des Flachs, so wie der Feinspinnerei und Weberei, erworben.

Seitdem der Flachs nicht mehr im Wasser, sondern im Thau gerödet wird, hat die Leinwand an äußerer Schönheit, wiewohl auf Unkosten ihrer innern Güte, gewonnen. Der gedeichte Flachs bleibt stärker, also auch die daraus gewebte Leinwand. Auch im Gewichte findet sich dieses um 2 Pfund auf das Stück schwerer, als das im Thau gerödete. Es würde zwar vortheilhaft seyn für den eigenen Gebrauch, wobei es mehr auf die innere als äußere Güte ankommt, im Wasser zu röden, allein es geschieht nicht, vermuthlich um sich nicht zweierlei Arbeit zu machen.

Die Zahl der in den Handel kommenden Stücke hat sich durch das eingeführte Spinnen mit zwei Händen sehr vermehrt. Diese Spinnart hat in der Gegend von Borcken ihren Anfang genommen, wo man auch bequeme, wenig Raum einnehmende Käder dazu anfertigt. Es giebt Weiber, die im Stande sind, 5 Stücke Garn auf jene Weise zu spinnen. Das so gesponnene Garn soll

sich sehr gut zum Weben schicken, indem das mit der rechten Hand, etwas fester gedrehte, zu der Kette, und das losere der linken Hand zu dem Einschlage genommen wird.

Der Flachsbau ist hier noch immer im Steigen, und würde es im Amte Bochold noch mehr seyn, wenn die Zeitpächter, deren es daselbst so viele giebt, nicht der Naturalabgabe der dritten Garbe, und daher dem unveränderlichen Fruchtwechsel von Roggen, Roggen, Buchweizen unterworfen wären. Würde ihnen erlaubt seyn, diesen manchmal gegen eine Vergütung in Gelde zu unterbrechen (welches auch zugleich für Klee und Futtergewächse statt haben müßte), dann würden die seit Jahrhunderten mit schlechten Heideplaggen abgespeisten Aecker auch einmal besseren Dung zu sehen bekommen, einer besseren Wartung gewürdiget werden, und die Cultur überhaupt, so wie der innere Wohlstand der Zeitpächter-Familien sich erheben. Auch wird die Theilung der Marken nicht wenig zur Erweiterung des Flachsbauens beitragen.

Daß wir endlich noch mehr Leinwand nach Holland absetzen könnten, als wirklich geschieht, beweist ihr steigender Preis.

Ein großes Hinderniß bei diesem Handel ist, daß er zu sehr vereinzelt wird. In Borcken, wo doch so vieles und gerade das beste Linnen gemacht wird, handelt schon kein Bürger mehr damit. Die

Bauern haben den ganzen Handel vor und nach an sich gezogen, und ganz gewiß zu ihrem Schaden. Mit dem Handelsgeschäfte unbekannt, ohne Correspondenz und Bekanntschaft solider Häuser, fallen sie den holländischen Juden in die Hände. Der gutmüthige Bauer borgt, wird betrogen, und um aus dem Schaden zu kommen, betrügt er wieder. Selbst Bauernknaben geben sich mit diesem Handel ab, laufen hin und her, verzehren ihr Geld und entwenden der Cultur ihre Zeit. Das sind die Folgen der französischen Philantropie, und der Handelspatente, die den Kundigen wie den Unkundigen für ein Paar Franken zu Dienst stehen. Die Cultur gehört dem Bauern und der Handel dem, der eine eigene Profession davon macht.

Man säet den Flachs entweder nach Getreide, oder nach Kartoffeln, oder in eine Dreische. Nach Getreide muß nothwendig gedüngt werden. Solches geschieht entweder im März oder April, nachdem die Getreidestoppel im vorhergehenden Herbst umgerissen worden war, oder man düngt auch und zwar noch lieber vor Winter. Nach wohlgedüngten Kartoffeln bedarf es zu dem Flachse keiner fernern Düngung. Man pflügt aber auch dann vor und nach Winter. Die ungedüngte Narbe einer guten Weide eignet sich am besten zum Flachse. Man bricht sie vor Winter auf, und bereitet sie im Frühjahr bloß durch Eggen und Walzen zur

Einsaats vor. Nach diesem Dreischlein folgt im zweiten Jahre, wo die nun verfaulte Grasnarbe wieder heraufkömmt, Roggen oder Hafer. Darauf wird stark gedüngt, 2 bis 3 Jahre mit der Einsaat verschiedener Früchte losgesündiget, und bei der letzten derselben, weißer Klee mit ausgesäet. Würde die Sache mit einer Ernte nach dem starken Düngen beschlossen, so wäre an dieser Cultur nichts auszusetzen; allein der Mensch weiß sich nur schwer in dem Genuße des gegenwärtigen Augenblickes zu mäßigen, und da muß er in der Folge büßen und gewärtigen, daß der Boden sich erst nach vielen Jahren wieder benarbt.

Nach meiner Erfahrung, sagte mir ein Freund, treibt ganz früh aufgefahrene Jauche, und ein Compost von Asche, Mist und Straßenkoth, welcher letztere aber schon einen Winter über muß gelegen haben, den Fein ganz vorzüglich.

Man säet den Flachs zu Anfange Mai, und nimmt auf ein Quadrat von 12 Schritt oder 144 Quadratschritt $\frac{3}{10}$ Scheffel, wenn es fremder, und $\frac{1}{2}$ wenn es selbstgezogener Saamen ist. Doch ist beides das minimum. Genauer ist wohl, was man mir in Sudlhon angab: 1 Berliner Scheffel auf 100 Quadratruthen. Ueber den Saamen selbst sind folgende Bemerkungen nicht unpassend.

Man giebt hier allgemein dem Liefländischen Saamen den Vorzug. Durch die Sperrung des

Seehandels unter den Franzosen hörte das auf, und man mußte sich begnügen, den schlechten Seeländischen zu säen. Das Uebel wurde durch das Freiheitssystem und den damit verknüpften Verfall der polizeilichen Maasregeln, besonders solcher, die blos örtlich waren, noch vermehrt; denn nun suchte jeder mit Leinsaamen zu handeln, und, da keine Certifikate seiner Güte mehr vorgezeigt werden durften, damit zu betrügen. Dieses Uebel dauert noch zum Nachtheile manches unglücklichen armen Bauern fort, dessen Hoffnung dadurch für ein ganzes Jahr vernichtet wird.

§. 12.

Verschiedene Notizen.

Unkräuter.

Die Quecke, die Königin des Sandes und Erbfeindin des Ackerbaues! Die hiesige Erfahrung bestätigt die Meinung des Staatsraths Thaer, daß sie durch zu vieles Eggen eher vermehrt, und nur durch oftmaliges Pflügen in hochaufgeworfenen Furchen, also in möglichst unebener Oberfläche, vermindert werde. Die denkendsten Landwirth in Westphalen brauchen daher keine Egge mehr, wenn sie gebraucht haben. Auf kleinern Aeckern, und bei dem Flachsbaue werden sie mit der Forke ausgehoben, von Kindern aufgelesen und in Körben weggetragen. Die Wurzeln dienen dann getrocknet

der ärmeren Classe zum Winterfutter für das Vieh.
— Ein hiesiger Oekonom behauptet, daß die Quers-
ten durch wohlgedüngten Buchweizen am besten
getilgt werden.

Die Bärbinde, (Feldwinde, *convolvulus arvensis*), welche sich um Korn und Flachs rankt,
hat starke tief eindringende Wurzeln. Sie wird
am besten durch Kleebau, Sommerbraache und
Pflugspaten, wie zu den Möhren geschieht, vertilgt.

Der Ackerrettig, sein Saame sitzt in Hül-
sen, die nur dann erst aufspringen, wenn sie an
die Sonne kommen. Er kömmt unter Buchweis-
zen, Herbstrüben und Spörgel stark hervor.

Die Horde (Klapperkraut, *rhinanthus christa galli*) erscheint vorzüglich unter dem Roggen. Der
Saamen kömmt in Korn und Stroh, vergeht nicht
unter dem Mist. Sie artet besonders in nassem
und moorigem Boden. Man hält sie für ein so
gefährliches Unkraut, daß man sie zwischen dem
schon reisenden Roggen auszieht, so vielen Schaa-
den man auch dabei am Getreide thut. Sie ist
eines der schädlichsten Unkräuter hiesiger Gegend
und schwer zu vertilgen. Bei schlecht stehendem
Roggen nimmt sie oft den ganzen Acker ein. Dem
Brote giebt der Saame einen bittern Geschmack.
Tiefes und öfteres Pflügen, Reinigung des Saats-
torns, Ausrupfen und Verbrennen der Pflanze vor

Ihrer Reife, sind die Mittel, die man dagegen anwendet.

Das Heersmoos (*equisetum palustre*). Da es, wie ich schon erinnert, die Weiden untauglich für das milchende Vieh macht, so müssen die Grasäcker, sobald man es darin verspürt, aufgebrochen, gedüngt und mit Früchten bestellt werden. Ob es durch Sand, Kalk, Mergel, Lauge oder Asche zu vertilgen sey, müßte durch Versuche entschieden werden, wovon mir aber keiner bekannt ist.

Die Bucherblume ist, leider, nicht selten. Es ist anerkannt, daß sie durch Mergeln, wo nicht vertilgt, doch sehr gemindert wird.

Das Moos in den Grasäckern ist durch Steinkohlenasche und Ruß auf eine kurze Zeit, dauerhaft aber durch Umbrechen des Bodens und Mischung mit gutem Sande zu vertilgen, indem es meistens über zähem fein Wasser durchlassendem Grunde wächst.

Haueheln, Randelwisch, Wolfsmilch, Flachsseide und eine Menge anderer Unkräuter dieser Gegend zeige ich nur an.

Besondere landwirthschaftliche Erfahrungen.

Sind größtentheils schon angegeben.

Man hält den überjährigen Roggen für untauglich zum Säen. Ein westphälischer Landwirth,

✓
✓
Schlüter zu Schüttenstein, dem der Roggen auf dem Felde erfroren war, ließ ihn schneiden und streute zwischen die eingefahrenen und aufgeschichteten Garben so viel alten Roggen, als das Stroh ungefähr, ohne den Frostschaden, würde getragen haben. Er ließ den Haufen bis zur Saatzeit auf einander sitzen und säete dann den wiedergesammelten alten Roggen, und er gab eine eben so gute Ernte, als der beste neue.

Der Bauer drischt den Saatroggen erst unmittelbar vor der Einsaat, und nimmt nicht gern von dem aus der Sonne gedroschenen Korne dazu.

Nicht völlig reif gewordener Roggen giebt das schönste Brod. Zum Branntweinbrennen aber schießt er sich nicht.

Roggen von hohen Sandländern gedeiht vorzüglich, wenn er auf etwas bessern Boden gesäet wird. t

Wird der Saamen von dem weißen Hafer mehrmals nacheinander in hiesigen Gegenden aufgenommen, so wird er immer brauner und sein Mehlgelalt immer geringer. Der Scheffel Braunhafer wiegt 45 Pfund, Roggen 84, Weizen 94, Sommergerste 71.

Daß einige todte vermodernde Krebse auf dem Kornboden ein Mittel gegen den Kornwurm seyn sollen, wurde mir auch hier bestätigt.

X.

Zustand des Landbaues in der Westphä-
lischen Gebirgsgegend.

Von

Herrn Regierungs-Rathe Schwerk.

Ich begreife unter dieser Benennung die ganze Gebirgsgegend, welche südlich der Ruhr anhebt, sich zwischen der Fläche des Rheinthals und Churheffsen bis über die Sieg hinaus zu den Nassauschen Grenzen erstreckt. Da die Verschiedenheit der Cultur wegen Verschiedenheit des Bodens in den Gebirgsgegenden allzugroß ist, so läßt sich solche in keine zusammenstimmende Ordnung bringen, und der gütige Leser wird genöthiget seyn, die Reise durch solche Länder in Gedanken mit mir zu machen.

Die Gegend von Arensberg bietet nichts für unsere Beobachtung dar. Bei Meschede erweitert sich das Thal der Ruhr und bildet eine bedeu-

tenbe, wiewohl nicht ganz ebene Fläche. Der Boden ist durchgehends gut und fruchtbar.

Wenige einzelne Höfe ausgenommen, leben die Landleute in zusammengebauten Dörfern. Die meisten treiben neben ihrem Ackerbaue ein Handwerk oder sonstiges Gewerbe, und diese Leute sind nicht ohne Wohlstand. Außer und in dem Hause beschäftigt, finden sie Mittel, das große Capital der Zeit mit Vortheil zu benutzen, statt daß der Bauer (ich rede von dem kleinen Bauer), welcher bloß auf sein Feld beschränkt ist, das ihn nicht anhaltend beschäftigen kann, einen guten Theil davon verliert. Der bloße Fabrikarbeiter seiner Seite ist zwar nicht in dem Falle dieses letztern, denn so lange sein Brodherr Absatz hat, hat auch er anhaltend Arbeit bei ihm, und daher Verdienst; doch kann ihn dieses in theuren Jahren allein nicht retten. Steigt das Brod, folglich auch die übrigen Lebensmittel, über Gebühr und Preise, so reicht sein Tagelohn nicht ferner zu, und seine Kinder schwächen, oder gehen betteln, selbst dann, wenn sie auch bei der Fabrik schon etwas verdienen. Nur da wird sich die unverschuldete Armuth nicht einfinden, wo Acker und Gewerbe bei dem größern Haufen einander die Hände bieten.

Vor 30 Jahren kannte man den Klee noch nicht in dieser Gegend. Seine Erscheinung mußte nothwendig eine gänzliche Umwälzung in der Fruchtfolge

folge und ganzen Wirthschaft hervorbringen. Man besäete vorher das Land 4 bis 5 Jahre hintereinander, und überließ es dann 9 bis 10 Jahre lang dem bedrängten Zustande der Natur. Jetzt wird es alle 5 bis 6 Jahre gedüngt; dadurch vermag es auch alle Jahre zu tragen.

Ich fange die Angabe der Fruchtfolge mit dem 3ten Kleejahre an, welches hier die Stelle des Braachjahres vertritt.

1stes Jahr. Nachdem der überjährige Klee herangewachsen ist, wird er überdüngt und untergepflügt. Manchmal nimmt man auch einen Schnitt davon; alsdann aber wird mehr Dung erfordert. Man läßt den Dung gern ausgebreitet liegen, und den Klee durchwachsen. Das erste Umpflügen geschieht um Johannis, das 2te etwas tiefere Anfangs Septembers. In der Hälfte dieses Monats wird gesäet.

2) Roggen. Man zählt auf das 8te bis 10te Korn.

3) Gerste, gesäet Ende Mai.

4) Mengkorn, ein Gemisch von Gerste und schwarzem Hafer, zu gleichen Theilen. Man säet es Ende Aprils. Der Ertrag ist das 14te Korn.

5) Erbsen.

6) Hafer mit Klee.

7) Klee. 2 bis 3 Schnitte.

Das Mengkorn dient nebst der Zugabe von

$\frac{1}{2}$ Roggen zu Brod. Es ist jedoch vorzüglich zum Branntweimbrennen geeignet.

Man hält den schwarzen Hafer für mehrreicher als den weißen.

Das späte Säen der Gerste, da es die zweizeilige ist, muß auffallen.

Der Klee bietet an mehreren Orten eine zweijährige Benutzung dar. Er wintert auch ohne Mistdecke nicht aus. Ich sah zu Laar ein solches zweijähriges (oder wenn man das Säejahr mit einbegreift, dreijähriges) Kleefeld, das so dicht stand, daß ich glaubte, es sey zu dicht gesäet worden. Nichts kann diese Erscheinung erklären, als die häufige Asche, die aufgebracht wird.

Dieses Düngmittel spielt in dem Süderlande (anderswo Sauerlande) eine wesentliche Rolle. Jeder größere Bauer hat eine Potaschfiederei, die kleinern haben je 2 oder 3 eine zusammen. Die Hälfte der Felder wird geascht und die andere Hälfte gedüngt. Gewöhnlich wird zu der angegebenen Fruchtfolge abwechselnd während des einen Umlaufes derselben geascht, während des andern gedüngt, und so äußern beide Düngmittel dieselbe Wirkung und liefern dieselben Resultate. Für das beste hält man jedoch zugleich zu aschen und zu düngen, beides etwas schwächer als gewöhnlich. Entfernte Ländereien erhalten selbst oft nichts als Asche. Sie wirkt besonders auf thonigem Boden. Da die

her

Sommerstallfütterung nicht eingeführt ist, so fehlt es an Dung; daher mußten vor dem Gebrauche der ausgelaugten Asche die hiesigen Landwirthe einen Theil Brodkorn zukaufen, wovon einige jetzt 100 Scheffel abzusetzen haben.

Diese Dungasche wird an Ort und Stelle mit 5 gGr. per Berliner Scheffel bezahlt. Man braucht 36 Scheffel auf einen Scheffel Einsaat, also für $7\frac{1}{2}$ Rthlr. Asche. Man zieht alle 8 Schritte ins Quadrat einen kleinen Haufen von dem Karren ab, und weiß ihn nachher mit der Schaufel durch einen eigenen Wurf so in die Runde zu streuen, daß jeder Fleck etwas davon erhält.

Soll geascht werden, so wird die Kleestoppel schon vor Winter umgebrochen, bleibt liegen und wird dann gegen Johannis geascht. Man wartet etwas Regen ab, ehe man die Asche unterpflügt. Ob nachher noch zweimal oder nur einmal gepflügt wird, kann ich mit Gewißheit nicht sagen, wohl aber daß es so flach als möglich geschehe. Nur wird bei der letzten Pflugart etwas tiefer eingegriffen. Die allgemeine Regel ist, die Asche nicht tief unterzubringen, ohne welches sie ohne Wirkung bleibt.

Auf Wiesen zumal ist die ausgelaugte Asche äußerst vortheilhaft. Sie erzeugt darauf sehr hohen gelben Klee.

Die Pferde arbeiten Morgens von 6 bis halb

12, Nachmittags von 2 bis halb 7. Das Eggen macht die größte Beschwerde, indem der Boden ziemlich feucht ist und die Erde sich ballt. Ochsen können nicht dabei gebraucht werden. Die Eggen sind sehr schwer und haben 32 eiserne Zähne. Hätte man schwerere Walzen, so würde man leichter mit der Bändigung des Bodens zu Stande kommen. Nebst dem Münsterländischen Pfluge bedient man sich hier auch des Paderborner, welcher letztere in dem Maaße häufiger vorkommt, als man sich dieser Provinz auf dem Wege über Brillon nähert.

Ich bitte sehr zu beherzigen, daß das über Meschede gesagte nur bloß von dem Ruhrthal zu verstehen sey. Auf den Höhen geht es anders zu, denn sonst würde das Land nicht den Namen des Sauerlandes, sondern des gelobten Landes führen. Wir verlassen das Ruhrthal bei Stotteler und erheben uns zu einer beträchtlichen Höhe, welche bis nahe bei Brillon immer zunimmt.

Es ist ein Glück für eine Gegend wie diese, daß die Natur ihrer Berge Gipfel in grünen Sammt fleidet, und auf ihren Höhen für einen oft fruchtbaren Boden gesorgt hat, wie sollte sonst der Mensch bestehen, wenn Dürre und Unfruchtbarkeit sich zu dem rauhen Klima und der beschwerlichen Lage der Felder gesellten. Ueberall fand ich

Spuren der Feuchtigkeit, der Grastüchtigkeit der Felder, überall das *Taraxacum* und den Huflattig.

Brillon.

Diese kleine Stadt nebst einigen Dörfern liegt in einem weiten Bergkessel. Der Boden ist ein guter, zum Theile vortrefflicher nicht schwer zu bearbeitender Klei. Die Felder sind durchgehends steinig, doch, da es ein verwitternder Kalkstein ist, gut und fruchtbar, freilich nicht ohne Dung und Arbeit. Allein, so lange zu Brillon sich die vielen Esel nicht bequemen, selbst Ackerleute zu werden, wird es daselbst schlecht um die Landwirthschaft aussehen. Wahr ist es, daß das herbe Klima, welches nicht selten den Schnee zu frühe herbeiführt und zu spät wieder wegräumt, der Cultur bedeutende Hindernisse in den Weg legt; dagegen ist die organische Natur in ihren freien Augenblicken an solchen Orten um so geschäftiger, besonders wenn ihre Thätigkeit durch den Boden unterstützt wird, wenn auch nicht durch den Menschen! Mehr Land, als die arbeitende Kraft zu zwingen vermag, oder zu wenig Land, um diese Kraft gehörig zu beschäftigen, sind beide gleich nachtheilige Extreme, wovon das erstere in der Gegend von Brillon eintritt. Nirgend zeigt sich die Schädlichkeit des zu vielen, also zu weit gelegenen Landes auffallender als hier. Mehr als einmal wird sel-

ten gepflügt, und nie was entfernt ist gedüngt, selbst dem naheliegenden wird der Dung nur kärglich zugemessen. Und wie sollte man geben können was man nicht hat? Um die Arbeit dem Gespanne noch mehr zu erleichtern, legt man bei dem ohnehin schon seichten Pflügen den schmalschaarigen Pflug ganz auf die linke Seite, wodurch denn lauter Balken in dem Boden entstehen.

Da die Landwirthe sämmtlich in zusammengedauten Orten wohnen, die Gegend nicht stark bevölkert, an Boden also kein Mangel ist, so dehnt sich jeder in die Ferne aus, und der Schwache wird dadurch noch schwächer. Es herrschte hierüber vormals und herrscht noch jetzt eine so kurzsichtige Maafregel, daß man einem Landwirth aus Brillon die Erlaubniß verweigerte, sich auf seinen entfernten Besitzungen anzubauen und niederzulassen, um ihnen näher seyn zu können, obgleich er sich erbot, alle Gemeinlasten, gleich der städtischen Bürgerschaft, fortzutragen.

Wenn die Ackerlande oder das Privateigenthum weit entlegen sind, so sind die Gemeinweiden es noch weit mehr. Brillon unterhält 3000 Kühe, 10,000 Schaafse und vielleicht 2000 Ziegen in verschiedenen Heerden. Erstere müssen alltäglich eine Reise von 2 bis 3 Stunden zu einem Waldreviere machen, das ihnen zur Weide bestimmt ist. Am Abend kommen sie zu Hause, nachdem sie in allem

einen Weg von 5 bis 6 Stunden zurückgelegt haben. Welcher Milchertrag und welcher Nutzen von solchem Viehe hervorgehen möge, das weiß der Himmel! Ohne alle Uebertreibung kann ich bezeugen, daß es hier, so wie zu Attenbüren, Leute giebt, welche 6 Kühe halten, und wenn sie keine Ziege nebenbei haben, die Milch, nach ihrem eigenen Eingeständniß, zu ihrem Frühstück kaufen müssen. Ein Kaufmann in dem kleinen Brillon hat schon in einem Jahre 9000 Pfund Butter an die Einwohner verkauft. Und an allem diesem unseligen Wesen sind bloß die Gemeinheiten schuld! Jeder will sein Recht daran benutzen, er jagt also sein Vieh mit dem des andern hin, und hält dessen mehr, als er den Winter durchbringen kann. Die elenden Sommergerippe werden im Winter noch 10mal elender. Unterdessen muß man sie aufstallen, damit sie Mist machen. Wie karg und schlecht dieser ausfalle, läßt sich denken, da sie kein Futter erhalten.

Sind die Ziegen und Schaafse in einem etwas besseren Zustande, so sind Schaden und Unheil, die sie an Hecken, Bäumen, Wäldern und Feldern anrichten, unglaublich. Jeder verliert den Muth, einen Obstbaum zu pflanzen, oder eine lebendige Befriedigung anzulegen. Die Forsten zumal werden von Grund aus zerstört, wozu ein Paar Hundert Esel noch das Ihrige beitragen. Mit einem Worte:

einen solchen Nomadenhaushalt habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen.

Die Schaafse sind in 7 Heerden vertheilt, und werden im Sommer auf Feldern und in Wäldern gehalten. Sie benöthigen dennoch keinen Braachzwang, und dürfen nicht nach dem ersten April noch vor der Grummetwerbung auf die Wiesen. Im Winter erhalten sie unausgedroschenen Roggen und Raufutter. Sie sind bis jetzt nur der Untergang der Bewohner, indem ihr Nutzen, nebst dem theuren Winterfutter, den Schaden nicht ersetzen kann, den sie im Sommer anrichten.

Die Esel spielen hier eine wichtige Rolle, zwar nicht bei der Feldbestellung, wohl aber bei dem Transporte der Viktualien und des Brennholzes. 186 Esel gehen alle Tage zu Holze, wovon jede Ladung mit 2 Gr. 8 Pf. bezahlt wird. Sie können die Reise zwei und einhalb Mal in einem Tage machen, also jeder 6 Gr. 8 Pf. verdienen. Dabei kosten sie ihren Herren nichts, es sey denn im Winter. Die übrige Jahreszeit bleiben sie Tag und Nacht im Freien, wo sie keine andere Nahrung erhalten, als die, welche sie selbst im Walde und auf Grasplätzchen suchen. Bei solchen Gelegenheiten erlauben sie sich dann manchen Unfug, und werden sie an einen jungen Baum angebunden, so wissen sie ihn rundum von der Rinde zu entblößen. Doch kommt der Schaden, den die Thiere anrich-

ten, in keinen Vergleich mit dem, welche sich ihre noch unvernünftigeren oder vielmehr gierigere Treiber zu Schulden kommen lassen. Die hoffnungsvollsten jungen Bäume sind vor dem Mordbeile nicht sicher, und die schönsten jungen Eichen müssen ihre Krone vor einem Eseltreiber ablegen. Das gottloserweise gewonnene Holz wird in Brillon auf eine heillose Weise vergeudet, und oft bloß der Asche wegen verbrannt.

Man bedient sich der Pferde und Ochsen am Pfluge, selten der Rüge, denn da müßte man letztere ja zu Hause füttern. Die Zugochsen werden auf eingedreichten Feldern geholt, und Nachts darauf angebunden. Die Wirthschaften der Gegend sind nur klein, gewöhnlich nur von 24 bis 25 Magd. Morgen, worauf ein Paar Zugochsen oder 2 Pferde gehalten werden; oft ist aber des Zugviehes mehr, weil das Fuhrwesen einigen Nebenverdienst gewährt. Das Füttern und Tränken desselben auf dem Felde ist hier, wie im Paderbornschen, üblich. Man eggt mit einspännigen zusammengesoppelten Eggen. Diese Eggen haben der Steine wegen eiserne senkrecht stehende Zinken. Die Walzen haben 12 Fuß in der Länge.

Der Fruchtumlauf, den man beobachtet, ist fünfjährig:

- 1) gedüngte Braache,
- 2) Roggen,

- 3) Gerste, wo der Boden zu schlecht zur Gerste,
Mengkorn,
- 4) Rauhfutter,
- 5) Mengkorn oder Hafer.

Unter dem Mengkorn versteht man ein Gemische von Gerste und Hafer.

Man richtet sich in der Mischung nach der Güte des Bodens. Je schlechter dieser ist, um so mehr Hafer nimmt man, und umgekehrt mit der Gerste.

Auf die nahegelegenen Felder bringt man auch wohl etwas Klee. Man hält diesen nicht für vortheilhaft, weil er die reine Braache verdrängt. Der Klee wird nur auf solche Felder gesäet, die geascht worden sind.

Wo Kartoffeln standen, läßt man kein folgen.

Bolmer, den man mir für den besten hiesigen Landwirth angab, zieht den Vierfelderfruchtwechsel dem fünffeldrigen vor und läßt daher das Mengkorn im 5ten Jahre weg. Er nimmt letzteres nur auf, wenn er Klee aussäen will, alsdann hat er:

- 1) gedüngte reine Braache,
- 2) Roggen,
- 3) Gerste,
- 4) Rauhfutter, gedüngt,
- 5) Mengkorn,

- 6) Klee, welchen er nach dem ersten ersten Schnitte stürzt,
- 7) Roggen.

Das ferne gelegene oder Wildland liegt 10 bis 15 Jahre dreisch, dann folgt Roggen, wozu aber stark gedüngt wird; darauf 2, 3, 4 Mal Hafer. Sollen Kartoffeln hinkommen, so werden sie nach dem ersten oder zweiten Jahre angebracht, manchmal zweimal hinter einander. Darauf folgt dann von neuem zweimal Hafer. Hier mag wohl Dreische noth thun!

Die Gerste ist zweizeilig, und doch wird sie erst Anfangs Juni gesäet. Die Roggensaet fängt mit dem September an und dauert bis zu seinem Ende. Ich hörte schon zum zweitenmal in Westphalen, daß der in der Mitte October gesäete Roggen der schlechteste sey. Daher es besser ist, mit der Einsaat bis Ende Octobers oder Anfangs Novembers zu warten, wenn sie nicht früher hat statt finden können.

Es giebt solche Wiesen, worauf das Gras erst um Johannis zu wachsen anfängt, dann aber schon um Jakobi gemähet werden kann. Diese Wiesen, deren Untergrund mooriger Natur ist, liegen unter dem Hange der Felder, von welchen der Regen die kalkhaltige Krume abgeschweemmt und über dem Moore angesetzt hat. Daraus läßt sich dann leicht

das späte und dann schnelle Treiben des Grases erklären.

Der Boden wäre sehr gut zum Klee geeignet, wenn man nur Asche dazu hergeben wollte. Die Gsparselte, welche man nicht kennt, würde dem Boden nach in ihrem Elemente seyn, nur müßten Versuche ausmitteln, wie sie sich mit dem Klima vertrüge. Ich habe Felder gesehen, wo die Luzerne wahrscheinlich gut kommen würde, wenn sie nur allein und ohne Zuthun der Menschen kommen wollte.

Man laugt in Brillon viel Pottasche aus und gewinnt daher eine beträchtliche Menge Aschenkummer, welcher die vortrefflichste Wirkung thun würde, wenn man ihn dem Felde gönnte; allein die hiesigen Ackerleute ziehen die baare Einnahme aus seinem Verkaufe vor, sie rauben ihrem Boden die Mittel zu einer höhern Produktion, und überlassen sie andern, welche es nicht bereuen einen Weg von 2 bis 3 Meilen zu machen, um ihrem Acker zu Hülfe zu kommen. Wahrlich zwischen Menschen und Menschen herrscht eine große Verschiedenheit! — Man behauptet jedoch hier, daß die Asche auf hiesigen (mergelartigen) Boden nachtheilig sey.

Man bedient sich noch wohl des Gipses zu Klee und Raufutter. Doch sind einige der Meinung, daß das Gipsen, wann es zu oft und zu

stark geschieht, den Boden zu sehr ausmagere, besonders bei dem Rauhfutter. Letzteres mag wohl seyn, wenn man das Düngen dabei vergißt.

Man düngt oft mit Kalksteinen, der es hier überall giebt. Man zerschlägt sie in Stücke, oder sammelt auch den schon verwitterten Kummer derselben. Sie thun auf Thonboden große und viele Jahre anhaltende Wirkung.

Ein Oekonom sagte mir, daß er den Hufslattig, der hier so häufig vorkommt, mit bloßem Schweinemist vertreibe.

S c h a r f e n b e r g

gehört zwar auch zu der Umgebung von Brillon, da es indessen eine beträchtlich höhere Lage hat, so verdient es einen besondern Artikel. Wenn wir die Gegend des Winterbergs, Astenbergs ausschließen, so ist hier wohl einer der höchsten Punkte Westphalens.

Es ist nur ein schlechtes Dörfchen, das in einem engen Kessel auf dem Berge liegend, ich weiß nicht welchen schauerlichen Eindruck auf mich machte, nachdem ich von da aus in weiter Ferne die Gegend erblickt hatte, in welcher der kostbare Hellsrag liegt, der seinen Bewohnern ohne besondere Mühe in Ueberfluß reicht, was hier nur kärglich und mit so vieler Anstrengung dem Boden, oder vielmehr dem Klima abgezwungen werden muß.

Auch würden die Menschen hier ohne Nebenverdienst nicht zurechtkommen können, wie solches in allen von der Natur wenig begünstigten Gegenden bei den geringern und auch etwas größeren Bauern, wenn es dieser letztern an solchen Orten giebt, der Fall ist.

Zu Scharfenberg würden die Bewohner um so weniger bestehen können, als alles Grundeigenthum mit einer Erbpente belastet ist. Allein die außerordentliche Regsamkeit dieser Menschen überwindet alle Hindernisse und Beschwerlichkeiten, womit ihr, uns so traurig scheinendes, Leben verknüpft ist. Kinder von 5 bis 6 Jahren sind schon auf den Beinen, und werden zu allerhand Arbeit angehalten. Zur Zeit der Heidelbeeren sammeln sie diese in selbstgeflochtene Körbe, laufen ohne Strümpfe und Schuhe 2 bis 3 Meilen weit, um sie zum Verkaufe anzutragen und ein Paar Pfennige daraus zu erlösen. Als Fuhrleute sind die Bewohner wegen ihrer Unverdrossenheit, ihren erbärmlichen Pferden und eben so ärmlichen Geschirre bekannt. Nie ist ihnen ein Weg zu schlecht, und wo alle Fuhrleute stille liegen, da fahren sie durch, so daß man weder Karrn noch Pferde, noch Menschen vor Rothe sieht.

Die Fruchtfolge, sowohl auf dem Baulande als dem Wildlande, ist dieselbe, welche wir zu Brillon gesehen haben. Nach Kartoffeln folgt aller

mal Gerste oder Hafer. Auf Feldern die abwärts von der Sonne oder in einer Schlucht liegen, wo sich der Schnee Klaster hoch anhäuft, und später als anderswo verschwindet, darf kein Roggen gesäet werden, indem er unter der allzulästigen Decke verschwindet.

Das Wildland wird getorft, welches wahrscheinlich auch zu Brillon geschieht. Ich wohnte am 11ten Juni der Verrichtung bei. Man verfuhr dabei folgendermaßen: Nachdem die Narbe schon früher flach umgepflügt worden, wurden die Schnitte, welche nach der Länge des Feldes mit dem Pfluge umgelegt worden waren, mit einer Haue gekürzt, (in große Stücke gehauen.) Man legte dick Faschinen von starkem Reisig reihenweis über die Breite des Feldes her, und bekleidete sie mit den gekürzten Stücken der umgepflügten Narbe. Der Rasen wurde einwärts, also nach dem Holze zugekehrt. Gleich nachdem dieses in Ordnung gebracht ist, wird in den Zwischenräumen, welche sich zwischen den Faschinenreihen befinden, gepfercht oder etwas gedüngt. Nach einigen Tagen, wenn die Rasenstücke sich fester gegen die Faschinen angedrückt haben, wird Feuer am Ende jeder Reihe angelegt. Das Holz brennt zu Asche, und der Rasen bleibt wie ein leeres Gewölbe stehen. Man zerhackt ihn nun in kleine Stücke, und streut ihn sammt der Asche umher. Es wird flach gepflügt,

um die Asche nicht zu tief unterzubringen. Was die zerhackten Narbenstücke betrifft, so bekümmert man sich nicht darum, und hat gern, wenn auf dem Acker alles wild untereinander liegt, indem der Roggen dann nicht so leicht auswintert.

Auf dieselbe Weise wird auch, wie ich bei Antsfeld sah, die alte Kleedreische behandelt. Man säet gewöhnlich Sommerrübsen hinein, welcher um Johannis gesäet, um Bartholomäi schon eingeerntet ist.

Das Torfen ist wegen des Holzaufwandes schon mehrmale verboten worden; man kommt aber immer wieder darauf zurück.

Wenn man zu Brillon die ausgelaugte Asche verkauft, so wendet man sie auf dem Scharfenberg an. Sie wirkt vorzüglich auf Klee, Raufutter und Gerste. Doch wird die Asche nicht unmittelbar bei diesen Gegenständen, sondern bei dem ihnen vorhergehenden Braachroggen angewendet. Wird zu diesem gedüngt und nicht geascht, so unternimmt man es nicht, Klee unter das Mengforn oder den Hafer zu säen. Man zeigte mir auf einem Klee-
felde drei Streifen, wovon der eine zu dem Roggen bloß gedüngt und nicht geascht, der 2te etwas gedüngt und etwas geascht, und der 3te nicht gedüngt, aber stark geascht worden. Auf dem ersten war kein Klee, auf dem 2ten wenig und auf dem
3ten

gten viel zu finden. Auch Gerste wird nicht auf ungeaschte Felder gesät.

Die Wirkung der Asche ist so groß, daß man den Klee unter diesem rauhen Himmelsstriche, und zwar ganz oben auf der Kuppe des Berges, von keiner Art von Befriedigung geschützt, zweimal in einem Jahre mähen, und im Herbst noch abhüten kann. Selbst im folgenden Jahre läßt er sich noch ein oder zweimal schneiden. Von da an aber bleibt das Land als Dreische auf ein Paar Jahre zur Weide liegen. Binnen dieser Zeit setzt es eine dichte Grasnarbe an, durch welche man den Boden nicht mehr erblicken kann. Auffallend war mir zwischen dem Grase einer solchen Dreische eine Menge wilde Bienen zu finden, doch nur bloß auf den früher geaschten Feldern. Indem also die Asche ihre wohlthätige Wirkung auf die cultivirten Vegetabilien äußert ist sie den wilden nicht weniger günstig, daher es dem Boden nicht an Bran fehlt. Ich wüßte wirklich nicht, wie diese Gegend ohne Asche bestehen könnte.

Peter Enters, Schultheiß zu Scharfenberg, brach 1814 eine alte Dreische um und erhielt schönen Fein darauf. 1815 düngte er dieselbe Stelle mit Asche, und bekam wieder schönen Fein. 1816 wurde von neuem die Asche darauf angewendet, und der Fein wurde so lang, daß er sich lagerte.

B r e d e l a e r,

vormaliges Kloster, jetzt Domaine. Da der Boden hier wenig Kalktheile, zum Theil gar keine enthält, so ist er auch weit schlechter, als der um Brillon. Er besteht aus einem leichten, mit einer unendlichen Menge kleiner Schiefersteine gemischten; daher nicht zusammenhängenden Thon, der entweder gleich zu naß oder gleich zu trocken wird, und im Winter bei schnell abwechselndem Froste und Thauwetter dem Auffrieren ausgesetzt ist. Die Krume beträgt nicht viel über 3 bis 4 Zoll, darunter ist entweder Thonschiefer oder fester Lehm. Die Wiesen sind nicht besser als das Ackerland.

Allgemein hat man auf dem größten Theile der Felder folgenden Umlauf:

- 1) reine Braache,
- 2) Roggen,
- 3) Hafer,
- 4) Hafer,
- 5) Hafer.

Auf dem besseren Theile derselben:

- 1) Braache,
- 2) Roggen,
- 3) Mengforn (Gerst-Hafer),
- 4) Raufutter, ein Gemische von grauen Erbsen und Pferdebohnen, auch etwas Klee,
- 5) Roggen.

Der hiesige Conductor der Königl. Domaine

(Seiffart, ein gebildeter Landwirth) ging schon im zweiten Jahre von jenen Fruchtfolgen ab, indem er das Sommergetreide unter dem Unkraute, besonders der Bucherblume, erstickt fand. Nach einigen vergeblichen Versuchen blieb er bei der Dreifelder-Wirthschaft, mit alle 3 Jahre wiederkehrens der reiner Braache.

Um sich des Unkrauts noch mehr zu entledigen, läßt er die Roggenstoppel sogleich umpflügen und noch vor Winter eggen. Im Frühjahr verschiebt er die Einsaat des Sommergetreides so lange als möglich, um das Saamenumkraut vorher zum Keimen kommen zu lassen. Er säet auf dieses oft von langem Unkraute überzogene Land, ohne zu pflügen, und bringt den Sommergetreidesaamen mit sehr schweren, mit starken eisernen Zähnen versehenen Eggen unter. Der Erfolg krönte seine Arbeit. Statt daß sonst hier bei dem Roggen nur das 4te und bei dem Hafer nur das 2te bis 4te Korn geerntet wurde, hat Seiffart ersteren zum 6ten, letzteren zum 8ten bis 10ten Korn gebracht. Er säet nur wenig Raufutter und Klee, weil hier nur die kalkhaltenden Felder dazu geeignet sind. Auf den übrigen starben die Erbsen noch vor ihrer Blüthe ab, und der Klee kommt nicht zum Keimen. Auch mit einem Uebermaße von Dung ist nicht dagegen zu helfen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß an keine

Stallfütterung gedacht werden kann. Das Vieh wird auf die Waldweide getrieben, welche nicht schlecht ist.

Der einzige Nutzen, den man also vom Viehe hat, ist der nächtliche Dünger. Die Schaafe allein gewähren noch einigen Nutzen, besonders in Rücksicht des Hürdenschlags, sowohl wegen des Düngers, als des so nützlichen Festtretens des leichten Bodens, welcher letztere Nutzen sich vorzüglich dann zeigt, wenn die Hürden bei trockenem Wetter über die besäeten Felder geschlagen werden, oder der Saamen mit Anstrengung in die eben gepferchten Felder eingeeget wird.

Die hiesige Schaafrace ist sehr grobwoolliger Art. „Ich versuchte, sagt Seiffart, deshalb gleich Anfangs meines Hierseyns, eine sehr veredelte Race einzuführen; da aber ein 6jähriger Versuch mich überzeugte, daß bei einer sumpfigen schlechten Weide diese feine Race weit eher dem Faulwerden, als das gewöhnliche hierländische Landschaaf ausgesetzt ist, so habe ich mich zurückgezogen, jedoch nur in so weit, daß meine Schaafe noch immer (in Vergleich des hiesigen gewöhnlichen) veredeltes Vieh genannt werden können, und dieses hält auch ziemlich guten Stand.“

St a d t b e r g.

Einstens der Hauptwaffenplatz Karls des Gro-

ken, vor ihm der Sitz der Säule Herrmanns (Zemensäule), nunmehr das Land der Esel, des genügsamsten Thieres, was wir haben, und zu Stadtberg auch eins der nützlichsten. Auf dem hohen Felsen, wo der obere Theil dieser kleinen Stadt liegt, leisten sie beim Ackerbaue wesentliche Dienste, und sind beinahe unentbehrlich. Ein Wirth, der in der Oberstadt vier Pferde hat, unterhält nebenher wenigstens zwei Esel. Bei den Geringern sind die Esel weit zahlreicher, indem man in Stadtberg nur 64 Pferde und 300 Esel zählt. Ihre Aufgabe ist, alles grüne Futter für Kühe und Pferde herbeizuschleppen, das Heu, welches im Thale wächst, auf den steilen Berg zu schaffen, und die Ernte der Höhe größtentheils einzuschauern. Im Winter tragen sie das Brennholz zu, und das Wasser zum Tränken des Viehes. Mit einem Worte: ohne Esel glaubt niemand hier fertig werden zu können. Gewiß ist es, daß die Oberstadt vor allen ihren Nachbarn immer zuerst mit ihrer Getreideernte zu Hause ist.

Ein Esel trägt mit jedem Male eine Last von anderthalb bis zwei Zentner Heu, und zwar Berg auf. Da man den Träger unter dem Haufen nicht sieht, so glaubt man einen wandernden Heusiemer zu erblicken.

Zwei Esel schaffen alle Tage anderthalb Fuder geerntetes Getreide, oder 6 Scheffel Körner sammt

dem Stroh, nach Hause, wobei ich jedoch bemerke daß die Felder nicht so wie die Wiesen, im Thale, sondern auf der Höhe gelegen sind. Man zieht selbst das Einscheuern mit Eseln dem mit Pferden vor, und hält solches bei ungünstiger Witterung für mehr fördernd. Das Getreide sitzt hier auf Kasten. Das Aufladen auf Wagen erfordert eine geraume Zeit; fällt Regenwetter ein, wenn man auf dem Felde ist, so will man den Weg mit den Pferden nicht umsonst gemacht haben. Man ladet also, und das in den Kasten so schön gewonnene Getreide wird nun auf dem Wagen ganz durchnäßt. Nicht so bei dem Esel! Regnet es gar zu stark, so ist an seiner Haut nichts gelegen, sie wird nur abgewaschen. Er muß sich an Ort und Stelle gedulden, bis es besser wird. Der Zeitverlust ist bei keinem Esel von Belang! Tritt ein günstiger Augenblick ein, sollte er auch nur einige Minuten währen, so wird der Hut des Kastens abgedeckt und in eins-zwei-drei ist der Esel beladen.

Hierzu fertigt man zwei dicke Büschel an. Das Getreide wird in jedem so gelegt, daß die Aehren in die Mitte der Länge des Bundes oder Büschels kommen.

Zum Tragen hat der Sattel an jeder Seite ein Paar leichte eiserne Haken, wovon jeder in eines der Weidenbände eingreift. Ist der Esel stark, so wird noch ein ztes Bund hinzugefügt, welches

Dann über seinem Rücken und auf den beiden Seitenbunden ruhet.

Gereichen jene Dienste dem Landwirth zum Vortheile, so gereicht die Enthaltſamkeit und gute Sitte dem Eſel zum Ruhme. Im Unterhalte koſtet er ſeinen Dienſtherrn beinahe gar nichts. Im Sommer ernährt er ſich ſelbſt wie er kann, ſucht ſeine Koſt am ſteilen Berge, oder füllt ſeinen Magen mit Diſteln, Gras und Unkraut auf dem Felde. Im Winter geht er ſpazieren, beſucht ſeine Nachbarn einen um den andern, und kehrt am Abend wieder nach Hauſe. Die Ställe werden nicht geſchloſſen. Da ihm ſein Herr wenig oder gar nichts reicht, ſo lebt er auch in dieſer Zeit auf eigene Rechnung, frißt das Stroh aus dem Miſte und zieht ſolches ſogar einer andern Nahrung vor.

Der Eſel kann vor dem dritten Jahre nicht ohne Nachtheil gebraucht werden, alſdann aber erreicht er ein Alter von 25 bis 30 Jahren. Es wird eine beſondere Wiſſenſchaft dazu erfordert, einen Eſel gehörig zu lenken, zu welcher man erſt nach mehrjährigem Umgange mit ihm gelangt. Ein wohl abgerichteter Eſel wird mit drei bis vier Carolin bezahlt.

Der Boden auf der Höhe von Stadlberg iſt ein ſchöner Klei- Gerſtboden, der alle Morgen einen Regen vertragen könnte, wenn die Sonne am Nachmittage wieder ſcheinen wollte. Die Steine,

womit er gemischt ist, sind kalkhaltend. Seine größten Feinde sind Disteln und Huflattich. Ein Haferfeld stand so voll von beiden, als solches anderswo voll Hederich zu stehen pflegt. Auch unter dem Klee thut der Huflattich vielen Schaden; man soll ihn am besten durch Pflügen bei feuchtem Wetter vertilgen können. Nach Kartoffeln besonders wuchern die Disteln gewaltsam. Auf einem Felde, wo man diese Frucht drei Jahre hintereinander gepflanzt hatte, nahmen die Disteln immer zu. Man sollte bald sagen, sie wucherten hier so sehr, bloß um den Eseln Freude zu machen. Oder sollte der Esel nicht vielleicht ihren Wachsthum befördern?

Die Fruchtfolge ist:

- 1) gedüngte Braache,
- 2) Roggen,
- 3) Gerste,
- 4) Klee,
- 5) Kartoffeln,
- 6) Gerste.

Da nicht allemal Klee in jedem Umlaufe vorkommt, so hat man auch 4) Braache meistens nicht gedüngt,

- 5) Roggen,
- 6) Raufutter oder Hafer.

Wicken, Erbsen und Bohnen werden in das Sommerfeld gebracht, daher nicht dazu gedüngt. Man gypst beide erstere Gegenstände nicht gern,

weil sie dann zu lange Roden schießen, stets fortblühen, sich lagern und bei der Erde verderben.

Die Kartoffeln haben auf dem Klee ein außersordentliches Gedeihen. Diese Folge hat überdies den Nutzen, daß man den alten Klee stehen lassen kann, wenn man im Frühjahr sieht, daß der neue zurückgeschlagen ist. Den größten Nutzen dabei finde ich, daß der Klee als Verbesserungsmittel gerade in der Mitte des Umlaufes vorkommt, dieser mithin bei dem einmaligen Düngen in 6 Jahren auf hiesigem Boden sehr gut bestehen kann. Auch glaube ich nicht, daß man für einen solchen Gerstenboden eine bessere Folge aufstellen könne, als die erste, welche ich hier angeführt habe.

Die Kleestoppel wird zu den Kartoffeln vorher nicht umgebrochen, sondern diese hinter dem Pfluge, einen Schritt über den andern, eingelegt und mit der Kleenarbe bedeckt. Man eggt tüchtig, wenn sie über der Erde sind und fürchtet nicht, wenn gleich die Blätter gänzlich dadurch zerrissen werden. Man hackt einmal und häufelt.

Schultheiß Hermann Steighof säet den Klee lieber über die schon ausgelaufene Sommergerste, weil er ihr sonst nicht selten durch Ueppigkeit und frühen Wuchs schadet. Da der Klee hier gegypst wird, so gypste er einmal aus Unwissenheit welchen, der ausgefroren war; er pflügte nachher das Feld um, säete Hafer und erhielt nichts davon.

Folgt Roggen nach dem Klee, so wird er nur einsährig bestellt. Man hält dafür, daß die Roggenkörner nicht zu trocken zum Aussäen seyn können.

Zur Gerste wird die Roggenstoppel vor Winter gebrochen, gleich nach Winter noch einmal gepflügt und zwar noch ehe man den Pflug für Hafer und Rauhfutter ansetzt. Nachdem diese bestellt sind, wird zum dritten Male zur Gerste gepflügt. Die Saatzeit von dieser fällt in die letzte Hälfte des Mai, auch wohl noch Anfangs Juni, wiewohl nicht zweckmäßig. Auch zur Gerste, welche nach Kartoffeln folgen soll, wird vor Winter gepflügt, nach Winter aber nicht mehr, es sey denn, daß der Acker sehr verkrautet wäre. Ist der Gerstenacker nach der Einsaat vom Regen so zugeschlagen worden, daß das Blatt der Gerste nicht durchkann, so wird das Land geeeggt, oder auch gewalzt. Wie letzteres bei dieser Gelegenheit wirken könne, begreife ich nicht.

Das Hafersäen geschieht Anfangs Mai; das Durcheggen desselben, wenn er einen Finger lang ist, ist sehr üblich. Man nennt solches den Hafer wecken. Das Wecken des Hafers ist auf dem Sandfelde im Paderbornschen im Gebrauche.

Stadtberg hat sehr ausgedehnte Gemeinheiten, die ein Paar Meilen im Umfange haben. Dadurch ist man im Stande, eine starke Schaafzucht zu unterhalten. Sie ist in 5 Heerden vertheilt. Gegend

und Futter sind der Gesundheit dieser Thiere sehr zuträglich, auch hat man im Winter 1817 keines verloren.

Wie gewöhnlich, so sind auch hier Mißbräuche mit dem Schaafhalten verbunden, woran freilich nicht diese Thiere, wohl aber der Schäfer, oder eingerissene Gewohnheiten Schuld sind. Hieher gehört das Betreiben der Stoppeln, während das Getreide zum Nachreifen noch darauf steht; eben so das nächtliche Weiden, welches bis 10, 11 Uhr fortgesetzt wird. Der Unfug, den die Heerden im Allgemeinen auf den Feldern anrichten, soll ganz außerordentlich seyn, und besonders der Arme, dessen Felder nur klein sind, darunter leiden. Dringend wäre daher eine Verfügung, nach welcher die Schaafe mit Sonnenuntergange in den Hürden seyn müßten. Zugleich müßte das Nachhüten der Pferde, welches ebenfalls im Schwunge ist, auf das strengste untersagt werden.

Wer in die Unterstadt von Stadtberg eintritt, und alle Misthaufen auf der Straße erblickt, durch deren Mitte ein kleiner Bach fließt, welcher bei jedem starken Regen austritt und die Misthaufen auslaugt, ohne das Gett, was sich ohnehin in ihn ergießt, der wird sich einen Begriff von schlechter Wirthschaft machen können, und ich glaube, daß er sich darin bei der hiesigen Unterstadt nicht irrt. Etwas Antipodischeres läßt sich nicht denken, und

hoch, o Stärke der Gewohnheit! behauptet man daselbst, daß der Mist so besser werde!!

Winterberg — Rüsselberg.

Es giebt bei allen Fächern Leute, welche, wenn sie in eine ihnen bisher fremde Gegend kommen, durch ihre Einseitigkeit oder herrschende Vorliebe für ein einzelnes System geleitet, alles hergebrachte zerstören, auf die lange Erfahrung der Landeseinwohner nicht achten, und alles über einen Leisten schlagen wollen; oft weil sie nie einen andern in der Hand gehabt haben, als den ihrigen; oft aus einem übelverstandenen Nationalstolze, welcher sie glauben macht, daß man die Sache nur in ihrem und nicht in dem eroberten, oder sonst auf eine Art erworbenen Lande verstehe. So bedauernswürdig und tiefeingreifend durch die nachtheiligen Folgen ein solches dummes oder stolzes Princip ist, so allgemein ist es, und kommt leider mehr als in einem Fache der National-Oekonomie vor.

Sie sind nicht unbekannt die dem gefährdeten Nationalwohle abgepreßten und häufig wiederholten Klagen über die Forstbehandlung, welche in den letzten Jahren vor der Preussischen Besignahme in dem Herzogthum Westphalen Statt gehabt hat.

Alle, auch die schönsten jungen Aufschüsse wurden abgehauen, nur die kräftigsten Stämme gelassen, und selbst diese, so hoch man mit der Art

reichen konnte, entastet. Dadurch gabs nun frische Luft, und die Sonne mochte auf den Boden scheinen. Diese, anderswo vielleicht richtige und nützliche Behandlungsart paßte aber nicht, weder auf die abschüssige Lage der westphälischen Gebirgsgegend, noch auf die Strenge ihres hohen nördlichen Klimas, noch auf ihren feichten oder felsigen Boden, der einer Ueberschattung gegen die Strahlen der Sonne, und einer Decke gegen die Kälte des Winters bedarf, wenn junges Holz darauf gedeihen soll. Was wird daher dermaleinst aus solchen aufgeklärten Wäldern werden, wenn nach 60, 80 bis 100 Jahren ihr Alter den Abtrieb erheischt? Wahrscheinlich werden die Schaafse sich ein Jahrhundert darauf zu freuen haben, während die Menschen zum Auswandern gezwungen werden; denn nichts reizt so sehr und so nothwendig zu diesem traurigen Mittel, als der Abgang an Holz. — Nicht mit Unrecht, wiewohl fruchtlos, sträubten sich damals die Einwohner dawider; die Gewalt drang durch, und manche der Halsstarrigen, wenn man den dafür halten darf, der den Nothpfeiler seiner Existenz nicht gern aus den Händen fahren läßt, sind durch Forststrafen beinahe arm geworden.

Man nennt diese Forstbehandlung à la — —; aber ich bin überzeugt, daß wenn dieser große Forstmann einmal nach Winterberg oder in die Eifel

Name, er sehr unzufrieden seyn würde, daß man das übelangewandte Mittel nach seinem Namen tauft. Es ist äußerst bedenklich, in einem so bedeutenden Zweige der National-Oekonomie Versuche zu machen, die ein ganzes Land umfassen, und wenn sie nicht gelingen, solches zu Grund richten können!

Wir sind zu Winterberg allerdings auf dem höchsten Punkte des großen weitschichtigen Gebirges, welches nordwärts mit dem Wesergebirge, östlich mit dem Bogelsberge und westlich mit dem Gebirge der Eifel und des Hundsrückens zusammenhängt. Der lange Winter, der auf jenem hohen Koppen haust, ertheilte ihm nicht mit Unrecht seinen Namen. Roggen gedeiht nur an den vortheilhaftesten Stellen, wenn er zugleich mit Heide und Laub nicht bedeckt ist. In Dreische, Hafer, Kartoffeln, Flachs und Rüben besteht daher die ganze Kultur dieser Gegend.

Nachdem das Land 6, 8 bis 15 Jahre dreisch gelegen, und das Beste davon als Wiese, das Schlechtere als Weide benutzt worden, wird es im Juni oder Juli umgebrochen, im folgenden Jahre eine Hand hoch (60 bis 80 Fuder per Morgen) mit Dung überfahren, und mit Kartoffeln gepflanzt. Das Jahr darauf wird Sommerroggen, auch wohl etwas Gerste gesäet. Im dritten Jahre kommt Lein, und nach diesem, 3 bis 6 Jahre hintereinander, Hafer. Nun bleibt das Land wieder liegen, und

benarbt sich ziemlich schnell. Das Heu davon ist durchgehends sehr gut. Deckt sich die Oberfläche mit Moos, oder gar mit Heidekraut, dann ist die Zeit zum Umbruche da. Je länger aber die Dreischzeit hat dauern können, es sey nun als Wiese oder als Weide, um so bessere Früchte erzeugt nachher der Acker.

Die Feldarbeit wird fast durchgehends nur mit Pferden vollführt, und zwar des Nebenverdienstes wegen durch Frachtfuhren u. s. w. Oft hält daher mancher 4 Pferde, welcher mit 2 genug für seine Feld- und Hausarbeit haben würde. Sie werden im Sommer im Walde und auf den Dreischen geweidet, erhalten bei der Arbeit aber zugleich etwas Futter im Stalle. Man spannt ihrer zwei vor den Pflug. Dieser hat auf dem ebenen Acker ein unbewegliches Streichbrett, ein bewegliches in dem Hange der Berge. „Ersteres, sagt ein hiesiger Landwirth, ist allenthalben, wo es nur angewandt werden kann, besser als Letteres.“

Die Schaaf, welche man hält, dienen um die Aecker, welche ihrer Entfernung oder Lage wegen nicht wohl gedüngt werden können, mit Hürden zu belegen. Diese Aecker werden dann 3 bis 4 Mal mit Hafer besäet, und bleiben nachher 10 bis 12 Jahre zur Gemeinhut liegen. Die Schaaf sind groß und stark, ihre Wolle aber rauh, wie

Das Klima. Man scheert 3 Pfund vom Stücke.
Es ist Schmiervieh.

In einem Lande, wo die Dreische hergebracht, ist von Stallfütterung für das Hornvieh keine Rede, und wo überdem der Klee nicht gedeiht, kann keine davon seyn. Man streut mit Heideplaggen ein. Wo man nichts als Haferstroh hat, thun solche wohl Noth. Der Dung wird wöchentlich 2 Mal aus dem Stalle gebracht, gleich auf Haufen gesetzt und im Frühjahr aufs Feld gefahren. „Die Heideplaggen, sagt ein hiesiger Einwohner, geben den besten und dauerhaftesten Dung, zumal wenn solche das Jahr über fleißig unter das Rindvieh gestreut, und nachher in Faulhaufen aufgesetzt werden.“

Man hält das Düngen mit Asche oder Pottaschen-Kummer für die beste Verbesserung, welche man dem Acker gewähren kann.

Viehucht, Hafer und zumal die lieben Kartoffeln sind also die Dinge, worauf sich die Existenz, also auch die Cultur hiesiger Bewohner gründet. Wenn letztere, die hier von vorzüglichem Geschmacke sind, gerathen, so ist für den Hungertod gesorgt, wie die Jahre 1816 und 1817 dieses für den günstigen, jenes für den ungünstigen Fall, bewiesen haben. Was wäre 1817 ohne die Kartoffeln aus der Menschheit in den hiesigen Gebirgsgegenden gewor- d. ? Zum Theil wird auch statt mit Kartoffeln die aufgebrochene und gedüngte Dreische

Dreische im ersten Jahre mit Rüben bestellt. — Der Flachs kommt ungedüngt als dritte oder vierte Tracht vor. Die alljährliche Abwechslung des Saamens ist dabei nöthig. Man bedient sich des russischen Leins.

„Den Klee, sagt der brave Gastwirth Padberg von Rüsselberg, habe ich mehrere Jahre auf allerlei Art versucht, und gefunden, daß er auf gut gedüngtem, wohl gelegenem und fleißig bearbeitetem Acker in 7 bis 8 Jahren 3 bis 4 Mal gerathen ist.“

D i p e.

Vormals blühender, nunmehr verfallender Ort. An diesem Verfall soll der Verfall der Metallhütten, und an diesem der Verfall der Forsten Schuld seyn. Mehrere von ersten sind außer Thätigkeit. In letztern sind nunmehr die zahlreichen Ziegen die einzigen Forstmänner.

Auch bezeichnet man sie hier unter dieser Benennung.

Die Fruchtfolge auf dem von der Natur nicht unbegünstigten, aber von den Menschen vernachlässigten Boden ist:

- 1 — 4 — 6) Dreische,
- " Hafer,
- " Kartoffeln,
- " Roggen,
- " Hafer.

Die Dreische wird nicht beweidet, da man Gemeinweiden im Ueberflusse hat, sondern gemähet. Ist der Mai regnerisch, so gedeiht das Gras wohl. Das zweite und dritte Jahr der Dreische sind die einträglichsten. Dieses ohne alle Mühe erzeugte Futter ist bei der Gemächlichkeit hiesiger Einwohner wahrscheinlich die Ursache, warum man die Wiesen im Thale vernachlässiget findet, da doch die Bigge die schönste Gelegenheit zur Bewässerung darbietet. Statt dessen raubt dieses Flüsschen durch tausend unnütze Krümmungen einen guten Theil des Grasbodens.

Ich fand auf den Dreischen den rothen Wiesenflee, die wilde Bieße, die *poa trivialis*. Das Ruch-, Ramm- und Honiggras. Läßt sich endlich das verhaßte Klapperkraut auf der Dreische sehen, so ist es Zeit, sie umzubrechen. Solches geschieht vor Winter, wo alsdann im nachfolgenden Frühjahre Hafer auf die abgeeggte Furche gesäet und eingeeget wird.

Die Haferstoppel wird vor Winter gestürzt, das Feld im Frühjahre mit ein Paar Zoll hoch Mist überfahren, und zugleich mit dem Kartoffellegen eingepflügt. Gleich nach dem Kartoffellegen wird die Oberfläche gehackt und dann geeget. Sind die Kartoffeln über der Erde, so wird wieder gegget, später gehackt und endlich mit dem Karste leicht gehäufelt. Man pflanzt hier die Kartoffeln

außerordentlich dicht zusammen; sie werden mit der Forke ausgestochen.

Nach den Kartoffeln wird nicht gepflügt, sondern bloß etwas geebnet; darauf säet man den Roggen aus, welcher nicht eingeeegt, sondern mit Dung überfahren und sorgfältig überdeckt wird. Manchmal wird im folgenden Frühjahr Klee über den Roggen gesät.

Die Roggenstoppel wird ihrer Seite ebenfalls vor Winter gestürzt. Im Frühjahr wird gehackt und Hafer gesät, nach welchen einigemal wieder Hafer folgt; darauf bleibt das Land zur Dreische liegen.

Das langweilige Hacken kommt wahrscheinlich von der starken Verasung während der Dreischjahre her, welche ohne solches nicht wohl zu bändigen seyn würde.

Man säet den Roggen erst im Oktober, doch fangen einige an, um Michaelis zu säen.

Olpe ist mit einigen benachbarten Dörfern zu einer Koppelweide berechtigt, die sich an einigen Orten auf ein Paar Stunden weit erstreckt. Unter Darmstädtischer Regierung ist ein Theil davon auseinandergelegt worden; bei andern ist die Sache nicht zu Stande gekommen. Unter Leitung der Hessischen Forstbehörde wurde eine große Anzahl Morgen in Communal-Holzungen umgeschaffen. Jeder Bürger wurde gehalten, auf 4 Viertelscheid

(72 Quadratruthen) die Narbe umzuhacken und zu brennen. Das Gebrannte wurde gebreitet, mit Roggen und Sicheln besäet und beide mit der Hacke untergewühlt. Im folgenden Frühjahr streute man bei duftigem Wetter noch Birkenfaamen darüber her.

Man bedient sich durchgängig der Zugochsen. Sie werden einzeln angespannt, ziehen an Ketten und mit dem Kopfe. Sie haben statt des Jochs vor der Stirne über einem Kopfkissen ein an beiden Seiten gekrümmtes zwei Zoll breites Holz. Uebrigens sind sie wie die Pferde angeschirrt, und ziehen in diesem Anzuge sehr beträchtliche Lasten auf felsigen Wegen nach den Höhen; ob sie eben so gut bergab gehen, weiß ich nicht. Sie sind an den Vorderfüßen beschlagen.

Die Bucherblumen, vormals durch öffentliche Verordnungen und Geldstrafen verfolgt, fangen wieder an, sich zu zeigen. Mit den Bösen ist kein Friede zu schließen.

M e i n e r t s h a g e n.

Wenn ich diese Gegend einer schlechten Cultur beschuldige, so geschieht es, weil sie nicht eine Folge der Herbe des Bodens, wie auf dem strengen Winterberge, sondern der Menschen selbst ist. Ich werde deshalb etwas umständlicher dabei verweilen. Die Landwirthe wohnen weniger in zu-

sammengebauten Dörfern, als auf abgesonderten sich naheliegenden Höfen, oder vielmehr Gütern. Auf einem solchen Gute hausen gewöhnlich 6, 7, 8 oder mehrere Grundbesitzer, wovon jeder sich besonders angebaut hat. Sie sind durchgehends freie Eigenthümer.

Die größten Besitzer betreiben 60 bis 70 Malterscheid Land (das Malterscheid gleich 2 Morgen 40 Ruthen Magdeburger Maaß); solche Höfe sind aber ziemlich selten. Die meisten besitzen zwischen 15 bis 25, und die kleinsten nur 4 bis 6 Malterscheid urbaren Grund, mit Ausschluß der Berge, welche nicht unter den Pflug genommen werden. Die Feldstücke liegen unbefriediget, größtentheils zerstreut untereinander.

Ein Gut, bei dem 15 bis 25 Malterscheid urbaren Grundes und 2 bis 3 M. Wiesen sind, das neben dem das benöthigte Brennholz, Plaggenmath und Laubstreue hat, wird für die Summe von 34 bis 42 Rthlr. Berl. Cour. verpachtet. Die Pachtfrist ist von 6 bis 12 Jahren; der An- und Abzug Martini und Petri Stuhlfeyer. Das Mißrecht besteht darin, entweder den Dung wie beim Antritt gefunden im Lande zurückzulassen, oder für die erste Begailung eines Malterscheides 18 Rthl., für die 2te 10 Rthl. 12 Gr., für die 3te 6 Rthl., für die 4te 3 Rthl. und für die 5te 1 Rthl. 12 Gr. zu vergüten.

Nur in den größern Wirthschaften findet man eine Magd und einen Hirten, der dann auch andere Arbeit mit zu verrichten hat. In den mittlern plagt der Bauer sich mit Frau und Kind allein; bei nassem Erntewetter hat er jedoch einen Tagelöhner nöthig. Die Beköstigung besteht am Morgen aus einem Brei von Milch und Hafermehl, oder statt letzterm von Kartoffeln, dann Kaffee mit Kuchen, Haferbrod und weichem Käse. Mittags und Abends giebt es Milch, Gemüse und weichen Käse.

Der Viehstapel der größern Wirthschaften besteht aus 2 Zugochsen, 6 bis 8 Kühen, einigen Kindern, 2 Schaafen und einem Schweine. Pferde kommen selten vor. In den mittlern Wirthschaften wird ein Ochse, 2 Kühe, 1 Kind und 1 Schaaf gehalten; in den kleinen findet man keinen Zugochsen.

Man pflügt mit 2 Ochsen oder mit 3 bis 4 Kühen. Außer dem Pflüger, welches gewöhnlich nur ein Knabe von 16 bis 17 Jahren ist, gehört noch ein Treiber oder Leiter dazu; ein Dritter folgt mit der Hacke, um die Fehler des Pflügers zu verbessern. Die Dreische wird höchstens nur einen Zoll unter der Harbe angegriffen, die andern Pflugarten dringen nicht über 4 Zoll in den Boden. Man beschafft im Durchschnitt 100 Magd.

Quadratruthen auf einen Tag, auch weniger, wenn der Boden zähe ist.

Das Hornvieh gewährt im Frühjahr den traurigsten Anblick, den das Menschenherz ausdauern kann. Mir ward das betrübte Schauspiel beschert. Außer Stroh und Strohhacksel kriegt es im Winter wenig zu kosten. Ein Bauer von der geringeren Klasse hält es für ein Meisterstück, wenn die Kuh im Frühjahr ohne seine Beihülfe aufstehen kann. — Da es hier an Gemeinweiden fehlt, so ist auch im Sommer die Nahrung kärglich, und das Vieh muß sie auf der Dreische suchen, die eben so erschöpft zur Dreisch niedergelegt worden ist, als das Vieh ist, welches sie betritt. Auch ist man verbunden, ihm Morgens und Abends im Stalle etwas Gras vorzuwerfen. Eine Kuh wiegt zwischen 2 und 300 Pfund. Ihr Ertrag ist 40 Pfund Butter.

Um die Viehhüter nicht ins unendliche zu vermehren, so vereinigen einige kleine Bauern ihr Vieh, und betreiben gemeinschaftlich ihre Besitzungen. Kühe, Ziegen und Schaafe ziehen allemal zusammen aus.

Wo alles Stroh aufgefüttert wird, da bleibt wenig zum Einstreuen, da fehlt es nothwendig an Dung, wenn nicht zu andern Streumitteln gegriffen wird. Man bedient sich der Heide, des Laubs, des Farrenkrauts und Genstes, welcher letztere hier

im Ueberflusse wächst. Wer Raum hat, läßt den Mist so lange im Stalle, bis er aufs Feld gebracht werden kann.

Man bedient sich auch des Kalks, wiewohl spärlich, und setzt ihn mit Mist und Erde in Haufen zusammen, jedoch so, daß er jedesmal zwischen zwei Erdeschichten komme, also den Mist nicht berühre. Mit dieser Mischung wird die alte Dreische im Frühjahr dünn überstreut, und mit Hafer bestellt. Eine stärkere Anwendung des Kalks würde großen Nutzen gewähren, wenn er dem Landmanne nicht zu theuer wäre. Er thut eine vorzügliche Wirkung auf alle Früchte; selbst auf Rüben und Kartoffeln; besonders aber zeichnet sich der Klee auf früher gekalktem Boden aus.

Man kann annehmen, daß die $\frac{2}{3}$ des urbaren Landes Dreischen sind und kaum $\frac{1}{3}$ eingesäet wird.

- 1) Die Dreische wird nur selten vor 7 bis 8 Jahren umgebrochen. Je länger der Landwirth sein Land unbenutzt liegen lassen kann, je lieber ist es ihm, daher nicht selten 10 bis 12 Jahre über diesen langen Schlaf hinlaufen.
- 2) Hafer, auch wohl auf einem geringen Theile der Dreische Roggen, Rüben und Sommerrüben.
- 3) Hafer,
- 4) Hafer,

5) Hafer, oder Braache,

6) Hafer.

Das Land hat nun ausgetragen, und ruhet nach Landessitte seine Dreischjahre durch. Doch wird ein Theil davon im folgenden Frühjahr gedüngt und mit Kartoffeln bepflanzt, oder von denen, welche nur wenig Dung haben, mit Roggen besäet. In beiden Fällen werden dem Boden für eine so hohe Begünstigung von neuem 3 bis 4 Hafererndten abgefordert, und er erst dann der Ruhe überlassen.

Die Behandlung des Feldes zu jener Fruchtfolge ist eben so erbärmlich, als die Fruchtfolge selbst. Daß die Dreische nicht über 2 Zoll tief untergepflügt werde, habe ich schon gesagt. Ist der Umbruch zu nichts als Hafer bestimmt, welches hier Regel ist, so wird bloß gefalcht und nicht gedüngt; sollen aber Roggen, Rüben oder Sommerrüben darauf gesäet werden, so wird der Boden gebrennt, ohne welches er zu graswüchsig bleiben würde. Das Uebrige soll bei dem Getreidebaue vorkommen.

Für eine schnelle Benarbung der Dreische wird nichts gethan. Umsonst, daß die liebe Natur mit einigen kargen weißen Kleeplänzchen dem Menschen den Fingerzeig zum Bessern giebt! Er hat Augen und sieht nicht, oder bemerkt er auch ihren Wink, so fühlt er sich zu ohnmächtig, ihm zu folgen.

Einige ganz nahe gelegene Stücke werden selten eingedreischt; in ihrer Fruchtfolge aber herrscht nur wenig Unterschied von der schon angegebenen.

Sie ist 1) 2) 3) auch 4) Hafer,

4) Kartoffeln gedüngt,

5) Flachs,

6) 7) 8) Hafer.

Nun wieder Dreische.

Man hat bei der Roggenbestellung drei verschiedene Verfahrungsarten.

Die Erste. Einem sehr alten Dreischboden wird die Grasnarbe abgehackt, diese mit etwas Reisig in kleine Haufen aufgestellt und verbrannt. Nachdem die Asche ausgestreut, wird der Roggen gesäet, und mit etwas Mist, statt mit Erde, überdeckt.

Die Zweite. Ein alter Dreischboden wird im Nachherbste umgepflügt, geeggt, mit Roggen besäet und dieser mit Mist überdeckt, oder der Boden wird vorher überdüngt, der Roggen über den Mist hergesäet und mit Reifern eingeschlagen.

Die Dritte hat auf einem nicht gepflügten Kartoffellande Statt. Der Saamen wird ebenfalls mit Mist zugedeckt. Wahrscheinlich geschieht das Decken mit Mist, um dem Auffrieren vorzubeugen, denn gegen den Frost selbst würde der Dung der Erde das Korn besser schützen.

Die Saatzeit fällt gegen Ende Octobers.

Man säet einen Scheffel Roggen auf den Magdeburger Morgen.

Da der Roggen selten vorkommt, so ist sein Ertrag nicht unbedeutend. Man zählt auf das 7te bis 8te Korn, und hat schon Beispiele vom 16ten Korn gehabt.

Der Hafer wird im April bis zur Hälfte des Mai gesäet; man pflügt nur einmal dazu und eggt den Saamen unter. Man nimmt 4 Scheffel Hafer auf das Malterseid und erndtet ihrer 16. Der Hafer wird gemäht, der Roggen geschnitten.

Die Kartoffeln werden entweder in die Stopeln des ersten Dreischafers ohne Dung gepflanzt, oder in ein schon von Hafer erschöpftes Land, wo dann dazu gedüngt wird. Manche überheben sich der Mühe, sie zu behacken und begnügen sich mit einem zweimaligen Durcheggen. Zum Häufeln ist nicht rathsam, indem die Kartoffeln keinen Fuß von einander entfernt liegen. Der Mittelsertrag ist 10 für 1. Man schliesse daraus, welcher er seyn würde, wenn diese schöne Frucht nicht so widernatürlich, wozu hauptsächlich das dichte Zusammenpflanzen gehört, behandelt würde!

Auch zu dem Kleebaue ist hiesiger Boden sehr geeignet. Er kann 3 ja 4 Mal geschnitten werden, und seine Dauer erstreckt sich ins 3te Jahr. Man benutzt ihn 2 Jahre. Die Erweiterung seines Anbaues würde den herrlichsten Einfluß auf

die ganze Wirthschaft haben; und doch säet ein Wirth, der 20 bis 30 Malterscheid Land baut, höchstens 8 bis 9 Pfund Kleesaamen aus.

S a l w e r

Die Feldbestellung ist zwar nicht viel besser, doch tagt es schon etwas mehr als zu Meinertsbagen. Man legt mehr Gewicht auf den Viehbestand. Die stärksten Bauern haben nicht mehr als ein Pferd oder einen Ochsen, dagegen halten sie 15 bis 20 Kühe, und suchen sich zur Saatzeit Gespannhülfe auf dem Hellwege.

Der Klee wird über den Roggen gesäet, der nach Kartoffeln folgt. Ich bemerke, daß zum Roggen nach Kartoffeln zuerst tüchtig geeeggt und dann gepflügt wird. Auch zum Dreischliegen wird etwas Kleesaamen über Hafer ausgeworfen. Man rechnet zwei Malterscheid Dreische zur Weide für eine Milchkuh.

Die Wiesen tragen durchgängig nur ein saures Gras. Von zwei nahe beisammen liegenden Quellen ist die eine gut zur Bewässerung, die andere taugt nicht. Das Wasser der erstern ist klar, kalt im Sommer und warm im Winter.

Man hat hier Butter und Hafer zu verkaufen, Roggen aber beizukaufen.

B r e c k e r v e l t.

Wir nähern uns hier einer bessern Gegend, und der Gewerbsfleiß nimmt zu. Ueber Breckervelt hinaus nach Hagen wimmelt alles im Thale von Menschen. Die Häuser drängen sich, wiewohl zerstreut, nach allen Seiten umher. Auch der kleinste Fleck ist angebaut. Kommt man von Hagen her, so beut die Feldflur von Breckervelt jene interessante Ansicht dar, welche das Herzogthum Limburg gewährt. Alles Feld liegt in kleinen Rämphen, die nicht mit Erdwällen, sondern mit ganz niedern Hecken, Zäunen und Einflechtungen versehen sind, ohne daß auch nur ein einziger Baum oder Strauch die Aussicht unterbreche.

Hier ist zwar auch Dreischwirthschaft wie zu Halwer, allein die Dreische ist schon veredelt, und das Ganze geht in eine Vieh- oder Weidewirthschaft über.

Die Umgebungen von Iserlohe, Hagen und Gegend haben mehr oder weniger die nämliche Feldeintheilung und Cultur. Die Angabe ihrer Fruchtfolge wird anzeigen, daß wir hier einen ganz andern Boden und ein anderes Klima vor uns haben, als die, welche wir bisher durchwandert sind.

Man hat in diesen Thälern des Bodens nicht zu viel, sondern Gegentheils viel zu wenig. Der Gewerbsfleiß der Manufakturen und Fabriken, der sich von hier aus bis Elberfeld fortzieht, sorgt für

die Bevölkerung, und diese läßt nicht gerne ein Plätzchen Grund unbenutzt. Die schönen Wiesen und Fettweiden an der Ruhr und Lenne kommen der Gegend kräftig zu Hülfe. Der durch mehrere Kunststraßen beförderte Verkehr zwischen den Menschen, und die dadurch erleichterte Zu- und Abfuhr aller Produkte ergänzt alles Uebrige.

Die Landwirthe wohnen theils in Dörfern zusammen, theils in zerstreuten Höfen umher. Kleiner als sie sind, dürften die Wirthschaften nicht werden. Mehr Arbeit als für 1 oder 2 Pferde hat man selten, sehr oft weniger. Nebenbei läßt sich mit Nebenfuhrwerk mancher Groschen verdienen.

Ich fand bei Iserlohe folgenden Fruchtwechsel:

1) Braache, gedüngt mit 5 einspännigen Fudern,
auf jede 25 sechszehnfüßige Quadratruthe,

2) Roggen,

3) Klee,

4) Hafer,

5) Hafer.

Oder:

1) Rüben oder Kartoffeln, gedüngt mit 6 Fudern auf 25 dergleichen Ruthen,

2) Sommergerste oder Roggen,

3) Erbsen,

4) Hafer.

Bei einem Pferde, größer sind hier die Wirthschaften nicht, hält man 4 Rühe, aber auf dem

Stalle. Dabei hat die Gegend das Uebel, daß der Klee nicht gut gerathen soll.

S a g e n.

1) Sommergerste, gedüngt,

2) 3) Roggen,

4) Hafer,

5) Erbsen.

Oder:

1) Kartoffeln, gedüngt,

2) Roggen,

3) Klee,

4) 5) Hafer.

Oder:

1) Rüben, gedüngt,

2) Gerste oder Roggen,

3) Erbsen,

4) Roggen,

5) Hafer.

Die Regel ist, alle 5 Jahre einmal zu düngen. Man bringt 34 bis 36 zweispännige Fuder auf den Eöllnischen Morgen. Der Dung wird gewöhnlich sogleich untergepflügt, doch fängt man an einigen Orten an, den mit Wintergetreide bestellten Acker im Winter zu überdüngen, und spürt davon große Wirkung. Wie sich diese durch den ganzen Fruchtumlauf fort erhält, müssen erst genauere und längere Erfahrungen darthun. Gewiß

ist das Ueberdängen da, wo der Boden dem Auf-
frieren unterworfen ist, von entschiedenem Nutzen.

Das Vieh bleibt theils Tag und Nacht auf
der Weide, theils nur einige Stunden über Tag
und wird im Stalle gefüttert.

Die Schaafzucht ist nicht beträchtlich. Die
Heerden haben nicht leicht über 2 bis 300 Stücke.
Die Freiherren von Siberg und von Hoevel er-
werben sich ein besonderes Verdienst um die Ver-
edlung der Schaafe, so wie um die Verbesserung
des Ackerbaues überhaupt.

S c h e d e.

Der gewöhnliche Umlauf der Bauern ist:

- 1) Braache, gedüngt,
- 2) Roggen,
- 3) 4) Hafer.

Der nunmehr verschiedene Peter Marcotte hat
sich durch verschiedene Versuche, wovon freilich nur
wenige gerathen seyn mögen, viel Verdienst um
den Ackerbau seiner Gegend erworben. Er führte
bei seiner Wirthschaft folgenden Fruchtwechsel ein:

- 1) Kartoffeln mit Stallmist,
- 2) Gerste,
- 3) Klee, die Stoppeln davon gefalzt zu
- 4) Roggen, auf diesen Buchweizen und Spör-
gel zum Grünfüttern,
- 5) Erbsen — Wicken,

6) Ha-

- 6) Hafer,
- 7) Bohnen, gedüngt,
- 8) Roagen,
- 9) Hafer,
- 10) Sommerraps, gepfercht,
- 11) Hafer.

Der Kalk zur Kleestoppel wird vorher schichtenweise mit 2 Erde in einen Haufen geschlagen, und wenn er zerfallen, gestreut. Die Kleestoppel flach umgestrichen, später vereeggt, dann gepflügt und gesäet.

Zu der Zeit, als Harcotte zu Schede ankam, hatten die Bauern bei ihrer Fruchtfolge und ihrem Wesen oft schon im Februar weder Brodtkorn noch Futter für ihre Pferde. Sie bewunderten seine Ernten; aber Harcotte war ein reicher Mann, daher, hieß es, kann er es aber wir nicht. Er ließ also einen Armen an seiner Stelle den neuen Glauben predigen, und um ihm Eingang zu verschaffen, hieß er seinen Oberknecht einen Kotten kaufen, und schoß ihm das Geld davor, mit der Bedingung jedoch, daß er eine Cultur nach Harcottes Art darauf einführen sollte. Dabei verband sich dieser, den neuen Kötter, wenn Schaden bei seinem Wirthschaftssysteme herauskommen sollte, zu entschädigen. Die Sache wurde unternommen und ging. Nach einigen Jahren hatte sein Mann Früchte zu verkaufen. Das wirkte.

Nun hieß es, was der kann, können wie auch. Es ist ja nur ein Bauer. Man legte sich auf den Kleebau, nahm Kalk zu Hülfe, und so verbesserte sich der Zustand von Harcotts Umgebung.

E l z e y.

Hier wohnt Holtschmidt, ein tüchtiger Landmann. Ohne Bildung, Erziehung und Vermögen schwang er sich so hervor, daß er seinem Dorfe zum Muster und Vorstand dient. Er lernte erst in erwachsenen Jahren Lesen und Schreiben, und dieser Mann führt nun ein regelmäßiges Tagebuch über seine Wirthschaft, macht vergleichende Versuche, setzt verödete Flecken in Culturzustand, legt unterirdische Abzüge an, und hat nichts über Ackerbau gelesen. Er backt Brod so weiß und gut, daß es in Hagen gesucht wird, braut Bier, brennt Brantwein aus Kartoffeln. Nirgend ist mir noch ein so tüchtiger Landwirth, von seiner Classe, vorgekommen.

Ich sah ein Gerstenfeld, das er mit der eisernen Egge, zweimal über dieselbe fahrend, durchzogen hatte, nachdem die Gerste schon einen Finger lang war, und fand sie weit schöner, als da, wo die Egge nicht hingekommen war. Wenn der Hafer wegen beschlagenem Boden nicht heraus will, so wird er ebenfalls geeegt.

Kartoffeln werden hier 2 Mal geeggt, aber nicht behackt noch behäufelt. Nach dem letzten Eggen wird gedüngt, und der Dung über dem Kartoffelfelde liegen gelassen. Höltschmidt, der letzteres beibehält, übrigens aber hacken und häufeln läßt, versichert, daß die überdüngte Kartoffeln nicht allein besser würden, als die, wozu der Dung untergepflügt worden, sondern daß dasselbe auch bei dem auf die Kartoffel folgende Roggen, und späterhin selbst noch bei dem Sommergetreide zutreffe.

Auch das Ueberdüngen des Roggens, wenn er eben aus der Erde ist, hält er für zuträglicher als das Düngen in der Erde. Wenn gleich durch das Mistauffahren tiefe Gleise im Boden entstehen, so schadet solches nichts.

Zu

S e r v i e,

wo man viele Fettweiden hat, schätzt man, daß 15 Hammel so viel Weide zum Fettwerden erfordern, als 2 Stück Hornvieh; man setzt sie aber 2mal in einem Jahre ab. Es kämen also 30 Hammel 2 Stück Hornvieh gleich. Da die Schaafe die Abänderung beim Futter lieben, so findet man am besten, wenn man sie Morgens ein Paar Stunden auf eine Kleedreische, und Nachmittags auf die Fettweide bringt.

Westerrwald.

Wir gehen zu dem Westerrwalde, als dem südlichen Theile der westphälischen Gebirgsgegend, über; da ich aber nur den Theil bereist habe, welcher zunächst an das Bergische und die Sieg anstößt, so kann ich auch nur davon etwas sagen.

Obgleich man an keinem der nachbezeichneten Orte dem Westerrwalde angehören will, so gehört doch keine besondere Unbefangenheit dazu, anzuerkennen, daß man da ist, sobald man das Siegethal bei Hennef hinter sich hat. Warum man so sehr vor dem Namen zurückschreckt, ist schwer zu begreifen, indem es nicht allein noch viel wildere Gebirgsgegenden giebt, sondern der Boden selbst an vielen Orten dem besten Boden auf Erden gleichkömmt, der mit nichts als seinem Klima zu kämpfen hat.

Es fehlt freilich auch nicht an ganz schlechtem Boden. Manchmal liegt eine nur seichte und strenge Thonschicht über dem Felsen, und da darf man, des Ausfrürens wegen, nicht mit Wintergetreide kommen. Der Boden beim Anfange des Westerrwaldes, Uckerath und Weyerbusch, schien mir zum Theil schlechter als der auf dem hohen Westerrwalde.

In jenen Orten ist er kiesig, grandig oder ein Geböckel von Steinen, das mit magerem Thon vermischt ist. Man beobachtet, daß solche Stellen, wo die Oberfläche der Erde wie gesprengt

felter Marmor aussieht, obgleich sie kein Stein ist, durchaus unfruchtbar sind, und auch durch den reichlichsten Düng nicht zu einem lohnenden Ertrage gebracht werden können.

Die Felsen bestehen aus Grauwacken und großen Basaltlagern.

U e r a t h.

Die Wirthschaften sind von 10 bis 60 bis 70 Morgen. Auf 30 Morgen muß ein gutes Pferd gehalten werden; dabei hat man 4 bis 5 Kühe, welche allgemein auf dem Stalle gefüttert werden. Die Ursache davon ist, weil man keine Gemeinweiden besitzt. Zu wie vielen kann selbst die Entbehrung nützlich werden! Man pflügt mit 1 auch 2 Pferden, mit 1 auch 2 Ochsen.

Die Fruchtfolge ist:

- 1) Braache gedüngt,
- 2) Roggen,
- 3) Klee gegypst,
- 4) Hafer.

Dann wieder mit 1 angefangen. Auf etwas guten Boden nimmt man noch

- 5) Kartoffeln.

Oder man hat

- 1) Braache gedüngt zu
- 2) Kaps,
- 3) Roggen,

4) Klee,

5) Hafer.

Man findet also auch auf dem Westerwalde einen reinen Fruchtwechsel.

Die Regel will, daß $\frac{1}{3}$ des Bodens reine Braache sey. Dazu wird viermal gepflügt, einmal vor, einmal nach Winter. Die Braachfuhr, als die 3te, hat um Johannis Statt. Im September wird der Dung in schmalen Furchen untergebracht, der Boden mit Kalk überstreut und dieser mit samt dem Roggen eingeeggt. Man braucht 18 Centner Kalk auf circa $1\frac{1}{2}$ Maad. Morgen; er kostet mit der Fracht 6 Rthl. bis 6 Rthl. 12 Gr. An Dung nimmt man 16 bis 20 einspännige Fuder.

Man bedient sich auch wohl der Asche, wahrscheinlich von Braunkohlen; da sie jedoch theuer ist, so wendet man sie nur dann an, wenn das Getreide in etwas hohen Preisen steht.

Der Klee wird gegypst; die Stoppeln desselben, vor Winter gestürzt, bleiben über Winter liegen, werden im Frühjahr vereggt, mit Hafer besäet und dieser eingeeggt.

Man bedient sich des Buchweizens und der Trespse zum Branntweinbrennen; ersterer soll vorzüglich zu diesem Zwecke seyn, und letztere mehr Wein als der Roggen geben. Wenn gleich die Brennereien der Landwirthse (denen der Professionisten spreche ich kein Lob) viel Getreide verzehren,

so wirken sie sowohl durch den Abfall, als dadurch, daß sie die allzuniedern Preise des Getreides verhindern, auf die Vermehrung der Produktion.

A l t e n f i r c h e n.

Ich glaube, daß die Cultur besser seyn könnte, als sie ist. Der Klee ist erst seit 20 Jahren bekannt, und sein Anbau hat noch keine bedeutende Fortschritte gemacht; indessen nimmt er doch alljährlich etwas zu. So lange der Bauer mehr Land besitzt, als er zwingen kann, ist die Dreische für ihn das Gemächlichste, und die Gemächlichkeit des Schlendrians ist ihm einleuchtender, als die Berechnung des aus seiner Neuerung zu erwartenden Vortheils. Noch näher liegt ihm die Mißbenutzung der Gemeinweiden, wo welche sind, im Herzen, und nicht gern gönnt er seinem Nachbarn den Knochen allein, sollte dieser auch noch so sehr abgenagt seyn. Indessen wird es hier von Jahr zu Jahre besser, und die Stallfütterung ist kein Schrecksal mehr.

Einzelne Höfe kommen selten vor. Bei weitem das Meiste wird aus den Dörfern bewirthschaftet. Ein Mann, der 70 bis 80 Magd. Morgen besitzt, hält nicht mehr als 2 Zugochsen. Er kann also nur die Hälfte seines Areal's unter den Pflug nehmen, und läßt das Uebrige als Dreische liegen. Hat sich der Boden nach 7 bis 8 Jahren

Hinreichend benarbt, so wird der Rasen abgeplaggt und auf dem Felde Schichtweise mit Mist in Haufen gesetzt. Später gepflügt, die Haufen ausgestreut, Roggen darüber her gesäet und eingeeget. Dieser Roggen geräth ohne Widerspruch vortreflich; dann wird, so lange der Boden tragen will, 4 bis 5 Mal Hafer gesäet.

Alttenkirchen besitzt in dem Bürger Butschbach einen sehr betriebsamen Mann. Da er eine Brenzneret aus Kartoffeln hat, so kann er freilich auch mehr unternehmen, als manche seiner Nachbarn. Er ging von dem Schlendrian ab, und baut nun folgendermaßen:

- 1) Braache. Darauf 12 Zentner mit Fauche gelöschten Kalk. Dabei auch Dung, wiewohl nur die Hälfte von dem gewöhnlichen,
- 2) Roggen,
- 3) Klee,
- 4) Kartoffeln,
- 5) Gerste,
- 6) Hafer.

Manchmal nimmt er auch im 5ten Jahre Kartoffeln und geht dann wieder zu der Braache über.

Man säet den Roggen spät, damit er nicht zu frühe in die Aehren trete und durch die Frühlingsfröste leide. Butschbach säet zwar früher, um früher fertig zu werden, gesteht aber, daß sein Roggen nicht besser, als der seiner Nachbarn scheffle.

Man findet den Kalk auf schwerem Boden vortheilhafter als auf leichtem, indem er jenen nach Gebühr, diesen aber über Gebühr verkrümelt oder lockert. Durch letzteres heben sich denn die Getreidepflanzen aus dem Boden, oder ihre Wurzeln werden durch den Wind entblößt. Kalk tödtet das Unkraut; Asche Gegentheils befördert den Wuchs desselben, daher letztere auf vergrasteten Feldern nicht angebracht werden darf. Asche und Kalk untereinander ist daher am zuträglichsten.

Der Westerwald, so wie der Hundsrück, ist die Heimath der Erdkohlrüben. Ueber ihr Loos spricht sich nur eine Stimme aus. Um dick zu werden, wollen sie nicht allein gehackt, sondern auch behäufelt seyn. Butschbach bewahrt seinen Kohlrübenvorrath im Garten, häufelt ihn gegen eine Mauer an, wodurch er vor dem Nordwinde geschützt sind und deckt ihn mit einer Abdachung von Stroh. Warm wollen sie durchaus nicht liegen, etwas Frost schadet ihnen nicht.

Butschbach hat eine Gattung Kartoffeln, die alle in ihrem Inneren eine Höhlung oder Poch haben. Er zieht sie zum Branntweinbrennen allen übrigen vor.

H a c h e n b u r g.

Auf dem Wege von Altenkirchen nach Hachenburg fand ich, wie schlecht oft die Großen bedient werden, und wie solches nie ohne Nachtheil des

allgemeinen Wohls geschehen kann; auch überzeugt ich mich, wie wenig wahr das Sprichwort sey, daß der Verstand mit dem Amte komme. Als die Grafschaft Sayn Altkirchen noch dem fürstlichen Hause von Dessau gehörte, hatte dieses Ländchen einen Gouverneur, welcher 10,000 Gulden Besoldung genoß, und um einigen Nutzen dafür zu stiften, allen Eichen, welche unter seiner Botmäßigkeit standen, die Köpfe vor die Füße legen ließ. Entköpft stehen sie also noch da zur Schande der Waldungen und dessen, der sie zu entweihen wagte.

Der Fruchtumlauf zu Hachenburg verhält sich, wie folgt:

- 1 — 6) Dreische, der erste Schnitt gemäht, der andere abgeweidet,
- 7) Hafer, einjährig bestellt. Wo möglich geschieht das Pflügen vor Winter, und zwar tief,
- 8) Hafer, wieder einjährig, wodurch die Narbe obenauf kömmt,
- 9) Roggen, dazu gedüngt, im October gesäet,
- 10) Kartoffeln ohne Dung,
- 11) Hafer,
- 12) Hafer,
- 13) Roggen, gedüngt. Dann bleibt das Land wieder als Dreische liegen. Dieser läßt man immer Roggen vorhergehen, weil der Boden sich leichter darnach benarbt als nach Sommergetreide. Der Roggen leidet oft im

Mai und Juni durch die Spätfröste, so daß man in 6 Jahren kaum auf eine vollständige Ernte zählen kann.

Zu den Kartoffeln wird die Roggenstoppel von Winter umgebrochen. Im Frühjahr wird geeggt, und die Kartoffeln hinter dem Pfluge eingelegt. Vierzehn Tage nach dem Pflanzen wird zum erstenmale, wann sich die Blätter so eben über die Erde blicken lassen zum zweitenmale, und wenn das Laub 5 bis 6 Zoll lang ist, zum drittenmale geeggt. Das erste Eggen darf nicht tief eingreifen. Später wird einmal gehackt und zugleich gehäufelt.

Zur Gerste wird das Land gedüngt, der Saamen über den Dung hergeworfen, und beide zusammen in schmalen Furchen mit einem Hackenpfluge untergewühlt, darauf bei trockenem Wetter gewalzt.

Man war bei meiner Durchreise 1817 im Rastfauschen mit der vortrefflichen Operation des Zusammenlegens der Felder begriffen.

Die Gegend von Altenkirchen nach Hachenburg und von da nach der Neufirch steigt immer, bis sie an diesem Orte ihren höchsten Punkt erreicht hat und sich nach dem nahen

Emmerichenhain

herabsenkt. Jener Punkt wäre also der einzige, welcher sich den Namen des rechten Westerwaldes nicht streitig machen lassen darf. Alle übrige Orte suchen ihn von sich abzulehnen.

Nicht der Boden, sondern das Klima ist es, welches den Gebirgsgegenden die Hülfe versagt; dazu gesellen sich oft die beschwerliche Lage, und die zerstreut liegenden Basaltmassen. Zu Emmerichenhain namentlich ist der Boden so gut, als man ihn wünschen kann. Ich fand im freien Felde Wirsing, weißen und blauen Kohl, Kohlrabi und Blumenkohl. Nur dem Wintergetreide versagt das Klima, um so mehr, als der Boden dem Auffrieren unterworfen ist. Gegen letzteres ist man bei dem Roggen auf ein Mittel gefallen, dessen Mittheilung allen Gegenden, welche mit diesem Uebel geplagt sind, von Wichtigkeit seyn muß. Es besteht einzig in dem Gebrauche des sogenannten Johannis- oder Staudenroggens, welcher zu dem Ende in dem Laufe des Juli oder gar Ende Juni gesäet wird. Er kann dann ein, ja zwei Mal im Herbst abgemäht werden, und bestockt sich so stark, daß seine Wurzeln vor Winter den Boden nach allen Seiten durchlaufen. Wird dieser nun durch den Frost gehoben, so schadet solches nicht, indem die Erde, bei dem nachherigen Sinken, die Pflanzen mit sich herab zieht, welches bei dem gewöhnlichen Roggen, der vor Winter nur einige wenige Wurzeln wirft, nicht der Fall ist; daher denn die leichtere Pflanze entblößt in der Höhe bleibt, wenn sich die schwerere Erde senkt. Seitdem sich dieses Mittel in der Gegend, wovon die Rede ist, erprobt

hat, bedient man sich keines andern Roggens zum Einsäen mehr. Außerdem weiß man, daß der Staudenroggen auch in andern Rücksichten den gewöhnlichen Roggen übertrifft.

Es ist auch nicht durchaus nöthig, daß der Johannisroggen so frühe, wie gesagt, gesäet werde; es kann solches zur Noth noch im September geschehen.

Die Fruchtfolge ist:

- 1) Kartoffeln, Kohlrüben, Rüben, Kopfkohl gedüngt,
- 2) Gerste,
- 3) Hafer oder Mengkorn, das ist ein Gemenge von Hafer und Gerste,
- 4) Hafer, oder
- 3) Klee gegypst,
- 4) Gerste oder Mengkorn,
- 5) Hafer.

Man hat auch:

- 1) Kartoffeln, 2) Fein, 3) Mengkorn.

Für Roggen heißt es:

- 1) Braache, 2) Roggen, 3) Hafer.

Die Felder, welche eingedreicht werden, läßt man nicht kürzer als 6 und nicht länger als 8 Jahre liegen; es sey denn für letzteres, wenn der Boden sich vorzüglich zu Grase eignete, und durch das Wasser, welches den höherliegenden Feldern entströmt, darin unterhalten werde. Man nimmt

hörtlich nur einen Schnitt von den Dreifchen, dare
auf dienen sie zur Weide. Wird die Dreifche um-
gebrochen, so folgt zwei Mal Hafer. Dung wird
nicht aufgebracht.

Ein Gemisch von Gerste und Hafer scheint et-
was widersinnig, indem beide Theile nicht zugleich
reifen; man findet dennoch seine Rechnung dabei,
und richtet sich in der Ernte nach dem mehrgeras-
thenen Theile. Der Frühhafer, welcher zugleich
mit der Gerste reift, würde sich besonders zu dies-
sem Zwecke schicken. — Die Kleestoppel wird zwei-
mal zur Gerste gepflügt, die Dreifche nur einmal
zum Hafer.

Die Kartoffeln spielen unter allen Früchten die
größte Rolle. Es wird vor Winter flach dazu ge-
pflügt, der Dung über die rauhe Furche gebreitet
und liegen gelassen. Im Mai werden ohne weite-
res Pflügen die Kartoffeln hinter dem Pfluge ein-
gelegt, und da die Gras- und Krautartigkeit der
Marbe durch den Dung den Winter über noch be-
fördert worden, welches man zu dem Zwecke liebt,
so werden die umgelegten Schnitte hinter dem
Pfluge in kurze Stücke gehackt, ohne Rücksicht auf
die darunter liegenden Kartoffeln, so daß man
glauben sollte, es würde alles zerstört. Nach eini-
gen Tagen, wenn die zerhackten Erdstücke genug
abgetrocknet sind, wird mit der Forke das Unkraut

aufgeschüttelt, und auf dem Felde in kleinen Haufen verbrannt.

Sind die Kartoffeln über der Erde, so wird gehackt und später gehäufelt. 10 für 1 hält man für einen geringen Ertrag; man hat nicht selten 18 bis 20.

Alles beruht hier auf dem Grase, alles auf der Viehzucht; auch findet man keinen grasreichern Boden, als den dieser Gebirgsgegend. Die Dreische ist daselbst keine öde Heide, sondern von großem Werthe. Alles Hornvieh ist roth, und zwar dunkelroth oder braun; andere Farben will man nicht, besonders keine Schecken, welche man in den Niederlanden so sehr schätzt. Das Gesicht ist weiß; um aber schön zu seyn, muß es um die Augen einen breiten braunen Ring haben. Außerdem ist es anerkannt eine sehr gute, auch wohlgebildete Viehrace, vom Mittelschlage. Es wird in der Gegend alle Woche ein Viehmarkt gehalten, und das Vieh auf 2 bis 3 Stunden weit hingebracht. Der Bauer setzt seine Zugochsen zwei, dreimal in einem Jahre um, sobald er nur etwas darauf gewinnen kann. Ein Paar einjähriger Ochsen kostet im Durchschnitte 6 bis 8 Carolin, zweijähriger 8 bis 10, dreijähriger 10 bis 15, schöne Ochsen im Fleische 20 bis 25, die besten 25 bis 30.

Man pflügt durchgängig mit Ochsen, und braucht sie, wenn sie 2 Jahre alt sind. In einer

Woche sind sie zur Arbeit abgerichtet. Mit einem Paar Ochsen werden 30 Morgen bestritten, wovon jedoch ihrer 10 regelmäßig als Dreische niederliegen. Die Winterfütterung des Hornviehes geschieht kalt. Die Ochsen erhalten neben Heu und Stroh auch etwas Hafer.

Die Landleute wohnen in zusammengebauten Dörfern, mit Ausnahme einiger wenigen einzelnen Höfe. Die Wirthschaften sind klein, von 8, 10 bis 20 Morgen; die größten haben ihrer 50 bis 60. Selten daß man einen einzelnen Hof von 100 Morgen antrifft.

Die Braunkohle, deren wir bei Beschreibung des Herzogthums Jülich gedacht haben, findet sich auch hier, und noch weit häufiger. Sie ist beinahe der einzige Brennstoff den man hat. Die Lager davon sind sehr reichhaltig, und oft findet man 2 bis 3 Schichten übereinander, welche nur durch eine feichte Erdschicht getrennt sind.

Der Grindel des hiesigen Räderpfluges ruht unmittelbar auf der Achse der Räder, in welche drei Vertiefungen eingeschnitten sind, um den Pflug mehr nach der rechten oder linken Seite zu bringen, je nachdem er breite oder schmale Furchen ziehen soll. Die Tiefe seines Einhängens kann nur durch ein längeres oder kürzeres Einhängen des Grindels bestimmt werden.

XI.

V e r s u c h

zu einem Bericht über die Ernten in Glogbeck
im Jahre 1822, mit besonderer Rücksicht auf
die Fruchtbarkeit der Felder und die Frucht-
barkeit des Jahres und des daher entstehenden
Verhältnisses zum Ertrage.

Diese sehr merkwürdigen Beobachtungen erhielt
ich zu spät, um sie noch in das vorige Stück einz-
rücken zu lassen, wohin sie sonst nach ihrem Schlus-
se zu Anfang Juni gehörten. Wir dürfen hoffen,
daß uns der verehrte Herr Verfasser die Resultate
der diesjährigen Ernte im Gefolge der Aussichten
auf selbige ebenfalls mittheilen und den Versuch
einer Berechnung über den Einfluß der Jahrs-
fruchtbarkeit auf die Fruchtbarkeit verschiedener Bo-
denarten in verschiedenen Feldfrüchten fortsetzen

werde. Ich bemerke übrigens — wie auch der Hr. Verfasser in einer Anmerkung sagt — daß dieser Gegenstand nur in Bezug auf die Förderung der Wissenschaft, wenn auch nicht unmittelbar auf die Praxis, interessant und daher nur für tiefer forschende und mit den neueren Fortschritten der Wissenschaft bekannte Leser geschrieben sey.

Thaer.

1. W e i z e n.

Der im Jahre 1819 gesäete war theils weißer Englischer, theils weißer Brabanter Weizen; der Anfang der Saat Mitte September, das Ende Anfangs November.

Was bis zum 24. Oktober gesäet worden, war vor Winter sichtbar, theils auf Kartoffelland, theils auf umranolten Klee.

Die Saat kam bei durchaus schönem Wetter in die Erde. — Der Boden war mit der Sorgfalt pulverisirt, die ich nie anzuwenden versäume, seitdem ich dadurch das Durchschnitts-Gewicht meines Weizens von 38 auf 42 Pfund per Himt *)

*) Der Hamburger Himten, der hier ohne Zweifel gemeint ist, hält 1328 franz. Cubiczoll, der bekanntere Hannoversche Himten hält 1568 Cubiczoll. Die Quadratruthen sind Niedersächsische von 256 Calenbergischen Quadratsfuß. Th.

gebracht zu haben glaube. — Es wurden 2 Him-
ten per 100 Quadratruthen gesäet; fast alles mit
einspännigem Pfluge flach untergeschattelt und scharf
— besonders in die Queere — aufgeegget.

Die Saat kam gut durch den Winter; die vor
Winter zurückgebliebene kam im April sehr schön auf.

Im Juli war die Aussicht auf eine reiche Ernte
da. — Einige Felder standen seltschön in
Stroh und Aehren; Alle gut; — nur eine kleine,
am 10ten September gesäete Koppel auf 700 Grad
Fruchtbarkeit *) (sonach das 10te bis 12te Korn
versprechend), auf Frühkartoffelland gesäet, äußerst
üppig stehend, ward am dritten August grau von
Farbe, der Stengel weiß, die Aehre mit schwarzem
Staub bedeckt.

Es fand sich, daß die Krankheit der Pflanze
dadurch entstanden war, daß die Wurzeln von ei-
nen Zoll langen, dünnen, gegliederten harthäutigen
Würmern, sich schnell bewegend, zwei Fühl-
hörner, einen Gabelschwanz habend, aufgefressen
waren.

Das Stroh war verdorben, die Ernte an Kör-
ner die Hälfte des Maasses und von elender Qua-
lität.

Bei sehr vielem und hohem Stroh deuteten

*) Diese hier angenommenen Fruchtbarkeitsgrade beziehen
sich auf die Wilsen'sche Theorie. Th.

die weitschichtigen Aehren in diesem Jahre doch auf eine minder gute Ernte, als im vorigen Jahre.

Der häufige Regen hatte die Hälfte der Felder daniedergelegt, welches befürchten ließ, daß das Korn sehr wenig Gewicht haben würde. Mehrere Felder hatten, wie es sich später zeigte, auch etwas von den Würmern gelitten, welches man Anfangs dem Kosthaue zugeschrieben hatte.

Den 11ten August nämlich, bei 16 Grad Wärme, fiel ein böser Nebel, dem Spuren des Kosthaues auf Weizen und Kartoffeln folgten. Den ohnehin frankten Pflanzen that er Schaden, und strichweise einem kleinen Theile der übrigen Felder. Früher wäre er schädlicher gewesen, hat aber doch auf einigen Stellen den völligen Auswuchs des Weizens verhindert.

Daß, der Kleesaat wegen, so scharf geegete Weizenland, gab bei gleichem Grade der Fruchtbarkeit 5 p. C. mehr Stroh.

Es schien, daß die frühere Saat dem Lagern und dem Wurmfraße mehr ausgesetzt gewesen war als die spätere.

Das Mähen zur Ernte fing an am 15ten August, und das Einfahren endete am 10. September.

Die Witterung war sehr ungünstig. Man hatte 5 schöne Tage zum Mähen; als eingefahren werden sollte:

4 schwere Regentage,

2 unterbrochene Regentage,

1 guter Tag. In diesem Tage mußte umgehoft werden. Es fiel viel Weizen aus.

Dann folgten:

2 schwere Regentage,

3 unterbrochene Regentage,

1 guter Tag, während welchem ein guter Theil eingefahren wurde.

Dieses Korn hatte 6 schwere Regentage gehabt. Das früher gemähete, welches 2 bis 4 Tage zum Trocknen gehabt hatte, war vollkommen gut, das andere zum Theil ausgewachsen.

Dann folgten:

2 unsichere Regentage, während welchen oft umgehoft werden mußte;

1 unterbrochener Regentag, desgl.

3 schwere Regentage, desgl.

4 schöne Tage zum Einfahren.

Aber alles Korn, welches die 9 schweren und 6 unterbrochenen Regentage gehabt hatte, war weich, feucht und ausgewachsen, zeigte sich späterhin sehr leicht und gab flüssiges Mehl.

Der Werth des trocken eingekommenen Weizens war 120 Rthl. die Last = 5 Rthl. die Tonne; des zunächst eingekommenen 80 bis 90 Rthlr. = $3\frac{1}{2}$ bis $3\frac{3}{4}$ Rthlr. die Tonne; des zuletzt eingekommenen 56 bis 60 Rthlr. die Last, oder $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Rthlr. die Tonne.

Das Durchschnitts-Gewicht war 41 Pfund per Himten, im vorigen Jahre war es 47 Pfund per Himten gewesen; der Durchschnitt der Fruchtbarkeit von 14 Feldern war 670 Grad. Diese Fruchtbarkeit hätte, wenn der Durchschnitt von 8 Jahren auf 69 Koppeln, deren Durchschnitts-Fruchtbarkeit 659 $\frac{1}{4}$ Grad und deren Durchschnitts-Ertrag 19 $\frac{1}{2}$ Himten war, mit 33 $\frac{5}{8}$ *) erforderlicher Fruchtbarkeit, um auf 100 Quadratruthen einen Himten = 38 Pfund Weizen hervorzubringen, zum Grunde gelegt wird, im vorigen Jahre geben sollen: 20 Himten per 100 Quadratruthen **).

*) Hier, wie bei den folgenden Berechnungen, sind, um die Vergleichen zu erleichtern, die Nenner der Brüche approximative verkleinert, zuweilen weggefallen worden, und dies um so mehr, da diese kleine Differenz bei diesen Resultaten von keiner Bedeutung ist. A. d. Verf.

**) Der Ertrag eines Feldes steht (zufällige Einwirkungen ausgenommen) im direkten Verhältnisse mit der Fruchtbarkeit des Feldes selbst; aber auch im Verhältnisse mit der, in jedem gegebenen Jahre, dieser Feldfrucht günstigen oder ungünstigen Witterung.

Ist die Fruchtbarkeit jedes einzelnen Feldes für das Jahr bekannt, so erhält man den Durchschnitt der Fruchtbarkeit aller in dem Jahre mit dieser Feldfrucht angebauten Felder, wenn man die Morgenzahl jedes Feldes mit dem Grade

Der Durchschnitt der Ernte des Jahres gab
21 Himten, war also um etwa 5 p. C. besser als

seiner Fruchtbarkeit multiplicirt, die Produkte addirt
und sie durch die gesammte Morgenzahl aller Felder
dividirt.

Den Durchschnitt des Ertrages erhält
man, wenn man die Zahl und das Gewicht des Pro-
dukts aller in dem Jahre mit derselben Frucht bes-
tellten Felder durch die Morgenzahl dividirt.

Den Durchschnitt der Fruchtbarkeit des
gegebenen Jahres erhält man, wenn man den
Durchschnitt der Fruchtbarkeit mit dem Durch-
schnitt des Produkts dividirt.

Je größer nun die Anzahl der Koppeln, über
welche man diese Untersuchungen anstellt, und je
gleichförmiger ihr Boden ist, um so mehr wird man
berechtigt, danach den größeren oder minderen Grad
der Fruchtbarkeit des Jahres zu beurtheilen, und
den Ertrag, den man danach von jedem Felde nach
Maassgabe seiner Fruchtbarkeit zu erwarten berech-
tigt war.

Den Durchschnitt des Ertrags,

der Fruchtbarkeit, der Felder

und des Jahres, so wie eine gewisse

Reihe von Jahren ihn ergeben, zu erhalten,
addirt man die Resultate, dividirt sie durch die Zahl
der Jahre, und erhält durch diesen Durchschnitt al-
ler Jahre die nöthigen Data, um Ertrag,

Fruchtbarkeit des Feldes,

Fruchtbarkeit des Jahres, von jedem

eine Durchschnitts-Ernte. Mit andern Worten: der durch achtjährigen Durchschnitt angegebene Grad der nöthigen Fruchtbarkeit, um einen Him-

Jahre, mit dem Resultate aller zu vergleichen. Je größer die Anzahl von Jahren ist, über welche man diese Resultate gesammelt hat, um so näher kommt man dann der Bestimmung der Erwartungen, welche man von seinem Boden haben darf.

In wie weit nun die Versuche gelungen sind, das Urtheil, welches jeder Landmann über die Fruchtbarkeit jedes seiner Felder zu fällen gewohnt, ja oft genöthigt ist — (das heißt „die absolute Fruchtbarkeit der Felder“) — genauer zu bestimmen und in Zahlen auszudrücken (die relativen Resultate sind keinem Zweifel unterworfen); in wie weit diese Versuche gelungen sind: dies auseinander zu setzen, würde eine eigene Geschichte dieser Versuche erfordern, für deren Bekanntmachung das agronomische Publikum noch nicht hinlänglich vorbereitet, für welche die Sache selbst, vielleicht noch nicht reif genug ist.

Die Statistik des Landbaues ist ein Kind, das uns geboren ist; es bedarf noch sorgfamer Pflege, kann nur noch für seine Eltern Interesse haben, und darf noch der rauhen fremden Luft und unzarter Behandlung nicht ausgesetzt werden. Daß etwas Nützliches für den Einzelnen dadurch beschafft wird, weiß ich aus meiner Erfahrung; — ob etwas allgemein anwendbar Nützliches daraus entstehen kann, muß die Zeit lehren.

Ann. d. Verf.

ten Weizen auf 100 Quadratruthen hervorzubringen, war 33 $\frac{1}{2}$ Grad; in diesem Jahre waren nur 32 Grad nöthig gewesen; in dem trefflichen Jahre 1819 hatte es nur 26 Grad bedurft, in dem schlechtesten Jahre 1817 — 36 Grad.

Von 13 Feldern haben nur 2 der Erwartung nicht entsprochen, zu welcher der bekannte Grad ihrer Fruchtbarkeit und der Durchschnitts-Ertrag des Jahres berechtigte: das eine, weil, wie die diesjährige Erfahrung nun zum vierten Male beweiset, die Erschöpfung durch eine Kahl-Ernte, mit 24 Grad Reichthum lange nicht hoch genug angeschlagen ist; das andere weil es frühe gelegen, schlecht gereist, am spätesten eingefahren, mithin am meisten ausgewachsen war, so daß dessen Gewicht 10 p. C. unter dem mäßigen Durchschnitts-Gewichte des Jahres stand.

Vorzüglich ausgezeichnet haben sich: Ein Feld nach gedüngten und gedrückten Bohnen, die, der Dürre des Jahres 1819 wegen, des hohen Grades der Fruchtbarkeit ungeachtet, nur einen äußerst geringen Ertrag gegeben hatten; ferner 2 zum zweiten Male in 3 Jahren 15 Zoll tief umrayolte Felder, wodurch aufs Neue bewiesen worden, um wie viel die gänzlich verfaulte dicke Gras- und Krautnarbe den Boden bereichert, wenn sie grün untergebracht, ohne Zugang der Luft zu Damm-erde wird.

Der Strohertrag des Jahres war 23 Stieg (von 20 Garben) à etwa 55 Pfd. reines Klappersiroh nach dem Dreschen *); der Durchschnitt seit 8 Jahren $19\frac{5}{16}$ Stieg **); das stärkste Strohjahr 1813 = $25\frac{1}{7}$ Stieg, das geringste 1818 = $13\frac{1}{2}$ Stieg. Sonach war dies ein sehr gesegnetes Strohjahr, welches allerdings die Düngermasse sehr vermehrt, und den Zustand des Viehes in großen Wirthschaften sehr verbessert haben muß.

An Weizen ist der Ertrag scheinbar sehr reichlich, in der That aber daher ärmlich, weil nur etwa ein Drittheil für den Bäcker durchaus brauchbar war, ein Drittheil nur während des Frostes und frisch gedroschen, zu gutem Brote gebacken werden konnte, übrigens nicht haltbar war, ein Deittheil durchaus unhaltbar, zum Verbacken untauglich, nur zum Branntweimbrennen abzusetzen oder zur Fütterung des Viehes zu gebrauchen, welches vielleicht die nützlichste Anwendung war, die man davon machen konnte.

Die Aussichten auf die bevorstehende Ernte sind nicht der Art, für den Ausfall der vergange-

*) Bei 670 Grad Fruchtbarkeit des Jahres waren also $29\frac{1}{2}$ Grad rostig gewesen.

**) Bei $659\frac{1}{2}$ Grad, als der Durchschnittsfruchtbarkeit aller Jahre, $34\frac{1}{2}$ Grad.

nen trösten zu können. Die Witterung während der Saatzeit war erwünscht. Was vor dem 21sten October gesäet war, war alles sehr schön aufgekomen, das Letzte den 20sten November sichtbar.

Im April zeigte sich, daß aller bis zum 21sten October gesäete weiße englische Weizen erfroren war: er war größtentheils gedrillt worden. Ein, schon den 17ten September untergeschattetes, naßkaltes Feld hatte indeß dasselbe Schicksal.

Ein den 3ten October und ein anderes den 23sten October untergeschattetes Feld ist gut geblieben, so wie zwei am Ende October untergeschattete Felder.

Von 9 gedrillten Feldern sind 7 verloren, von 5 untergeschatteten ist nur eins verloren, und dieses war sehr früh gesäet.

Das Unterschatteln scheint die späte Saat durchaus gerettet zu haben.

Der weiße Märkische Weizen und der braune Pommersche Weizen ist gut geblieben, und steht jetzt vortrefflich. Was von dem weißen englischen geblieben ist, steht dünn, hat aber so sehr gezwiegt, daß er eine gute Ernte hoffen läßt. Er wird, des durch die Wärme des Aprilmonats bei seinem dünnen Stande hervorgelockten häufigen Unkrauts wegen, etwas Jätelohn kosten.

2. Roggen.

Ich muß bei dieser Ernte den auf dem reichern (sandigen) Lehm Boden im kleinen Flotbeck früh (eigentlich zum Unterpflügen im Frühjahr) gesäeten Roggen, den ich nur seiner außerordentlichen Bestaudung wegen reifen zu lassen vermocht wurde, von demjenigen trennen, den ich auf der Pachtung im großen Flotbeck auf sandigem gar wenig Lehm enthaltenden eigentlichem Roggenlande baue.

Die Saat war vom Brabanter Kamgine-Roggen, dessen Vorzug vor dem Marsch-Roggen, sowohl was die Bestaudung als die Länge der Aehren betrifft, sich seit mehreren Jahren bewährt hat.

Der Roggen auf dem lehmigen Lande ward vom 15ten bis 21sten August 1819 à 2 Himten per 100 Quadratruthen auf eine Kapsaatstoppel nach einmaligem Pflügen gesäet.

Der Roggen auf dem Sandlande ward vom 29sten August bis zum 4ten September eben so gesäet, theils nach dürftig aufgekommenem und bei der Dürre des Jahres 1819 verbranntem Klee, theils nach Erbsen auf einer etwas besseren Stelle derselben Koppel.

Die Witterung war, während der Saat- und Blüthezeit, günstig.

Die Saat war sehr gut durch den Winter gekommen, und ließ sich besonders im Stroh (im

Verhältnisse der Fruchtbarkeit jedes Feldes) sehr gut an.

Aller Roggen auf dem Sandlande ward am 3ten August gemähet, und in der folgenden Woche eingefahren. Der Roggen auf dem lehmigten Sandlande ward am 7ten August gemäht, und bis zum 12ten war alles eingefahren.

In diesen 9 Erntetagen hatte es nur 2 schwere und einen untenbrochenen Regentag gegeben.

Die Ernte kam sehr gut ein, aber dennoch war die Güte des Korns sehr ungleich. Das beständige Gewitterwetter, welches uns oft einige Tage brennender Hitze nach nassen Tagen brachte, hatte Mehreres zu früh gereift. Unsere Bauern nennen das: „Beschnellen.“ — Man sah verkrüppeltes Korn neben dem schönsten vollkommensten Korne stehen; überreife Aehren auf grünlichen Halmen.

Vieles hatte sich gelagert, und dieses Korn blieb unreif und leicht.

Die Durchschnitts-Fruchtbarkeit des Roggenlandes auf dem bessern Boden war 596 Grad. Der Strohertrag war $28\frac{1}{2}$ Stiege, zu 75 Pfd. per Stiege; der Kornrertrag $25\frac{1}{2}$ Himten, zu 38 Pfd. Gewicht — fast das 13te Korn.

Im vorigen Jahre war der Strohertrag 18 Stiege, der Kornrertrag $27\frac{3}{4}$ Himten zu 38 Pfd. — fast das 14te Korn.

Die zur Production einer Stiege Stroh in diesem Jahre nöthige Fruchtbarkeit war 21 Grad, die zur Production von 38 Pfd. Roggen, $23\frac{1}{2}$ Gr. Im vorigen Jahre war das erste $26\frac{3}{4}$, das andere $21\frac{1}{2}$ gewesen.

Der Durchschnitt der Fruchtbarkeit des Sandlandes war 362 Grad, der Strohertrag $16\frac{1}{2}$ Stiege; der Kornerntrag $14\frac{1}{2}$ Himten von 38 Pfd. — etwas über das 7te Korn *).

Im vorigen Jahre war der Strohertrag 18 Stiege; der Kornerntrag 19 Himten — das $9\frac{1}{2}$ Korn.

Die zur Production einer Stiege Stroh in diesem Jahre nöthige Fruchtbarkeit war $22\frac{1}{6}$ Grad, die zur Production von 38 Pfd. Roggen, $25\frac{1}{4}$ Grad. Im vorigen Jahre war das erste 27 Grad, das andere $25\frac{3}{4}$ Grad.

Daraus erhellet, daß bei demselben Grade der Fruchtbarkeit des Feldes, im Jahre 1820 auf Lehmboden etwa $\frac{1}{10}$ weniger Roggen, $\frac{1}{5}$ mehr Stroh; auf Sandboden eben so viel Roggen, $\frac{1}{5}$ mehr Stroh gewachsen ist, als im Jahre 1819.

*) Vom Roggen kann ich keinen mehrjährigen Durchschnitt der Fruchtbarkeit der Felder, ihres Ertrages und des Grades der Fruchtbarkeit jedes Jahres angeben, weil ich erst seit 2 Jahren und zufällig Roggen im kleinen Glotbeck baue, und mir für großen Glotbeck (Sandland) die früheren Data fehlen.

Ferner, daß das Beschnellen des Korns und das Lagern desselben, auf besserem Boden den Ausfall am Korne noch durch dessen schlechte Beschaffenheit vermehrt hat. Es ist ein Theil dieses Roggens zu 80 Rthlr., ein Theil zu 40 Rthlr. die Last verkauft worden. Endlich, daß, da der Roggen auf dem Sandlande sich nicht gelagert hat, der Ausfall in jeder Hinsicht geringer gewesen ist.

Es ist zu früh, etwas mehr über die Aussicht auf die nächste Roggenernte zu sagen, als daß die Saat gut durch den Winter gekommen ist, im Stroh und Aehren gut und vor der Blüthe steht. Der Nachtreif, der einigen Kartoffelpflanzen schädlich war, und den Fortwuchs des Kleeß verhindert, scheint selbst auf hohem Sandlande dem Roggen nicht geschadet zu haben *).

3. H a f e r.

Der in diesem Jahre gesäete Hafer war Schottischer Kartoffelhafer. Die Saat war im vorigen Jahre von Schottland gekommen, folglich zweijährig. Er wog 90 Pfund holländisch oder 170 Pfd. die Tonne. Er gilt in England 28 Sch., wenn

*) Wir dürfen hoffen, daß uns der Hr. Verf. das Resultat der Ernte und des Ausdrusches mittheilen werde.

der Futterhafer 21 Sch. gilt. Der Berwick-Hafer, den ich in diesem Jahre haben kommen lassen, ist noch theurer.

Auf dem Sandlande wurden vom 4ten bis 8ten April 3 Himten per 100 Quadratruthen gesäet. In kleinem Flotbeck wurden vom 29sten April bis zum 10ten Mai 2 Himten per 100 Quadratruthen (wie gewöhnlich) gesäet, mehrentheils gedrißlt. Vor dem Säen wird das Land, falls es trocken ist, gewalzt und gebuschegget; ist es naß, so wird mit der umgekehrten Egge geschleppt und gebuschegget.

Meiner Erfahrung nach giebt nur feingepulvertes Land schwere Saat und kurzes dickes Korn. Daher, glaube ich, rührt es, daß der Marschhafer 120 Pfund die Tonne wiegt, wenn auf gutem Gerstboden das Gewicht 140 bis 145 Pfd. — bei mir 160 bis 170 Pfund ist.

Die Witterung während der Saat war erwünscht; das Land war rein und mürbe. Dennoch verzweigte die Pflanze sich wenig. Zufällig war ein Theil auf Land von 560 bis 640 Grad gesäet (weil es Klee tragen mußte, und zur Weizensaat zu spät fertig war), da wuchs er geil und legte sich früh.

Die Witterung schien auf den Hafer wie auf den Roggen zu wirken. Vieles ward nothreif und zeigte nachher eine Verschiedenheit des Gewichts von 27 bis 31 Pfund per Himten. Er war überhaupt

Haupt leicht, obgleich viel schwerer als aller Hafer, der in diesem Jahre zum Hamburger Markt kam.

Der Hafer auf dem Sandlande ward vom 6ten bis 16ten August, auf dem lehmigen Lande vom 6ten bis 16ten September geerntet: in beiden Perioden war das Wetter schön. Der Hafer kam trefflich ein.

Der Durchschnitt der Fruchtbarkeit des Sandlandes war 368 Grad, das Produkt 13 Stiege Stroh, 12 Himten Korn — also: der zur Hervorbringung einer Stiege Stroh von 50 Pfund nöthige Grad von Fruchtbarkeit war $28\frac{1}{3}$, eines Himten Hafers von 31 Pfund, $30\frac{2}{3}$ Grad.

Der Durchschnitt der Fruchtbarkeit des lehmigen Landes war 571 Grad, das Produkt $24\frac{1}{2}$ Stiege Stroh von 50 Pfund, und $19\frac{1}{10}$ Himten Korn von 41 Pfund per 100 Quadratruthen.

Der zur Hervorbringung von 50 Pfund Stroh nöthige Grad von Fruchtbarkeit war also $23\frac{1}{2}$ Grad, der für 31 Pfund Korn, 30 Grad Fruchtbarkeit.

Der totale Durchschnitt war $511\frac{1}{4}$ Grad Fruchtbarkeit, hat an Stroh gegeben $21\frac{1}{2}$ Stiege, an Korn $17\frac{1}{2}$ Himten, also: Durchschnitt der erforderlichen Fruchtbarkeit für Stroh $24\frac{1}{2}$ Grad, für Korn $29\frac{3}{4}$ *).

*) Ich darf, zur Erleichterung der Vergleichung mit Mögling's Annalen VIII. Bd. 2. C.

Zur Vergleichung der Fruchtbarkeit des Jahres diene, daß der Durchschnitt von 8 Jahren auf 58 Feldern $522\frac{1}{4}$ Grad Fruchtbarkeit giebt, und daß der Durchschnitt der Ernten während dieser 8 Jahre für Stroh 20 Stiege, für Korn 23 Himten war, mithin im Durchschnitt für eine Stiege Stroh $26\frac{1}{8}$ Grad erfordert ward, für Korn $22\frac{3}{8}$ Grad.

Dieses Jahr war also im Stroh etwa 8 p.Ct. besser als die Durchschnittsjahre, im Korn $23\frac{5}{8}$ p.Ct. schlechter.

Unter 8 Jahren ist dieses das beste im Stroh, durchaus und bei weitem das schlechteste im Kornsertrag. 1815 war darunter das beste Haferjahr: volle 50 p.Ct. besser als das letzte.

Es ist zu früh, etwas über den Zustand der neuen Saat zu sagen; sie ist gut ein- und gut aufgekommen. Einiges hat an sehr exponirten Stellen von der Kälte gelitten; das Mehrste steht erwünscht. Ganz vorzüglich zeichnet sich der Berswick-Hafer durch die Farbe, Höhe und Breite der Blätter aus.

vorigen Jahren, den allgemeinen Durchschnitt zum Grunde legen, da ich nur auf einem geringen Theile meines Sandlandes Hafer baue, und jährlich fast in demselben Verhältnisse zum lehmigen Lande. d. B.

4. Kartoffeln.

Die Frühkartoffeln wurden am 7ten und 8ten April, auf Reihen von 22 Zoll Entfernung, 14 Zoll weit auseinander eingepflügt. Am 17ten Mai waren sie sichtbar. Am 19ten Juni standen sie vor der Blüthe und hatten kleine Kartoffeln von der Größe einer Kirsche bis zu der einer Erbse angesetzt.

Die Witterung war durchaus günstig gewesen*).

Binnen der Zeit waren sie zweimal mit dem Pfluge gelockert und zweimal behäufelt worden. Dasselbe geschieht auch bei allen folgenden Kartoffeln und zwar so, daß diese Operation vollendet ist, ehe die Blüthenknospen erscheinen.

*) Nur auf einem Felde war der nach dem Nebel des 11ten August merklich gewordene Rostthau den Pflanzern schädlich gewesen. Das bis dahin grüne Kraut welkte ab, der Stengel starb von oben ab und faulte. Die Kartoffeln lagen beim Ausnehmen von der Pflanze getrennt, und waren fleckig; übrigens von der Größe, welche die Kartoffeln am 11ten August ungefähr gehabt hatten, seit welcher Zeit sie nicht gewachsen zu seyn schienen. Die Krankheit hatte mit Flecken auf den Blättern angefangen; sie kam von Südwest und verlor sich auf dem östlichen Theile der Koppel; da, wo eine hohe Hecke die Blätter vor dem Südwest-Winde geschützt hatte, waren sie grün.

Die dunkelblau blühenden Winterkartoffeln wurden vom 10ten Mai bis zum 1sten Junius, ganz wie die obigen, gepflanzt. Die ersten waren am 15ten Junius sichtbar, die letzten am 27sten. Die ersten standen am 26sten Julius vor der Blüthe und hatten etwa 20 Kartoffeln von obiger Größe angelegt; die letzteren am ersten August, und hatten um diese Zeit noch nicht angefangen, anzusetzen.

Die Quäckkartoffeln wurden vom 18ten Mai bis zum 27sten gepflanzt, waren vom 17ten bis 20sten Junius sichtbar, standen vom 10ten bis 16ten Julius vor der Blüthe, und hatten bedeutend angelegt.

Die Frühkartoffeln wurden vom 17ten Julius bis zum 2ten September, ihrer verschiedenen Gattung nach, geerntet.

Die Winterkartoffeln vom 1sten bis zum 21sten Oktober.

Die Quäcker waren etwas früher reif.

Das mit Frühkartoffeln bestellte Land stand im Durchschnitt auf 694 Grad Fruchtbarkeit, brachte per Morgen von 100 Quadratruthen 141 Himten, statt 154½ Himten, von 52 Pfund, welche es zum diesjährigen Durchschnitte von 4½ Grad per Himten hätte bringen sollen, und dieses, weil ein Theil einer Koppel mit dem Rosthaue befallen war.

Das mit Winterkartoffeln bestellte Land stand auf 644 Grad Fruchtbarkeit, brachte per Morgen von 100 Quadratruthen 162 Himten von 52 Pfund, ganz der Erwartung gemäß, à 4 Grad per Himten, als den Durchschnitt des Jahres.

Das mit Quäckartoffeln bestellte Land stand auf 700 Grad Fruchtbarkeit, die Ernte war 200 Himten, ganz der Erwartung von $3\frac{1}{2}$ Grad per Himten entsprechend.

Der erwartete Ertrag der Frühkartoffeln ist immer geringer, weil ein großer Theil zum frühem Verkauf ausgenommen wird, ehe sie ausgewachsen sind.

Der der Quäckartoffeln größer, weil diese minder feine Kartoffel, ihrer Größe wegen, zuträglich ist.

Der Total-Durchschnitt der Fruchtbarkeit des in diesem Jahre bestellten Kartoffellandes war 671 Grad; der Ertrag 168 Himten, also waren 4 Grad Fruchtbarkeit zur Produktion von 52 Pfund Kartoffeln auf 100 Quadratruthen nöthig gewesen. In einem Durchschnitt von 8 Jahren auf 86 Koppeln war der, zur Hervorbringung von 52 Pfund Kartoffeln, nöthige Grad der Fruchtbarkeit $4\frac{3}{8}$ Grad.

Dieses Jahr ist also unter die dieser Frucht günstigen Jahre zu rechnen. — Das ungünstigste Jahr war 1819, wo dieser Durchschnitt 7 Grad, das günstigste 1813, wo derselbe überhaupt 3, und

für die großen Kartoffeln, die in dem Jahre für
Branntweimbrenner gebaut wurden, sogar 2 $\frac{1}{2}$ Grad
war. —

Es ist zu früh, um irgend etwas über die
Aussicht auf die künftige Kartoffelernte sagen zu
können.

Der nächtliche Reif am 23ten Mai kann nur
den frühgepflanzten Kartoffeln auf hohen freiliegens
dem Sandboden etwas geschadet haben.

5. K a p s a a t.

Die Kapsaat für 1820 ward vom 8ten Juli
bis zum 3ten August 1819 auf zwei Koppeln zwei-
jährigen Klee gedrillt, der vorher zum grünen Fut-
ter abgemähet, und wo sodann mit 2 hinter einan-
der folgenden Pflügen 15 Zoll tief gepflügt wor-
den war; die dicke Narbe war sorgfältig in den
Grund eingetreten.

Es ward dazu mit 14 vierspännigen Fudern
Compost gedüngt, der aus der Hälfte Haus- und
Gassendünger, ein Viertel Pferde- und Ochsen-
dünger, ein Viertel wohlbewachsener Plaggen be-
stand und wohl 6 Monate gelegen hatte. Die
Cocksche Maschine drillte etwa 2 $\frac{2}{3}$ bis 3 Pfund auf
100 Quadratruthen ein, die Reihen 12 Zoll von
einander. Am 30sten Juli war die frühest gesäete
Saat einige Zoll hoch. Sie ward den 20sten Juli

zuerst, und den 10ten August zum zweitenmale mit dem Scarificator doppelt durchgezogen, und dadurch einige Zoll Erde an die Pflanzen gebracht. Eben so im Frühjahr. Die Saat hatte sich während des Winters trefflich gehalten, ihre großen breiten Blätter waren unbeschädigt, ihre Stengel 3 Zoll im Umfange.

Am 14ten Mai entdeckte man den Erdfloh, der an der, vor dem Aufbrechen stehenden, Blüthe nagte; — der Fortgang der Blüthe schien gehemmt. Am 25ten Mai hatte ein kleiner Theil abgeblühet, einige Schoten hatten angelegt — etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll lang — die mehesten Blüthen waren noch in Knospen; bis zum 27sten Mai schien die Zerstörung der Blüthen durch das Insekt fortzuwähren, ein starker anhaltender Regen machte an diesem und den folgenden Tagen ihr ein Ende. Das Blühen ging frisch vorwärts.

Die später aufgeblüheten Schoten schienen am 10ten Juni durchaus gesund.

Die früher angelegten waren unförmlich geschwollen, wurden weißlich, enthielten kleine Massen, welche die Körner aushölten und sich durch die welke Schote einen Ausweg bahnten.

Die wirkliche Ernte konnte nur von den Nebenzweigen erwartet werden, die aber sehr stark und zahlreich waren, so daß bei dem energischen

Wuchse der Pflanzen wohl $\frac{3}{4}$ einer guten Ernte erwartet werden konnte.

Am 14ten Juli, da die Schoten noch durchs aus grün, die Stengel frisch, die Körner noch hellgrün aber vollkommen gebildet waren, und so viel Consistenz hatten, daß man sie auf einem glatten Tische unter den Fingern rollen konnte, ward mit dem Schneiden der Saat der Anfang gemacht.

Sie lag etwa 14 Tage, und ward vom 30sten Juli bis zum 3ten August ausgeritten. Darunter hatte es 9 Tage mehr oder weniger geregnet.

Die Saat kam trocken ein, und die Käufer versicherten, nie schwärzern, glänzender und als reicheren Saamen gehabt zu haben.

Ich merke dies an, weil ich es für die Folge des frühen Schneidens und des langen Liegens halte. Uebrigens welkt unterdessen die Schote, wird zähe, springt nicht leicht auf, und man verliert viel weniger beim Dreschen.

Der Durchschnitt der Fruchtbarkeit meiner beiden Koppeln war 754 $\frac{1}{2}$ Grad. Diese Fruchtbarkeit hätte, wenn der Durchschnitt von 8 Jahren auf 35 Koppeln, nämlich 160 Grad erforderlicher Fruchtbarkeit, um auf 100 Quadratruthen eine Tonne Rapsaat von 192 Pfund hervorzubringen, zum Grunde gelegt wird, im vorigen Jahre geben sollen 4 $\frac{3}{4}$ Tonnen, gab aber 5 $\frac{3}{4}$ Tonnen, oder mit andern Worten: der zur Hervorbringung einer

Tonne Rapsaat nöthige Grad der Fruchtbarkeit, der im Durchschnitte von 8 Jahren 160 Grad gewesen war, war in diesem günstigen Jahre 133 Grad gewesen. Im besten Rapsaat Jahre 1815 war er 124½ Grad, im ungünstigsten 1816 — 200½ Grad gewesen.

Aussicht auf die diesjährige Ernte.

Es ward wiederum vom 12ten Juli 1820 an gedrißt, wie im vorigen Jahre, auf unterranoltem Klee, und mit 14 Fudern gedüngt. Am 14ten August ward zuerst, und dann noch vor Winter 2 bis 3 Mal skarifizirt. Nach Frühkartoffeln ward eine kleine Koppel, zu eben dem Grade von Fruchtbarkeit gedüngt, am 3ten August gesäet. Dies später gesäete, was nach 11 Tagen erst recht sichtbar ward, schien viel langsamer zu wachsen. Jenes stand am ersten September dunkelgrün und frechen Wuchses mit großen breiten Blättern; dieses am 21sten September wohl auch gut, doch minder kräftig. Vor dem Froste stand die Saat unübertrefflich schön, besonders die frühgesäete mit weit ausgebreiteten Stengeln, der Hauptstengel 3 Zoll im Umkreise.

Im Februar waren die großen Blätter noch grün, aber die neuen Blättchen, die aus dem Mittelpunkte der Pflanzen hervorschießen und den

Hauptstengel bilden sollen, waren gelb, weich und an einigen Pflanzen verfault.

Die spätgesäete hatte sich besser gehalten. Im März war Alles erfroren. Die Blätter bildeten eine graue faulende Decke über alles Frühgesäete; die Stengel ließen sich zusammendrücken, oft war auch die Wurzel weich. Die späte Saat war im Innern der Pflanze mehrentheils noch grün.

Zwanzig trockne heiße Sommertage (die Wärme stieg bis zu 20 Grad) im April, schienen alles wiederum zu beleben. Die spätgesäete Saat hatte wenig Pflanzen verloren, aber stand geschwächt und einstengelig, etwas spitz und ärmlich, die Stengel einen kleinen Finger dick. — Die früher gesäete hatte vielleicht ein Zehntheil der Pflanzen, besonders auf den Mittelrücken der Stücke, gänzlich verloren, und auf einem Felde, besonders auf den Stücken, die der Sonne sehr ausgesetzt gewesen waren und die den lockersten Boden hatten. — Je feuchter, kälter und lehmiger der Boden war, um so mehr Pflanzen hatten sich erhalten. Etwa ein Zehntheil mochten gänzlich verloren seyn. Bei den andern schlugen aus der starken Wurzel und an den Seiten der abgefrorenen Hauptstengel 3 bis 5 mächtige Zweige hervor. Die spätgesäeten Pflanzen standen seit den 28ten April vor der Blüthe, regten sich bis zum 6ten Mai nicht weiter, als es

sich zeigte, daß die Pflanzen alle mit den schwarzen und grünlichten Käferfliegen bedeckt waren.

Im vorigen Jahre hatte ich 10 Tage nach einander das Abstreifen derselben mit einem Seile und Strohwischen ohne allen Erfolg versucht.

Der Blüthen wurden täglich weniger, als der kleine graue gestreifte Käfer sich zu diesem ersten Feinde gesellte *). Dieser fraß nun das Pistill

*) Es ist schwer auszumachen, welche Käferart eigentlich an so verschiedenen Orten mit dem Namen Pfeifer belegt wird. Gewöhnlich nennt man jedes larvens ähnliche Insekt, welches sich auf der Kapsaat findet, Pfeifer; so wie man jedes käferartige mit dem Namen Erdfloh belegt. Von Halle aus ward uns im vorigen Jahre sogar gesagt, daß das Insekt, welches in dortiger Gegend Pfeifer genannt wird, die Larve eines Schmetterlings sey.

Dieß ist nun freilich bei uns nicht der Fall. Nach der Meinung eines einsichtsvollen Entomologen, ist der graue Käfer der *Rhynchaenus*, früher *Curculio brassicae*, dessen Larve eine derjenigen ist, welche die zarten Saamenkörner des Kapsaats zerstört; das grünliche und schwarze Käferchen, die *Nitidula aenea* und *chrysomela cochleariae* und *Armoraciae*. Die erste richtet den größten Schaden dadurch an, daß sie durch Abnagen der Staubbeutel die Fructificationsorgane der Pflanzen zerstört. Zu den Erdflöhen gehört auch wohl die *Haltica lepidii* und die minder schädliche *Haltica nemorum*. d. V.

allenthalben weg; an den Hauptstengeln blieben nur die leeren Stengelschen. Der fortwährende kalte Regen vom 11ten Mai bis jetzt, scheint ihre Anzahl zu vermindern, auch scheint ihre Thätigkeit geschwächt.

Die spät gesäeten Pflanzen stehen zu dicht, um das Umpflügen für rathlich zu halten; obgleich bei der Gewißheit, daß die oberen Schoten die Maden enthalten werden, und bei der geringen Menge und Kraft der Seitenzweige, heute den 27sten Mai die Aussicht auf eine Ernte sehr problematisch scheint.

Anders verhält es sich mit der frühgesäeten Saat, die im März so viel minder versprach: viele starke Stengel sind aus der fast verfault scheinenden Wurzel ausgeschossen, haben breite dunkelgrüne Blätter getrieben; jeder Blattansatz bringt viele Blüthen, sie scheinen alle gesund. Ob sie einen erträglichen Ertrag geben, ob sie, des gänzlichen Verlustes an manchen leer gewordenen Plätzen ungeachtet, noch eine halbe Ernte geben werden, muß der nächste Monat lehren.

Ob gute Mittelpreise den Schaden mildern werden, bleibt so lange unausgemacht, bis man wissen wird, ob die gedoppelte Kalamität, welche die Kapsaat in den Herzogthümern betroffen hat (deren Schädlichkeit nur auf Marschboden und auf den geistigen Geesfeldern, wenn anders frühe genug

ten

gesäet worden, um etwas gemindert werden kann), in Holland und in Brabant dieselbe Verwüstung angerichtet hat.

Sehr hoch können sie auf keinen Fall stehen, weil die Substitute des Rübböls, Hanföl und Thran, so sehr im Preise gefallen sind. Ersterer steht auf 29 Mark und wird auf den Herbst noch mehr sinken, weil die Käufer zu den jetzigen nominellen Preisen in Rußland keine Contrakte abschließen wollen. Der andere steht auf 60 Mk., und es ist zu vermuthen, daß die Entdeckungsreisen der Engländer um den Nordpol, die ohnehin kühnen Seefahrer ermuthigen werden, weiter in das Eis zu segeln, wo ihr Gang, wie er es in diesem Jahre war, um so reicher werden wird.

Der jetzige Preis des Rübböls ist 40 bis 42 Mark, aber bei der geringen Nachfrage ist er nominell und kann leicht auf 36 Mark fallen.

Sonach kann der Delmüller, wenn die Kuchen 86 Mark gelten, höchstens 6 bis 6½ Rthlr. per Tonne = 144 bis 160 Rthlr. per Last für die beste Saat geben. Sie steht jetzt 130 bis 160 Rthlr. notirt, ohne Käufer *).

*) So eben erfahre ich aus Holland, daß Frost und Gewürme der Rapsaat sehr schädlich geworden sind und man sich kaum eine Viertel-Ernte verspricht. Die Kaufleute in Amsterdam glauben dennoch nicht an

Auf meine erfrorene Weizenfelder, die alle auf 600 bis 640 Grad Fruchtbarkeit stehen, habe ich Sommer-Kapfaat gesät. Ich habe sehr schöne Saat aus dem Reiche kommen lassen, und habe sie theils gedrißt, theils breit gesät. Da ich diese Cultur gar nicht kenne, habe ich auf verschiedenen Feldern von 2 bis 3 Pfund auf 100 Quadratruthen gesät, auf einem Felde etwas zu $1\frac{1}{2}$, etwas zu 2, etwas zu 3 Pfund gedrißt; sogar etwas breit zu 4 Pfund gesät.

Alles Land ist durchaus rein und mürbe. Die

erhöhte Preise des Kapsaats, weil die Vorräthe, welche in den Rheinländern von der vorjährigen trefflichen Ernte übrig geblieben sind, alle Bedürfnisse in Holland überreichlich befriedigen.

Uebrigens führt man, von Antwerpen aus, dieselbe Klage über die Aussicht auf die diesjährige Ernte.

Aus Gent schreibt man unterm 30sten Mai, daß durch den starken Frost $\frac{2}{3}$ des Gewächses zurückgeblieben und der Rest sehr durch Insekten beschädigt ist.

Die Sommerpflanzen stehen zum Theil gut, an mehreren Orten hat ihnen der Nachtfrost in den letzten 10 Tagen des Maimonats geschadet. Der Preis der Wintersaat ist $17\frac{1}{2}$ fl. C. und Sommerfaat 13 fl. C. per Hectoliter, wovon 30 eine Amsterdamer Last machen; aber zu diesen Preisen ist kein Absatz da, weil bei den niedrigen Delpreisen die Gasbrikanten nicht mehr kaufen, als sie realisiren können.

D. B.

Saat ist vom 24sten bis den 31sten Mai sehr gut in die Erde gekommen; die feuchte Witterung wird, besonders wenn wir in den ersten Tagen des Junius warme Witterung haben, ihr Aufkommen begünstigen. Unter so vortheilhaften Umständen muß sie (wenn keine äußere Unfälle kommen) die höchstmögliche Ernte geben. Ich verspreche mir überhaupt von dieser Frucht nicht viel.

Gern werde ich aber im nächsten Jahre einen Bericht über den Erfolg meines Versuchs ablegen, weil es doch die einzige Frucht bleibt, welche beim nicht seltenen Mißlingen der Winter-Kapfaat und bei der spätern Saatzeit, in welcher man sich gewöhnlich zum Umpflügen entschließt, auf so geilen Boden gesäet werden darf.

6. K l e e.

Im Jahre 1819 ward der Klee, der zum grünen Verkauf bestimmt ist, mit 10 Pfund auf 100 Quadratruthen, vom 10ten bis den 30sten April auf Winterweizen gesäet, welches Land zuvor gewalzt, geeget und nach der Saat wiederum gewalzt und geeget wurde, wodurch dann so viel feine Krume entstehet, daß die Saat gleichförmig aufkommt, und durchaus keine leeren Stellen späterhin sich anfinden.

Das Land stand im Durchschnitt auf 568 Gr. Fruchtbarkeit.

Die Dürre des Jahres 1819 war dem Wachsthum des Kleeß gar sehr hinderlich. Im August schien nur auf der Hälfte des Landes der Boden bedeckt, etwa ein Sechstheil war gänglich vertrocknet, um den Rest sah es mißlich aus.

Im Monat Mai 1820 war freilich wohl ein Sechstheil verloren, alles Uebrige hatte sich bei dem häufigen Regen dieses Frühjahrs gebessert. Mehreres war sehr gut geworden.

Es konnte am 27sten Mai der Anfang mit dem Schnelden gemacht werden.

Der erste Schnitt gab im Durchschnitt 500 Bund à 12 Pfund = 6000 Pfund grünen Klee für 100 Quadratruthen, der zweite 400 Bund, der dritte Schnitt ward meistens zur Weide vermiethet.

Die Produktion von 1200 Pfund grünen Klee erforderte also $113\frac{2}{3}$ Grad Fruchtbarkeit im ersten, 142 im zweiten Schnitt. Der Durchschnitt der Fruchtbarkeit während der letzten 8 Jahre, in so fern es auf den ersten Schnitt ankommt, war auf 47 Roppeln 93 Grad, folglich ist dieses Jahr um etwa $18\frac{1}{2}$ p. C. schlechter als ein Durchschnittsjahr gewesen.

J. 1813, 1814 und 1816 waren schöne Kleejahre gewesen. Ihr Ertrag stand 15 p. C. über den Durchschnitt. Das trockne Jahr 1819 war das schlechte

schlechteste von allen, das Produkt war 45 p. C. unter dem Durchschnitt.

Der im vorigen Frühjahr gesäete Klee ist trefflich gewachsen, er stand Ende August nach der Weizenernte so üppig, daß er nothwendig abgehüet werden mußte.

In diesem Jahre war er im April schon 12 Zoll hoch — Anfang Mai $1\frac{1}{2}$ Fuß, — so daß schon am 9ten Mai der Anfang mit dem Schneiden gemacht werden konnte.

Nach dem eingefallenen kalten Wetter ist er indeß bis heute, den 28sten Mai, um nichts gewachsen; der Nachtreif hat sogar den oberen Blättern geschadet. Auch giebt er bis jetzt nur 400 Bund per 100 Quadratruthen, welches aber der sehr fröhlich wachsende zweite Schnitt ersetzen kann.

Der in diesem Jahre gesäete Klee ist unter Begünstigung der feuchten Witterung trefflich aufgelaufen.

Im Ganzen genommen, war also das Jahr 1820 für Flotbeck:

Weizen: Stroh $14\frac{1}{2}$ p. Ct. über; Korn (obgleich der Quantität nach 5 p. Ct. über, dens noch der Beschaffenheit wegen) etwa 30 p. Ct. unter dem Durchschnitt.

Roggen: Stroh 20 p. Et. über; Korn etwa eine Durchschnitt-Ernte, durch die Beschaffenheit eines Theils indessen vermindert.

Hafer: im Stroh 8 p. Et. über; im Korn 23½ p. Et. unter dem Durchschnitt.

Kartoffeln: 9½ p. Et. über dem Durchschnitt.

Rapsaat: etwa 17 p. Et. über dem Durchschnitt.

Klee: 18½ p. Et. schlechter als der Durchschnitt.

Was die Aussichten dieses Jahres betrifft, so scheinen sie für den durch den Winter erhaltenen Weizen, wie für den Roggen günstig, für Rapsaat ungemein traurig. Was nicht umgepflügt ist, wird schwerlich über 5 Tonnen per Tonne Landes auf reichem Boden, auf nicht reichem Boden viel weniger geben. Klee scheint besser zu werden, als im vorigen Jahre; über den Hafer läßt sich noch gar nichts sagen.

Am 1sten Junius 1821.

V.

XII.

Urber Wollmärkte und Wollhandel.

Versprechen macht Schuld: Sie erhalten also anbei die versprochenen näheren Nachrichten, über die beiden diesjährigen vorzüglichsten Wollmärkte Mecklenburgs, nämlich den Güstrower und den Neubrandenburger. Von dem dritten, nämlich dem zu Boizenburg an der Elbe abgehaltenen, muß ich dieselben aber schuldig bleiben, weil mir solche noch nicht zu Gesichte gekommen sind: diese sind an und für sich aber auch von geringerem Interesse, weil die dortige Gegend in der Züchtung der Schaafe annoch ziemlich zurück ist, und ein großer Theil des dortigen niedrigen Bodens derselben auch weniger günstig ist. Zum Güstrower Wollmarkt sind im Ganzen 13,500 schwere Stein Wolle zu Markte gebracht, 900 weniger als im vorigen Jahre, und zwar von 251 Ortschaften. Die Wolle ist, nach dem Urtheile der Kenner, viel feiner und bes-

fer appretirt gewesen, wie im vorigen Jahre. Die feinsten und gut gewaschenen Sorten sind zu 32, 25, 22 und 20 Rthlr. in N. 3 verkauft worden, welche bei dem gegenwärtigen hohen Stande des Goldes eben nicht besser zu rechnen sind. Im Durchschnitt haben die mehrsten Orte, für feine und gut behandelte Waare, gegen 50 pro 100 mehr, als im vorigen Jahre bekommen *). Einige Orte, welche Stöhere verkaufen, haben ihre Wolle nicht zu Markte gebracht, sondern schicken dieselbe gewaschen in Commission nach England, theils um den Ruhm der Böcke zu erhöhen, wenigstens ihn problematisch zu erhalten, theils aber, weil man ihnen, ihrer Meinung nach, nicht genug geboten hat. Aus diesem Umstande ist es auch zu erklären, warum zu Güstrow feine Wolle über 32 Rthlr. bezahlt worden ist **). —

Anderere Orte, welche auch ganz feine Merinos besigen, ihre Wolle aber nicht hatten waschen las-

*) Im vorigen Jahre ward die Wolle aber zum Theil zu Spott-Preisen verschleudert. Th.

**) Unter andern hat der Hr. Graf v. Pleß auf Jvenack die aus mehriährigen Schuren ausfortirte Electa und Prima-Wolle nach England gesandt, die übrige aber an deutsche Fabrikanten verkauft und ist, dem Vernehmen nach, mit dieser Operation sehr zufrieden. Th.

sen, haben dieselbe zu sehr niedrigen Preisen loszuschlagen müssen, weil die Käufer solche, in der unansehnlichen und nicht gut zu berechnenden schmutzigen Gestalt, nicht dem Werthe angemessen bezahlen wollten. Wenn man in Betracht zieht, daß eine solche ungewaschene Wolle über die Hälfte des Gewichts an fremdartigen Theilen enthält, und der fremde Käufer von letzteren eben so gut, wie von der Wolle selbst, alle Unkosten, Durchgangs- und Eingangskosten, Frachten und Spesen tragen muß, welche Kosten zusammen bis nach England, an Ort und Stelle gegen 6 Gr. pro Pfund, mithin pro Stein $5\frac{1}{2}$ Rthlr. betragen, so kann man dem Käufer wegen dieser niedrigen Preise wohl weniger Vorwürfe, wie dem Verkäufer machen, denn gewährt auch sein eigenes Wasser keine gute tadellose Wäsche, so giebt es dennoch gewiß in der Nachbarschaft dazu taugliche Gewässer. Kalk, eisenhaltige und moorige Gewässer taugen nämlich bekanntlich zum Waschen der Wolle nicht *). Ob

*) Es giebt wirklich Gegenden, wo durchaus kein zur Wollwäsche taugliches Wasser zu finden ist. Man hat Hülfsmittel, aber sie sind schwierig und kostspielig. Der Herr Amtsrath Cochius zu Deek hat einen weißen geschlemmten Thon mit sehr glücklichem Erfolge beim Mangel des tauglichen Wassers gebraucht. — Da die Beschwerde über schlechtes Wollwässchwasser bei zunehmender Wollverfeinerung im-

der direkte Verkauf nach England rendiren werde, nachdem bei dem Sortiren $\frac{1}{3}$ am Gewicht verloren gegangen *), darüber kann zur Zeit noch nichts Näheres angegeben werden.

Die feinste Wolle in Mecklenburg-Schwerin findet man gegenwärtig zu Rogge, Reez, Glaseritz, Reethwisch, Remplin, Bauhoff bei Güstrow, Lübsin und Bogelsang **). Verfeinerter Halbschlag ist schon sehr allgemein. Auf dem Wollmarkte zu Neu-Brandenburg sind dieses Mal im Ganzen nicht mehr als etwas über 8000 schwere Stein verkauft, und zwar zu resp. 36, 32, 24, 21, 18 und so weiter herunter bis zu 6 $\frac{1}{2}$ Rthlr. Gold. — So hat z. B. gegolten, die Jhlenfeldter 36, die Pleezer 34, die Rengliner, ehemalige Stavensche, 32, die Krumbecker 24, die Milzower 21, die Gaedes

mer häufiger wird, so beabsichtigt ein bekanntes Wollhandlungshaus die Anlage einer Blies Waschanstalt im Preussischen nach spanischer Art, um die Wolle ungewaschen kaufen zu können. Th.

*) Ein Drittheil kann wohl nicht verloren gehen; aber freilich kann von mancher Schur kaum die Hälfte in solche Sortimente gebracht werden, welche die Versendung nach England verlohnen. Das übrige kann zu Mittel-Lüchern noch sehr brauchbar seyn.

Th.

**) Es giebt in Mecklenburg-Schwerin jedoch noch mehrere Güter, wo feine Wolle gewonnen wird. Th.

behner 20, die Helyter und Gahlenbecker 18, die Salower und Lübbertorfer 16, die Teschendorfer 15, die Meezkaer 14 Thaler in Golde u. s. w. Die feinsten Posten sind vom Steehr und Seeböhm aus England gekauft.

Daß dieses Mal nur so wenig Wolle zum Neu-Brandenburger Markt gebracht worden ist, daran ist der schlechte Ausfall der beiden vorletzten Märkte Schuld gewesen, denn sehr viele Landleute haben, in der Besorgniß eines ähnlichen Schicksals, ihre Wolle gar nicht zu Markte gebracht, sondern dieselbe aus dem Hause verkauft, zum Theil aber auch nach dem Berliner Wollmarkte gebracht.

Es ist also auf den gedachten beiden Mecklenburgischen Wollmärkten ungefähr eben so viele Wolle, wie auf dem letzten Leipziger Wollmarkt, verkauft worden, worauf nur 25,000 Stein abgewogen seyn sollen *), und die besten Posten sind auf ersteren beinahe zu eben dem Preise, wie zu Leipzig und Berlin, bezahlt worden, denn das Sächsische Geld ist nur einige p. Ct. besser wie Preuß. Cour., und 36 Rthlr. Gold machen zum laufenden Cours über 41 Rthl. Preuß. Cour., wobei annoch mit in Betracht kommt, daß sich die in

*) In Leipzig ist kein eigentlicher Wollmarkt. Aber die Wolle, welche aus erster Hand dahin verkauft wird, beträgt wohl zehn Mal so viel. *Er.*

Abzug zu bringenden Unkosten der auf den Leipziger und Berliner Märkten verkauften Wolle, nämlich incl. der Transportkosten, im Durchschnitt gewiß über einen Thaler pro Stein belaufen, wogegen dieselben auf den gedachten Mecklenburgischen Märkten nicht über 4 bis 8 Gr. pro Stein betragen.

Der Abstammung nach, sind die drei ersten Posten als österreichische, der vierte aber als französische Merinos-Wolle zu betrachten; erstere ist also ungleich theurer, wie letztere bezahlt, wenn gleich die Krumbecker Schaafse des Hrn. v. Demitz unter den französischen Merinos eine vorzügliche Stelle einnehmen *). Ich kann von dieser großen

*) Jetzt, wo eine so große Verschiedenheit der Heerden in ganzen Ländern statt findet, ist die Benennung und Beurtheilung der Stämme nach diesen Ländern ganz unpassend. Ihlesfeld hat sich meines Wissens von den Lichnowskischen Schäfereien angestammt, die größtentheils sächsischer Abkunft sind und, wenn man will, aus Mecklenburg selbst herkommen, indem der vorige Fürst einen großen Theil seines Stammes vom Hrn. v. Moltke auf Scharfow kaufte. Hr. v. Demitz, welcher die von unserm König in Frankreich angekauften Schaafse im Jahre 1816 herführte, hatte nur ein ganz kleines Häufchen, welches sich noch nicht so vermehrt haben kann, daß es den Hauptbestand seiner Heerde ausmacht. Ueberhaupt

Verschiedenheit keinen andern wahrscheinlichen Grund angeben, als die Vermuthung, daß die Käufer aus Leeds, welche die erstere Wolle so theuer bezahlt haben, nur allein eine feine, weiche und weiße Kammwolle gesucht haben, es aber der kürzeren und kraftvolleren Tuchwolle an einer Concurrenz von Käufern gefehlt hat *).

Dieser Vorgang scheint einen bestätigenden Belag zu demjenigen zu enthalten, was der Hr. G. Meister über die kleineren Wollmärkte in dem vorletzten Stück der Mögliner Annalen behauptet hat.

Geht man bei der Untersuchung des Nutzens oder Nachtheils der kleineren Wollmärkte, nämlich für den Verkäufer, von der Voraussetzung aus, daß selbige allen andern Wollverkauf, sowohl an herumreisende Wollhändler, als auch durch auswärtige Commissionaire, gänzlich an sich ziehen und ausschließen sollen, so bin ich mit dem Hrn. Meister in Ansehung der aufgestellten Nachtheile derselben völlig einverstanden; denn außer den schon namhaft gemachten Nachtheilen haben dieselben annoch das Unangenehme, daß an einem kleineren Orte die Masse der verkäuflichen Wolle und die Anzahl der Kauflustigen so leicht zu übersehen ist,

sagt die Benennung von französischen Merinos gar nichts, weil selbige so höchst verschieden sind. Th.

*) Die Ihlefelder Wolle ist keineswegs Kammwolle. Th.

Daß der ungewohnte Anblick einer großen Menge von Wolle manchen Landmann intimidiret und zum voreiligen Verkauf bestimmt, daß die erforderlichen baaren Zahlungen, bei dem Abgange von Banquiers Häusern, den Handel so sehr erschweren, und daß der Erfolg eines solchen kleineren Wollmarktes gewissermaßen immer sehr ungewiß ist, und derselbe bei dem Mangel einer gehörigen Concurrrenz von Käufern, oder bei einer eintretenden Vereinbarung derselben, wohl gar ganz mißlingen kann.

Wenn man aber annimmt, daß solche kleinere Wollmärkte die beiden übrigen Verkaufswege keinesweges versperren, sondern letztere ebenfalls den Verkäufern offen erhalten werden: so trifft sie wohl eben nicht der ihnen gemachte Vorwurf der Schädlichkeit.

Je mehrere Wege des Absatzes dem Verkäufer offen stehen, desto vortheilhafter kann derselbe verkaufen. Der Transport der Wolle nach den kleineren Märkten ist für den, in der Nähe wohnenden, Verkäufer mit wenig Umständen und Kosten verbunden. Wird ihm annehmlich geboten, oder muß derselbe vielleicht verkaufen, so verkauft er; conversirt ihm aber das gethanene Gebot nicht, so kaufen ihm die in Activität bleibenden Wollhändler seine Wolle entweder annoch nach dem Markte ab, oder es bleibt ihm immer noch das letzte Zufluchtsmittel, der Regreß zum Verkauf in Commission,

vorbehalten. Ist die Wolle einigermaßen begehrt, so werden sogar schon große Quantitäten Wolle vor den Märkten verkauft, und gerade dieser vorherige Handel erhebt die Preise und befördert den Verkauf auf den kleineren Märkten. Selbst bei einem schlechten Ausfall der kleineren Wollmärkte ist noch nie ein davon zurückgenommener Posten unverkauft geblieben. Nur noch im vorigen Jahre wurde auf den Mecklenburger Wollmärkten sehr wenig Wolle verkauft, dieselbe aber ex post auf dem Hofe theurer verkauft, als sie auf den großen Wollmärkten zu Leipzig und Berlin gegolten hatte. Ja wenn auf den kleineren Wollmärkten auch wenig oder nichts verkauft werden sollte, so sind sie schon als Schau-Anstalten oder Woll-Ausstellungen immer von Nutzen *).

Der Wollhändler und Fabrikant kann auf selbigen sehr leicht untersuchen, ob, und wie viele der beehrten Wollsorten in der Gegend vorhanden sind, er wird entweder sogleich auf den Markt handeln, oder sich wenigstens die ihm zusprechenden Ortschaften nebst der Beschaffenheit der Wolle anmerken, und entweder bald nach dem Markte,

*) Herr B. Meister hält auch die kleinen Wollmärkte nicht für schädlich, aber zur Förderung des Wollhandels nicht genügend und sichernd; Commissions-Anstalten zu dem Ende zweckmäßiger. Eb.

oder in der Zukunft kaufen. Der Landwirth aber hat hier die beste Gelegenheit, den eigentlichen Werth seiner Wolle, durch Vergleichung mit andern verkauften Posten zu vergleichen, und sich in Ansehung der Veredlung manche nützliche Regel zu abstrahiren. Denn alle Lehren ohne eigene Anschauung sind wenig fruchtbringend. Er macht neue Bekanntschaften mit mehreren Wollhändlern, und erhält dadurch eine größere Unabhängigkeit von seinen frühern Wollkäufern. Der Verfasser dieser Zeilen kann sich also keinesweges davon überzeugen, daß es für die Wollproducenten vortheilhaft sein würde, wenn alle kleineren Wollmärkte aufgehoben, und der Wollverkauf in die alleinigen engen Gränzen eines Commissions-Handels verdrängt oder verwiesen würde, im Gegentheil hält er den dieserhalb gemachten Vorschlag des Hrn. Meister, so schön derselbe auch colorirt sein mag, sowohl in Hinsicht der Beschaffenheit des zu verkaufenden Gegenstandes als auch der Individualität der Verkäufer, und der Einrichtung des sogenannten Commissions-Handels für unausführbar und selbst für schädlich *).

*) Die Ausführbarkeit und der Nutzen einer solchen Commissions-Anstalt ist nicht mehr problematisch, sondern faktisch erwiesen. Der in Berlin gestiftete Verein zur Veredlung der Wolle machte es zu seinen

Gegenstände von sehr ungleichartigen Bestands-
theilen in Ansehung des Werths eignen sich schon

Hauptzweck, bei dem in mehreren Jahren stockenden
Markthandel eine solche öffentliche Commissions-An-
stalt anzulegen und hoffte dazu einen Theil des Königl.
Lagerhauses in Berlin zu erhalten. Da aber
Sr. Majestät über selbiges schon anderweitig dispon-
nirt hatten, so erbaten sich mehrere Privaten, die
dazu erforderlichen Räume und Vorschüsse herzugeben.
Die Bedingungen, welche sie machten, schienen aber der
Societät zu lästig und die Organisation des Geschäftes
unter ihrer Aufsicht zu schwierig. Hr.
v. Treskow auf Friedrichsfelde veranlaßte darauf
das Georgesche Haus die Sache für sich unter
feststehenden sehr billigen Bedingungen zu übernehmen,
und so kam diese Woll-Niederlags- und Commissions-
Anstalt auf eine sehr erwünschte Art zu
Stande. Im Jahre 1820, wie gerade um die Markt-
zeit die große Stockung im Handel eintrat, war sie
von der größten und wohlthätigsten Wirkung. Die
bedeutende Quantität der daselbst aufgelegten Wolle
ward nicht nur im Laufe des Jahres weit über dem
auf dem Markte gebotenen Preis, sondern auch mehr-
rentheils bedeutend über dem Ultimat, welches der
Verkäufer bestimmt hatte, abgesetzt. Ohne diese
Anstalt hätten viele Wollproducenten einen sehr gro-
ßen Verlust erlitten und wären in die höchste Gelds-
verlegenheit gekommen; denn die Anstalt zahlt $\frac{2}{3}$ bis
 $\frac{3}{4}$ des Werths der niedergelegten Wolle gegen 6 p Ct.
jährlichen Discout sogleich darauf. Die Niederlags-

an und für sich nicht sehr zur Hingabe zu Verkauf
in Commission, denn das Zutrauen in die Recht:

Provisions- und Affecurations-Gebühren sind auf
billigste gesetzt. Es steht nun jedem Deponenten
frei, mit dem sich einfindenden Käufer seiner Wille
selbst oder durch jeden beliebigen Commissionair zu
handeln, oder aber den Verkauf dem Comptoire die-
ser Anstalt zu übertragen. Nur die Forderung, welche
man macht, wird diesem angezeigt, damit die sich
einfindenden Käufer gleich wissen, ob sie sich auf den
Handel einlassen können. Diese Anstalt zog das ganze
Jahr Käufer aus allen Gegenden herbei, und war
besonders den Fabrikanten, welche das Capital zum
Ankauf ihres ganzen Bedarfs in der gewöhnlichen
Marktzeit — wo zu diesem bedeutendsten aller Han-
delszweige alles Geld und aller Credit in Anspruch
genommen wird — nicht herbeischaffen können, höchst
willkommen, ungeachtet sie sich Anfangs, als die
Erhöhung des Wollpreises bezweckend, dagegen er-
klärt hatten. In diesem Jahre 1821 hat diese An-
stalt aber wohl wenige Geschäfte zu machen Gelegen-
heit gehabt, da alles auf dem Markte annehmlich
verkauft wurde. Es wäre zu bedauern, wenn sie
darüber wieder eingehen sollte, da man nicht leicht
wieder ein so gutes Local, mit so viel Solidität und
Rechtlichkeit verbunden, treffen würde. In der Folge
hätte damit vielleicht eine Sortirungs-Anstalt, für
diejenigen, die es wünschten, verbunden werden
können, nach Art der Pariser, die in einer kleinen
Schrift des Grafen Morel de Windé mit ihrer

lichkeit der Menschen hat in neueren Zeiten eine große Haberie erlitten. Nicht leicht wird jemand verschiedenhaltiges Silber ohne Wardirung zum Verkauf in Commission geben. Die meisten Posten der veredelten Wolle bestehen aber ebenfalls aus Wollsorten von gar verschiedener Güte, sie enthalten oft Fausche zu dem Werthe von 30 und 40 Thalern, andere hinwiederum von kaum 10 Thalern. Solche ungleichartige Wolle eignet sich nicht zum Verkauf nach fremden Gutbefinden. Die Idee der Identität kann dabei sehr leicht compromittirt werden *).

Noch weniger aber ist es zu erwarten, daß ein solcher Commissions-Handel jemals bei dem größeren Theile unserer Landwirthe, in Hinsicht ihrer individuellen Erziehung, Denkungsart und

ganzen Einrichtung beschrieben ist. Diese kleine Schrift ist auf meine Veranlassung übersetzt, unter dem Titel: Ueber die öffentliche Woll-Magazinirungs- und Sortirungs-Anstalt zu Paris, von E. W. H. Klebe. Berlin 1817. Ich gestehe jedoch, daß eine solche Sortirungs-Anstalt viele Schwierigkeiten hat. Th.

*) Eben weil die meisten Schuren so gemischte Qualitäten enthalten, ist ihre Würdigung beim Markthandel so mißlich, dagegen weit sicherer, wenn man sie in dem Magazine genau zu untersuchen Zeit und Raum hat. Th.

Kenntnisse einigen Eingang finden werde. Zu selbiger sind schon einige kaufmännische Kenntnisse erforderlich, welche man wohl nur hin und wieder erwarten kann, und die meisten Landwirthe lieben das Einfache und das Hand wahr Hand, in ihrem ökonomischen Verkehr zu sehr, um ihre Wolle fremder Diskretion und Bes- und Verrechnung anzuvertrauen *).

Die meisten ziehen das gegenwärtige sichere und baare der ungewissen Zukunft vor, und viele derselben sind auch nicht einmal in der Lage, daß sie dasselbe thun können, indem sie zu bestimmten Zeiten baares Geld haben müssen, wozu der etwas nige Vorschuß der Hälfte des Werths von Seiten des Commissionairs nicht auslangend ist. Hat nämlich der Landmann einmal seine Wolle in Commission gegeben und weggesandt, so sind ihm gewissermaßen in Ansehung anderer Gelegenheiten zum Verkauf, aus dem Hause, die Hände gebunden **).

Ge:

*) Eine nicht unbegründete Bemerkung. Allein es verbreitet sich jetzt auch mehrere Handelskenntniß unter den Landwirthen, und es versteht sich, daß an der Spitze einer solchen Anstalt ein Mann stehen müsse, der sich allgemeines Zutrauen erworben hat. Th.

**) Der Käufer wird sich wohl einen Weg in das Magazin gefallen lassen, und der Handel kann immer im Hause abgeschlossen werden. Th.

Gesetzt aber auch einmal, unsere meisten Lande-
leute hätten keine solche große Abneigung gegen
den in Rede stehenden Commissions-Handel, und
dieselben wären für solchen zu gewinnen; so ist
und bleibt es dennoch immer sehr zweifelhaft, ob
nicht die damit verbundenen Kosten allen etwanigen
gehofften Gewinn übersteigen, und ob dem gegen-
wärtigen sehr soliden Wollhandel in einem solchen
engen Geleise nicht unter mancherlei eintretenden
Umständen gefährdet werden könne? Die damit
verbundenen Unkosten, für den Transport, an Com-
missionsgebühren, an Discout bei etwanigen Vor-
schüssen, für Delcredere, an Verlust am Course,
für Magazin-Miethe, Affecuranz, Makler-Cour-
tage, Lizenbrüder-Geld, und wie dergleichen items
weiter heißen, wozu gewöhnlich annoch der Ver-
lust an Gewicht hinzukommt, sind wahrlich nicht
unbeträchtlich und einladend, und treffen ganz al-
lein den Verkäufer. Alle diese Unkosten erspart der
Käufer bei dem Verkaufe auf dem Wollmarkte, oder
aus dem Hause, und ist aller ferneren Weiterungen
und Unruhe überhoben, welche selbst bei dem red-
lichsten Commissionair unvermeidlich sind *).

*) Bei einer soliden Anstalt, wie die in Berlin, wiegen
die Magazinirungs-Kosten die Kosten der Marktreise
und des Aufenthalts kaum auf. Wegen der Richtig-
keit des Gewichts, der Zahlung und wegen der beim
Möglinger Annalen VIII. Bd. 2. C.

Würde der Wollverkauf gänzlich in die Form des vorgeschlagenen Commissions-Handels übergehen, so wird derselbe natürlicher Weise auf ein oder ein Paar Handlungsorte, und vielleicht wohl gar auf einige Handlungshäuser zusammengedrängt und beengt; wie nachtheilig dieses für die sämtlichen Wollproducenten unter gewissen ungünstigen Handlungs-Crisen oder beim Eintritte von Handlungs-Conjuncturen, wo auf andern Artikeln ein mehreres, wie bei der Commission der Wolle, zu prosperiren ist, werden könne, leuchtet von selbst ein. Zu der gegenwärtigen Lage des Wollhandels kommen Speculanten und Fabrikanten aus allen Ländern und Gegenden; bleibt der Niederländer und Rheinländer aus, so kauft der Engländer, und so umgekehrt u. s. w. Ganz kann derselbe nie in Stockung gerathen. Der Folgen einer etwaigen Unredlichkeit von Seiten dieses oder jenes Commissionairs, will ich gar nicht einmal gedenken, wenn gleich der bedächtige Landmann wohl von selbst auf diesen Einwand verfallen wird.

Es giebt allerdings mehrere Arten von Handel, welche nach der Behauptung des verstorbenen Büsch durch Hülfe einer Zwischenperson besser, wie

Markthandel so oft vorkommenden Chikanen, ist der Verkäufer dort weit mehr gesichert, als auf dem Markte.

Lh.

bei einem indirekten Verkehr, gedeihen, wie dieses z. B. ehemals bei dem Handel mit Feinwand und rohem Zucker der Fall war; allein der Wollhandel bedarf solcher Zwischenpersonen, aus den angeführten Gründen, keinesweges, und derselbe würde gewiß für den Verkäufer am allervortheilhaftesten ausfallen, wenn derselbe unmittelbar zwischen ihm und dem Fabrikanten selbst abgeschlossen werden könnte. Letzteres folgt nicht nur aus der Natur eines kaufmännischen Gewerbes, welches immer *lucrative* seyn soll, sondern auf allen Märkten sind bis jetzt noch die höchsten Preise immer von dem Fabrikanten selbst bezahlt worden. Ein solcher unmittelbarer Handel ist aber nur alsdann möglich, wenn die Commissionaire, so viel wie irgend möglich ist, von dem Verkehr ausgeschlossen werden, die einmal bestehenden Wollmärkte aufrecht erhalten, und die mit dem Besuche derselben verbundenen Kosten möglichst beschränkt werden *).

Es haben in den neuern Zeiten, sowohl in den Preuss. Staaten, als auch in Mecklenburg,

*) Es giebt vielleicht keinen Handel, der durch so viele Zwischenpersonen getrieben wird und getrieben werden muß, als der Wollhandel. Ich verweise darüber auf Luckofs Schrift. Selbst unsere großen Wollhändler verkaufen die wenigste Wolle an Fabrikanten, sondern versenden die für jede Gegend gemachten Sorten

mehrere Gutsbesitzer den Versuch gemacht, und ihre feinere Wolle in Commission nach England zum Verkaufe gesandt; allein wenn gleich von dem Verkaufe der feinsten sortirten Wolle kein allgemeiner Schluß auf die Vortheile des Commissions-Handels mit geringeren ungleichartigen Sorten gemacht werden kann, indem die feinsten Sorten seit mehreren Jahren in England sehr hoch im Preise gestanden haben, so bin ich dennoch der Meinung, daß, wenn die Herren Committenten alle gehabtten Kosten, und den bei dem Sortiren erlittenen Verlust genau zu Buche bringen, sie bei diesem Verkaufe eben keine Seide gesponnen haben, und sie alhier an Ort und Stelle eben so viel erhalten haben würden. Die Resultate dieses Handels würden allerdings zur Entscheidung der gegenwärtigen Frage mit beitragen, wenn sie frei und offen mitgetheilt würden *).

timente wieder an dort befindliche Commissions-Handlungen, von welchen die Fabrikanten sie kaufen. Büsch's sehr richtiger Satz läßt sich sogar durch den Wollhandel am besten erläutern. Th.

*) Ich glaube allerdings, daß Mehrere bei der Sortirung und Committirung nach England mehr Schaden als Vortheil gehabt haben; aber gerade deshalb, weil sie solche nicht durch die Zwischenhand eines Wollhändlers und Sortirers von Profession gehen

Nach der gegenwärtigen Ansicht muß man also keinesweges dem Wollhandel die ihm gegenwärtig offen stehenden vielfältigen Wege zu versperren, sondern, wenn es möglich ist, ihm annoch mehrere zu eröffnen suchen *). Selbst die Juden muß man, nach selbiger, bei dem Wollhandel zu erhalten suchen. Jede Concurrenz hebt die Preise, und über das Bethören der Juden sind unsere Landwirthe bereits mit der Aufklärung hinweg. Man lasse ihn ruhig in den einmal betretenen Wegen fortschreiten, und will man zur Aufhelfung desselben ja annoch etwas thun, so errichte man an einem jeden Orte, wo Wollmärkte gehalten werden, eine Art von Nachweisungs-Bureau, wo die Kaufustigen zu je-

lassen wollten. Eine Schur von 2 bis 3000 Stück ist noch viel zu klein, um gehörige Sortimente daraus zu machen und diese Sortimente dahin zu versenden, wo jedes gesucht wird. In solchen Fällen ist manche Wolle mit nach England gegangen, die auf dem Continente weit vortheilhafter zu verkaufen gewesen wäre. Nur Woll-Sortirungen, die 10 bis 20,000 Stein verarbeiten, können jede Glocke aufs vortheilhafteste benutzen, und kein Fabrikant, der nicht zugleich Wollhändler und Sortirer ist, kann Merinowolle so theuer wie dieser bezahlen. Th.

*) Hiermit bin ich einverstanden; jene Anmerkungen mußte ich aber zur Verhütung unrichtiger Ansichten machen. Th.

der Zeit erfahren können, welche Wolle noch im
Lande unverkauft sei, und wo für selbige allenfals
eine etwas beträchtliche Woll-Probe zur vorläufig-
gen Ansicht niedergelegt wird. Uebrigens laisse
les faire.

Mecklenburg, den 15ten August 1821.

N. N.

XIII.

Ehrenrettung der dänischen Merinos.

Stundmühle, den 1sten Februar 1821.

Hochgeehrter Herr Professor!

In Schnees Landwirthsch. Zeitung, Mai v. J., findet sich eine Abhandlung „Ueber die Folgen der jetzigen Schaaf-Beredlungs-Sucht“ von einem sogenannten kaltblütigen Beobachter. Unter mehreren Grundsätzen stellt der Verf. auch denjenigen auf: daß sich in Dännemark feinere Wolle zu Tüchern vorzüglicher Bonität, wegen des feuchten Klimas und der zu materiellen Weide dieses Landes, nicht hervorbringen läßt; auch tadelt er die dänisch-spanische Wolle sehr.

Ein so ungünstiges Urtheil über unsere Merinos und ihre Wolle hat mich natürlich, als Däne, gekränkt; als Landmann ist mir zugleich aber das Unrichtige in der Behauptung dieses Verf. einleuch-

tend. Da ich ziemlich den gegenwärtigen Zustand der Schaafzucht, sowohl im Allgemeinen, als in Hinsicht der einzelnen bedeutendsten Schäfereien kenne, so bin ich überzeugt, daß es dem Verf. an Sachkenntniß gebricht *).

In dem anliegenden kleinen Aufsatz habe ich mich bemüht, dem deutschen Publikum die Sache aus ihrem richtigen Gesichtspunkte darzustellen. Es ist mein Wunsch, daß diesem Aufsatz ein Platz in den Mögliner Annalen vergönnt werden möge, und daß, in so fern diesem gewillfahrt wird, die aufgekärten Herausgeber dieser Zeitschrift ihren Lesern eine Würdigung der hiermit folgenden Wollproben (theils von Widdern der königlichen Schäferei, theils von Schaafen aus meiner Schäferei) ertheilen wollen. Ich bemerke nur noch, daß die Proben aus der königl. Schäferei bei dem Scheeren im vorigen Jahre, die meinigen aber in diesem Winter, nach einem Buchse von 7 Monaten, genommen sind, daher wird die königl. Wolle so viel länger als die meinige gefunden werden.

Joh. Chr. Drewsen.

An

Herrn Professor Rörte.

*) Dies ist aus dem ganzen Aufsatz ersichtlich. d. R.

Es fängt im Maiheft der Landwirthsch. Zeitung 1820 eine Abhandlung an, unter dem Titel: „Wahrscheinliche Folgen der jetzt allgemeinen Schaafzveredlungs=Sucht. Von einem kaltblütigen Beobachter.“ Da mir die Fortsetzung noch nicht zu Händen gekommen, so weiß ich nicht, ob sich der Verfasser am Schlusse der Abhandlung genannt hat, und dies mag, in Beziehung auf die Sache, auch von keiner Erheblichkeit seyn.

Mein Zweck ist nur, als Däne, demjenigen, was in dieser Abhandlung über die dänischen Merinos unrichtig geäußert worden, zu widersprechen, indem, wie ich darzuthun hoffe, jenen Aeußerungen offenbar Mißverständnisse zum Grunde liegen.

Der Verfasser spricht von den feinwolligen Schäferereien Englands folgendes: „Englands Schäferereien haben von jeher einen großen Ruf gehabt, denselben aber in Hinsicht der Feinheit nicht verdient. Dessen Schaafse sind zwar sehr groß, und woll- und fettreich, allein die Wolle an und für sich ist wenig fein, ohne alle Elasticität und größtentheils nicht zu Tüchern, sondern nur als Kammwolle zu gebrauchen. Bei den hohen Preisen des Fleisches, welches nicht von auswärts eingeführt werden kann, ist es vortheilhafter, einen hohen Ertrag des Fleisches, als eine feinere Wolle zu er-

zielen; die Erzeugung der Wolle ist hier also nur ein untergeordneter Zweck. Ferner sagt er: „Selbst die physische Lage Englands gestattet keine für immer beständige Einführung von krausen und kurzwolligen Merinos. Das Klima ist zu naß und der Boden im Ganzen genommen zu nahrhaft; in einem immerwährend feuchten Klima, und auf einem niedrigen nahrhaften Boden, kann keine gute Kardätsch; sondern nur eine lange, gerade und schwammige Kammwolle erzeugt werden, wenn gleich Lasterrie und andere Schaafzüchter behaupten, daß die Beschaffenheit der Wolle nur allein das Resultat der Race, und vom Klima und der Nahrung ganz unabhängig sey. Wenigstens bestätigen Dännemarks Stamm-Schäferereien diese abweichende Behauptung des Verfassers, so zu sagen, auf eine augenscheinliche Art.“

Endlich äußert sich der Verfasser ganz bestimmt von den dänischen Schäferereien auf folgende Weise:

„Dännemark erhielt 1797 aus den edelsten spanischen Heerden 300 Merinos. Aus den Nachkommen derselben bestehen zwar zur Zeit noch einige ganz reine königliche Stamm- und mehrere Privat-Schäferereien, allein im Ganzen genommen hat sich die Veredlung dadurch wenig im Lande verbreitet. (?) Man zieht die Pferde- und Rindviehzucht vor, welches wohl einen rechtfertigenden

Grund darin findet, daß das nasse Clima und die zu materielle Weide dem edlen Schaafvieh nicht zuspricht. Die sich in des Verfassers Händen befindlichen Woll-Proben aus den ganz reinen Stamm-Schäfereien zu Esrom und Jägerspriis sind nämlich schlaff und schwammig, und ohne die gehörige Springkraft und Elasticität, welches nur eine Folge der gedachten Ursache seyn kann. Deshalb galt auch 1818, wie die feine Wolle aus den deutschen Stamm-Schäfereien mit 40 Thalern und darüber bezahlt wurde, die ungewaschene dänische nur 2 Mark Hamburger Courant, und die gewaschene einen Speciethaler. Eine vorzügliche Kardätsch-Wolle dürfen also Europas Fabrikanten von hier aus nicht erwarten.

Der Verfasser nimmt, wie aus dem Angeführten zu ersehen ist, an, daß die vorzüglich feine, elastische Wolle sich in einem feuchten Clima oder auf nahrhaftem Boden nicht hervorbringen läßt. Da die Weide in England reich und dessen Clima feucht ist, so sieht der Verfasser darin die Ursache, warum die englischen Merinos nicht vorzüglicher sind, und weil, seiner Meinung nach, die Schaaf in Dännemark unter ähnlichen Umständen in Hinsicht der Luft und des Bodens leben, so findet er seine Behauptung auch durch Woll-Proben aus den

dänischen Stamm-Schäfereien bestätigt, indem er diese Proben schlaff und schwammig gefunden hat. Endlich glaubt er sogar seinen Satz zur völligen Evidenz zu bringen, wenn er bemerkt, daß während im Jahre 1818 die deutsche Wolle mit 40 Thaler bezahlt wurde, die dänische nur einen Speciesthaler galt.

Ich will mich auf die Wiederlegung der Behauptung des Verfassers im Allgemeinen nicht einlassen, wenn ich gleich mit Lasterie annehmen muß, daß die Race, nicht aber das Futter — wenn nämlich in Hinsicht dieses Feins von den beiden Extremen Statt findet, wo man die Thiere entweder hungern läßt oder zum Schlachten mästet — die Eigenschaften der Wolle bedingt. Selbst im Vaterlande des Verfassers, wo zahlreiche hochfeine Heerden stallgefüttert werden, wird er den Beweis finden, daß eine materielle Nahrung sehr wohl mit den erwünschten Eigenschaften der Wolle sich vereinbaren läßt. Er scheint übrigens mit der physischen Lage Dännemarks unbekannt zu seyn, und beurtheilt vielleicht die Weiden dieses Landes nur nach den an Deutschland gränzenden dänischen Provinzen. Wie sehr der Verfasser sich nun, was die dänischen Merinos betrifft, irrt, wird aus dem Folgenden hervorgehen, und es wird dann seinen Landsleuten anheim gestellt seyn, auf Deutschland

Schaafe ähnlicher Art die Anwendung des Dargelegten zu machen.

Wäre die Aeußerung des Verfassers richtig, daß die Weide und das Clima Dännemarks der Erzeugung vorzüglicher Merino-Wolle ungünstig sey, so müßten unsere Merinos, die während so vieler Jahre im Lande sind, jetzt eine weit geringere Wolle hervorbringen, als da sie aus Spanien zuerst hergeholt wurden. Indessen da wir noch Woll-Proben besitzen, welche die Beschaffenheit der Wolle zeigen, wie sie bei erster Ankunft der Heerde war, so wird, nach Vergleichung mit ihrer jetzigen Wolle, auch nicht der geringste Zweifel übrig bleiben, daß diese Wolle an Feinheit bedeutend zugenommen hat, ohne in andern Rücksichten diejenigen guten Eigenschaften, durch welche die Wolle der ursprünglich eingeführten Schaafe sich auszeichnete, verloren zu haben. Daß aber jene eingeführten Merinos zu den vorzüglichsten ihrer Art gehörten, daran wird kein Däne zweifeln, indem sie von unserm trefflichen und einsichtsvollen Stutenmeister Nielsen ausgesucht wurden. Die schönen Descendenten derselben setzen ohnedies die Sache außer allem Zweifel, so wie die mitfolgenden Wollproben die Wahrheit des hier Angeführten bezeugen. Allein da diese Proben nur dem Herausgeber der Annalen vorgelegt werden können, so bitte ich denselben, hierüber zu

urtheilen und das Urtheil demnächst in dieser Zeitschrift mitzutheilen. Ich behaupte freilich nicht, daß die beigelegten Proben, aus der königlichen Schäferei und aus meiner, von 500 Schaafen bestehenden, für die gesammten Thiere dieser Schäfereien ohne Ausnahme gelten sollen; denn auch wir haben das Ziel noch nicht erreicht. Wir streben aber vorwärts, indem wir die Winke und Belehrungen, welche so viele unter Deutschlands vorzüglichsten Köpfen den Landwirthen jetziger Zeit geben, uns, in Verbindung mit eigenen bereits eingesammelten Erfahrungen, zu benutzen suchen.

Bezeigt sich dann unsere Wolle, woran ich nicht zweifle, als zu der vorzüglichern Art gehörig, so ist das Unrichtige in der Folgerung des Verfassers, betreffend die Einwirkung des Klimas und der Weide auf unsere spanische Wolle, schon dargethan; ich brauche dann kaum zu erwähnen, daß die Ursache, warum die spanische Schaafzucht sich bisher nicht stärker bei uns verbreitet hat, keinesweges daraus hergeleitet werden darf, daß unsere Landwirth an jener Ansicht des Verfassers Theil nehmen. Die Ursache ist hieselbst vielleicht meistens dieselbe, als in England. Die Dänen essen gern viel Fleisch, und besonders das Lammfleisch ist während des Sommers die allgemeinste Speise der Einwohner Kopenhagens und der übrigen Städte. Jedem, welcher des Sommers unsere Landstraße

zwischen Roeskilde und Kopenhagen befährt, werden die ungeheueren Triften von Lämmern, die nach dieser Stadt gehen, ins Auge fallen. Deswegen war im Allgemeinen bei uns, wie bei den Engländern, das Fleisch der Schaafe immer der Hauptzweck, und da die einheimische Race, welche übrigens in mehreren Rücksichten zu tadeln ist, sich schnell ausbildet, und öfters zwei und mehrere Lämmer gebärt, so haben die spanischen Schaafe sie bisher nicht verdrängen können. Diese gebären nur selten mehr als ein Lamm, das sich langsam ausbildet, und welches zum Schlachten nicht so tauglich als das einheimische ist. — Die spanischen Schaafe sind im Ganzen genommen schlechte Mütter, sie erfordern sorgfältigere Pflege und ein besseres Futter, als die dänischen. Wenn gleich schöne mit gutem Fleisch versehene Hammel aus der spanischen Race gezogen werden können, so ist jedoch das Hammel- oder Schaafffleisch in Dänemark bei weitem nicht in dem Grade beliebt, als das Fleisch der Lämmer. Und diese Gründe sind dann den Landleuten im Allgemeinen hinlänglich, um den Merinos nicht geneigt zu seyn.

Da es ohnedies, und vielleicht ganz richtig, behauptet wird, daß die Dänen verhältnißmäßig mehr Butter, als irgend eine Nation, die Isländer nur ausgenommen, verzehren, und da die Butter aus den dänischen Provinzen, vorzüglich aus

Holstein, im Auslande beliebt und gesucht wird, so sind die Holländereien bisher so einträglich gewesen, daß nur wenige der größern Gutsbesitzer sich entschließen konnten, solche aufzugeben und Schäferereien zu errichten. Noch viele andere Ursachen und darunter z. B. die Zerstückung unserer Ländereien, tragen dazu bei, die Anlage großer Schäferereien zu hindern (und nur durch große Schäferereien, unter der Leitung einsichtsvoller, von wahrem Eifer für die Schaafzucht beseelter Männer, kann die feinwollige Schaafzucht ihre Höhe erreichen); diese Ursachen übergehe ich aber, um nicht weitläuftiger, als hier erforderlich ist, zu werden.

Der Verfasser irrt indeß am meisten, wenn er die geringe Güte unserer Wolle aus dem Preise derselben folgern will. Es ist richtig, daß diese mit einem Speciesthaler oder zwei Reichsbankthalern Silber bezahlt wurde, während die deutsche Wolle 40 Rthlr. galt. Diese 40 Rthlr. wurden aber per Stein, d. i. für 22 dänische Pfund gegeben, jene 2 Reichsbankthaler Silber dagegen für 1 Pfund dänisches Gewicht: mithin wurde die dänische Wolle mit 44 Rthlr. per Stein bezahlt! und dies, ungeachtet keine Concurrenz außerhalb Landes Statt fand, indem die Fabrikanten im Lande alles kauften.

Noch muß hinzugefügt werden, daß der Verfasser auch in einer andern Rücksicht sich trügt,
wenn

Wenn er nämlich der königlichen Schäferei auf Färserspris als völlig edel erwähnt. Ein edler Stamm war freilich da, allein der größte Theil der Schaafse dieser, jetzt aufgehobenen, Schäferei waren Blendlinge von jütländischen Schaafen und Merino-Böcken. Wer steht dafür, daß nicht die dem Verfasser zugekommenen Proben dänischer Wolle eben von dieser Schäferei, mithin nur von veredelten Schaafen gewesen sind? Auf Esrom dagegen finden sich die Racen nicht nur völlig edel, sondern die verschiedenen Stämme von Escorial, Negretti, Paular, Montario, Guadeloup und Infantado sind hier in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten. Dieses wird zur Genüge bestätigt, sowohl durch die verschiedenen und constanten Eigenschaften der Wolle bei den verschiedenen Racen, als durch die eigenthümlichen Formen jeder einzelnen Race. Unter die guten Eigenschaften der dänischen Merinos ist auch ihr glücklicher Gesundheitszustand zu rechnen. Diesem haben wir es zu verdanken, daß Krankheiten, welche in fremden Ländern sehr viele Thiere vernichten, z. B. die Fäule, die Schaafpocken, die Klauenseuche, so wie die Drehkrankheit, Träberkrankheit, hieselbst in Rücksicht unserer feinwolligen Schaafse unbekannt sind. Die Lahme der Lämmer hat sich dagegen zwar in einigen unserer Schäfereien gezeigt, aber

wieder entfernt, nachdem wir erst im April und
Mai unsere Schaafse kommen lassen.

Joh. Ehr. Drewsen.

Die mir übersandten Proben zeigen sich nichts
weniger als schlaff und schlecht, sind vielmehr stark
mit ziemlich hohen Bogen gekräuselt und springen
nach der Ausdehnung kräftig zurück (haben schö-
nen Zug). In der Feinheit sind sie ungleich, die
kürzeren jüngeren Proben haben aber im Durch-
schnitt einen höheren Grad derselben. Der Stein
dieser Wolle würde hier in diesem Jahre bei guter
Wäsche 33 bis 35 Rthlr. gegolten haben.

Thaer.

XIV.

T o r f a s c h e

als Heilmittel versäuerter Stellen auf den Feldern, und Gründe welche für die vortheilhafte Einwirkung derselben auf die Vegetation der Gräser zu sprechen scheinen.

Die Heilung — wenn ich mich dieses Ausdrucks bei dem Boden bedienen darf — solcher Stellen, welche die Eigenschaft des Vergehens des Koggens, durch früher darauf gestandenes Winterwasser, angenommen haben, — ich nenne sie versäuert, ungeachtet die beigefügten chemischen Untersuchungen des Herrn Provisor Mühlenhof das Daseyn einer Säure nicht beweisen, — scheint mir, als rein praktische Erfahrung von der Wirkung der Torfasche, interessant genug, um dieselbe zum Gegenstande fernerer Versuche und chemischer

Untersuchung zur Bestimmung ihrer wirkenden Kräfte zu machen. Sie bietet aber bei ihrer Anwendung noch so manche andere beachtenswerthe Erscheinung dar, welche mit der bisherigen Meinung über ihre Wirkung, selbst des ersten Lehrers unseres Faches, des hochverdienten Thaer's, in geradem Widerspruche zu stehen scheint; daß sie um so mehr unsere Beachtung verdient, je weniger man sie deren bisher werth hielt. Dieses Interesse für sie zu wecken, und meine Erfahrungen mit der Meinung des Herrn Staatsrath Thaer in Uebereinstimmung gebracht zu sehen; so wie die chemischen Untersuchungen zur Beurtheilung vorzulegen, und entweder, wenn sie nicht zureichend gefunden würden, die Angabe eines bessern Verfahrens zur Auffindung der Säure im Boden zu veranlassen — da für diesen Fall eine Quantität Erde aufbewahrt wird — oder, im Falle ihrer Richtigkeit, mir Belehrung über die bei den verschiedenen Wahrnehmungen zur Wirkung kommenden Kräfte zu verschaffen, sind die Beweggründe, welche mich schon jetzt zur öffentlichen Mittheilung bestimmen, die anfänglich erst nach den erhaltenen Resultaten eines vergleichenden und mehrerer andern Versuche, welche im Laufe dieses Sommers angestellt werden, bestimmt war. Ich werde bei den einzelnen Wahrnehmungen meine theoretischen Ansichten anführen, in der Hoffnung, sie entweder bestätigt oder da,

wo sie nicht die richtigen seyn sollten, mit Gründen
berichtigt zu sehen.

Die Veranlassung zu meinem ersten Versuche
ihrer Anwendung auf dem Felde — da sie hier
schon seit undenklichen Zeiten mit dem Auskehrigze.
vermischt, zur Wiesenbedüngung ist benutzt worden,
war folgende:

Bei dem Lesen des in diesen Annalen 1ster
Band 2tes Heft pag. 235 enthaltenen, so sehr be-
lehrenden und höchst interessanten, Aufsatzes von
Thaer: „Theorie über das Verhältniß der Ernten
zu der Fruchtbarkeit des Bodens, ihrer Vermehrung
und Erschöpfung nach meinen jetzigen Ansichten“
war mir besonders die Angabe pag. 271 über die
Wirkung des sich aus dem versäuerten Humus
bildenden, ebenfalls säuerlichen Extractiv-Stoffes
auf mehrere Pflanzen bemerkenswerth. In ihr fand
ich die Erklärung der, schon eine Reihe von Jah-
ren auf mehreren meiner Aecker bemerkten, Erschei-
nung des Verschwindens des Roggens an den Fur-
chen, und zwar ziemlich breit in die Stücke hinein,
er mochte des Winters unter Wasser gestanden ha-
ben oder nicht. Die Entstehung dieses nachtheiligen
Zustandes der nährenden Theile konnte durch das
dort bisweilen im Frühjahr darauf gestandene und
durch die Einwirkung der Sonne zersetzte Winter-
wasser bewirkt worden seyn. — War die Annahme
einer Versäuerung richtig, so mußte diese durch ein

darauf gebrachtes Alkali gehoben und der gesunde Zustand der nährenden Theile wieder hergestellt werden. — Die Wahl des anzuwendenden Alkalis konnte mir nicht schwer fallen, da mir keine andere damit versehene Substanz zu Gebote stand, welche es in hinlänglicher Menge enthalten, und die ich zugleich in zureichender Quantität — durch Verbrennung von Moorbälden — erhalten konnte, als Torfasche.

Das zum Versuche gewählte Stück enthielt 1½ Morgen, war 1817 mit 21 zweispännigen Jüdern Mist bedüngt und mit Kartoffeln bestellt gewesen, welche aber in diesem nassen Jahre von den im Uebermaasse vorhandenen Quecken und sonstigem Unkraute mit der Handhacke nicht hatten rein erhalten werden können, und nur einen sehr geringen Ertrag gaben. Der auf solchem Kartoffellande bestellte Sommerweizen, zu dem ich mich zur Erhaltung der Saat entschließen mußte, konnte nicht anders als nur mittelmäßig ausfallen. — Nach früh abgebrachter Weizenernte wurde das ganze Stück, vorzüglich an den Furchen, mit Moorbälden befahren, welche zu dem Ende von einem Neubruch waren abgepflügt worden; diese den 12ten August verbrannt, den 19ten die Asche ausgestreuet und flach untergepflügt. Das Land war sehr verqueckt; es wurde daher den 21sten November gestreckt, um dem Froste mehr Einfluß auf die einzelnen Balken zu verschaffen. Den 28sten Januar wurde es ab-

geeggt und, zur Erhaltung der Winterfeuchtigkeit, gerflügt. — Zur Ausmittlung einer angemessenen Vorfrucht für Roggen auf dem hiesigen leichten, jedoch niedrig gelegenen Sandboden, wurde ein Spint Erbsen und die übrige Fläche, seiner Zeit, mit Buchweizen besäet.

Die Erbsen standen, besonders an den Furchen, wo die meiste Asche hingekommen war, ganz vorzüglich geil, trotz dem so sehr trockenen Sommer; die Ranken erreichten eine Länge von 7 bis 8 Fuß *). Der Ertrag war das 6te Korn, würde aber größer gewesen seyn, wenn nicht durch die große Weilheit auf dem Boden Fäulniß entstanden wäre.

Der Buchweizen wurde durch die Dürre zweiläufig, wovon die erste Hälfte durch Nachtfroste zerstört wurde; die zweite Hälfte bestaudete sich sehr stark, so daß sie den Boden noch völlig bezog; in der Blüthezeit trat aber anhaltend helle, trockene Luft, mit starker Wärme und Wetterleuchten

*) Diese Wahrnehmung dürfte vielleicht für die Bebauer des leichten trockenen Sandbodens von Wichtigkeit seyn; da ihnen, durch die Sicherung der Hülsenfrüchte, die Einführung der Wechselwirthschaft gestattet wird, welche gewöhnlich an den Zwischenfrüchten scheitert. Im folgenden Jahre hoffe ich, mir durch Versuche hierüber Belehrung zu verschaffen.

ein, welche die Hoffnung einer guten Ernte völlig zerstörte, da die Blumen geschlossen wurden und verwelkten *).

Nach abgebrachter Ernte ward den 1sten September das Land gestreckt, den 14ten abgeegget, den 16ten mit 8 zweispännigen Fudern Mist bedüngt, den 17ten gepflügt und an den Furchen ausgequeckt, den 23sten mit 3 Hpt. Roggen besäet, diese mit dem Grubber untergebracht und gewalzt. Das Ausquecken mußte nothwendig geschehen, wenn der Grubber gebraucht werden sollte, welches dem ungeachtet kaum möglich war.

Der Roggen kam gut auf und bestaudete sich bei der günstigen Herbstwitterung, trotz der Dürren, sehr gut. Er hielt sich den Winter über vorzüglich, ungeachtet mehrere Stellen wohl 14 Tage unter Wasser standen, und dieses eine Eiskruste darüber bildete; im Frühjahr war kein Unterschied zwischen den Furchen und der Mitte der Stücke zu bemerken. Aus dem beigefügten Conto ist die Ernte zu ersehen.

*) Es soll die Erfahrung gelehrt haben — wie ich erst nachher erfuhr, — daß auf dem sogenannten niedrigen Boden, wie er in der Twentschen Roggenwirthschaft genannt wird, stets viel Stroh, aber nur sehr wenig Korn vom Buchweizen geerntet wird; auch bei den Halmfrüchten ist dieses der Fall, nur nicht so auffallend.

Versuchs-Conto. Zangenhof.

Debet.			Credit.		
1 ^{te} Morgell.	Zugut ges schrieben.	Cassa M. thl. gr.	Zur Cass geschrie ben.	Cassa M. thl. gr.	
Bestellungsstossen nebst Abrechnung	M. Jahr.	16 8 $\frac{1}{2}$			
			23 20 $\frac{3}{4}$		
			11 —		
			34 20 $\frac{3}{4}$		
			3 4 $\frac{1}{2}$		
Saldo Credit		15 7 $\frac{1}{2}$	Echturen	31	16 $\frac{1}{2}$
				31	16 $\frac{1}{2}$

Ernte 103 Stach à 10 Garben.
Nach dem Probendruck von 10 Garben
erhalten:

A. Korn, 16 Mfd. = 1648 Mfd.
à 5pt. 46 Mfd. = 35 $\frac{1}{2}$ 5pt.
à 16 gGr. =

B. Stroh, 40 Mfd. = 4120 Mfd.
à Reichen 250 Mfd. = 16 $\frac{1}{2}$ R.
à 16 gGr. =

Für Dreichen und Meinemachen
ab 8 $\frac{1}{2}$ Bagelohn à 9 gGr. =

Das wichtigste Resultat dieses Versuches ist unstreitig die Heilung der versäuerten Stellen. — Hiernach verdient der hohe Ertrag, das 12te Korn vom Roggen, auf niedrigem Sandboden von 83 bis 84 Procent Sand um so mehr die Aufmerksamkeit, da vorzügliche Cultur ihn nicht bewirkt haben kann; an deren Daseyn bei einem Boden, welcher mehrmalige Bearbeitung mit Pflug und Egge, und dann doch noch an den schlimmsten Stellen des Ausquächens bedarf, um den Gebrauch des Grubbers zu gestatten, nicht gedacht werden kann. — Wohl weiß ich aus eigener Erfahrung, daß Sandboden das 16te Korn vom Sommerweizen zu geben vermag; auch hoffe ich in diesem Jahre eine ähnliche Ernte vom Roggen auf einigen Stücken zu erhalten, aber unter ganz andern Verhältnissen.

Der Torfasche allein darf er aber auch nicht zugeschrieben werden, sondern es verdienen hier folgende Ursachen mit in Erwägung gezogen zu werden: die Wirkung des Wechsels auf stärkern Kornansatz und die vorzüglich günstige Witterung, welche überall eine sehr gesegnete Roggenernte bewirkte. — Die Wirkung des Wechsels auf stärkern Kornertrag scheint zum deutlichen daraus hervorzugehen, daß früher wohl eine ähnliche Stroh- aber nie eine solche Kornernte von diesem Stücke gemacht worden ist. — Der Einfluß der günstigen

Witterung ist weniger bedeutend, wenn wir die Ernten auf andern gut cultivirten, aber nicht im Wechsel befindlichen Stücken damit vergleichen. Zu diesem Vergleiche wähle ich den Ertrag des Stauden- oder Johannisroggen als den höchsten, nämlich das 9te Korn; nehmen wir aber den Raum, auf welchem der Ertrag gewachsen, statt der Einsaat bei der Beurtheilung der Ernte zum Maaßstabe an, so beträgt dieses nicht völlig das 7te Korn für die Fläche eines halben Morgen, welcher mit drei Spint Braunschweigische Maaße besäet worden. Es bleibt also noch immer ein Ueberschuß von 5 Korn, nach Abzug der Einwirkung der guten Witterung, deren Mehrerzeugung, meines Erachtens, nicht allein dem Einflusse des Wechsels zugeschrieben werden kann, wieviel aber dafür in Abrechnung gebracht werden muß, überlasse ich in dieser Hinsicht durch mehrere Erfahrung unterstützten Männern zu beurtheilen.

Aus der Annahme dieses Einflusses der Torfasche auf den vermehrten Kornertrag gehet der Eingangs angeführte scheinbare Widerspruch meiner Erfahrungen mit der Meinung des Herrn Staatsrath Thaer hervor; dieser hochgeachtete Schriftsteller äußert sich bei der Beurtheilung eines Aufsatzes in diesen Annalen 7ten Bandes 1stes Heft pag 146 über die Wirkung der Torfasche auf Ackerfelder und Wiesen folgendermaßen:

„Sie hat natürlich guten Erfolg gehabt, auf Wiesen jedoch nur auf Klee- und Wickenpflanzen.“

Soll dieses Urtheil *) allen vortheilhaften Einfluß der Torfasche auf die Vegetation der Gräser und die dazu gehörigen Getreidearten ausschließen, oder ist der Fall der Vermischung derselben mit dem Boden davon ausgeschlossen, und wird nur das Ueberstreuen für nutzlos gehalten? wie dieses der Ausdruck: „auf Wiesen“ vermuthen läßt.

In beiden Fällen kann ich dieser Meinung nicht beistimmen, obgleich ich in letzterem eigene Erfahrungen nicht dawider anzuführen im Stande bin, da in hiesiger Gegend unvermischte Torfasche nicht zur Wiesendüngung angewandt wird, sondern stets mit Auskehrich, Straßenerde u. s. w. vermischt. Dagegen aber sprechen die gesammelten Stimmen englischer Landwirthe in der von Robert Somerville herausgegebenen vollständigen Uebersicht der Düngermittel, übersetzt von L. A. Wichmann. Leipzig 1800 für die vortheilhafte Anwendung zur Ueberdüngung von Gersten und Weizen **).

Betrachten wir den Gegenstand von der theoretischen Seite, so spricht viele Wahrscheinlichkeit

*) Es ist weder Urtheil noch Meinung von Thaer, sondern in seinem Aufsatze angegebenes Factum. d. R.

**) Pag. 562. Torfasche wird zuweilen auch im Frühjahre

für die Annahme ihrer vortheilhaften Wirkung. Der wirkende Bestandtheil in ihr kann, meines Erachtens, kein anderer als der alkalische seyn *), welcher sehr leicht durch Regen und Thau aufgelöst und der Krume zugeführt wird, womit die Wahrnehmung der Holländer und Engländer übereinstimmend zu seyn scheint, welche ihr den ansehnlichsten Theil ihrer Wirksamkeit absprechen, sobald sie vor ihrer Anwendung naß geworden, folglich ausgelaugt ist. Die Wirkung dieser alkalischen Auflösung scheint mehr reizend und die vorhandenen Nahrungstheile vorbereitend, als wirklich düngend zu seyn; ist diese Ansicht richtig, warum sollte denn diese Wirkung nicht eben sowohl vortheilhaft auf die Gräser seyn, wie sie es für die Hülsenfrüchte, Klee, Buchweizen u. s. w. ist? Nur Erfahrung kann hierüber entscheiden, und diese hoffe ich mir vielleicht noch im Laufe dieses Sommers zu verschaffen.

Was den Einfluß der Torfasche auf die Bege-

auf den grünen Weizen gesäet. — pag. 563. Wenn Gerste spät, erst im Mai, gesäet wird, so kann Asche von magerm Torf vorzüglich darübergestreut oder auch mit dem Saamen eingeeget werden. d. Verf.

*) In den meisten Torfaschen findet man keine Spur weder von Kali noch von Natron, aber in den wirksamsten viel Schwefelkalk und Gips. d. R.

tation der zu den Gräsern gehörenden Getreidearten bei ihrer Vermischung mit dem Boden anlangt, so scheinen folgende Erfahrungen für dieselbe zu sprechen.

1) Das Resultat des erzählten Versuchs, bestätigt durch die in der Dorfschaft Alfstedt gemachte Erfahrung: daß Torfasche mit der Saat, oder auch vorher auf versäuerte Stellen gebracht, ihre vortheilhafte Wirkung 6 bis 8 Jahre durch das Gedeihen der Winterung äußert.

2) Auf einem Stücke, welches 1819 im Herbst mit daselbst gebrannter Asche überstreuet und diese flach untergepflügt, wuchs die, bei der Ernte ausgefallene, Gerste mit erstaunlicher Geilheit auf. Das Land war früher mit stark gedüngten und stark bearbeiteten Kartoffeln, welche einen reichen Ertrag gegeben und dann mit zweizeiliger Gerste, welche das tote Korn abgetragen hatte, bestellt gewesen, in welchem also zu einem auffallend üppigen Wuchse nicht Kraft genug mehr vorhanden seyn konnte, wie ich in diesem Jahre an den Stand des Roggens sehe, den ich nach Kartoffeln mit 12 Fuder Mist à Morgen bedüngt, dann Sommerweizen zum 16ten Korn Ertrag bestellt habe.

3) Der, nach einer schwachen Mieten-Düngung, auf dem eben angeführten Stücke mit Wicken ausgesäete Hafer erreichte Mannshöhe *).

*) Zur fernern Ausmittlung einer angemessenen Vor-

4) Der mit Roggen und Hafer zu bestellende Moor muß entweder gebrannt oder gedüngt werden.

Diese Gründe scheinen ziemlich bestimmt den nicht unbedeutenden Einfluß der Torfasche auf die Vegetation der zu den Gräsern gehörenden Getreidearten zu beweisen; um ihn völlig zu begründen, habe ich einen vergleichenden Versuch mit Sommerweizen angestellt, dessen Resultat, wenn der Gegenstand dieses Aufsatzes Interesse genug findet, ich demnächst mittheilen werde.

frucht für Roggen, und um den Einfluß der Aschen-Düngung auch auf andere Gewächse kennen zu lernen, waren auf demselben Stücke: Erbsen, Wicken mit Hafer, Wasserrüben, Hanf und reine Wicken ausgesäet worden. Die Erbsen erreichten wieder eine Länge von 7 bis 8 Fuß; die Wicken rankten bis zu $\frac{2}{3}$ der Höhe des Hafers hinan; die Rüben wurden sehr groß, ungeachtet das Stück noch vor Michaelis mit Roggen bestellt wurde; das Kraut war schwarzgrün, besonders die langen Rüben hatten fast alle Rostflecke; der Hanf war, ungeachtet er noch überher mit in Mistpfuhle gelegnem Torfmüll bedüngt war, nur mittelmäßig, obgleich er in diesem Jahre hier überall gut gerietb. Zwischen den behackten und unbehackten Erbsen und Wicken mit Hafer war kein Unterschied. — Der Roggen auf dem Erbsen-, Wicken und Hafer- und dem Wicken-Stück ist sehr gut, weniger gut auf dem Hanf- und Rüben-Stück. Ein Versuch mit dem Aufsetzen des Roggens fiel über Erwarten gut aus.

d. Verf.

Der belehrenden Beurtheilung der vorgelegten Erfahrungen und Ansichten sehe ich erwartungsvoll entgegen, besonders wenn der Herr Staats-Rath Thaer sich dieser Mühe unterziehen sollte *).

Bremervörde, den 10ten Juni 1821.

H. Tiedemann.

*) Ich gestehe, daß es mir nicht klar sey, worüber der Herr Einsender eine Erklärung oder Beurtheilung haben will. Die Thätigkeit erregende Kraft der Asche ist allgemein anerkannt, und besteht nicht allein in der Neutralisirung der Säure. Vorzüglich ist die Wirkung derselben auf Gewächse aus der Klasse der Diadelphisten und Tetradynamisten; dies schließt aber die auf andere Gewächse nicht aus. Der Herr Verfasser scheint Sinn für genauere Beobachtungen und Versuche zu haben, und er wird sich um die Wissenschaft verdient machen, wenn er damit fortfährt. In Ansehung der Wirkung der Asche, so wie des Gypses, ist in der Theorie noch viel problematisch, da sich die Resultate der Beobachtungen und Versuche noch häufig widersprechen. Die sehr gute Untersuchung der Erde auf Säure des Hrn. Mühlenshof beweiset die Abwesenheit der letztern, paßt aber nicht für dieses Journal. Thaer.

XV.

Wirkung des Buchweizenstrohes und
Kaffs auf die Milch der Kühe.

Unter denen, über Buchweizen und dessen Stroh als Fütterung in diesen Annalen (Bd. 5. Heft I. pag. 278, Bd. 6. Heft I. pag. 331 und Bd. 7. Heft I. pag. 264) mitgetheilten Erfahrungen, findet sich die Einwirkung dieses Futters auf die Milch der Kühe nicht angeführt; eine Erfahrung hierüber dürfte also ein erwünschter Beitrag, zur genaueren Kenntniß dieses Futters abgeben.

Im Februar dieses Jahres verlor sich plötzlich der Rahm von der Milch bis zur Dicke eines Kartenblatts; eine Erscheinung, welche um so auffallender war, da sich frischmilchende Kühe auf dem Stalle befanden, deren Milch vorzügliche Frucht gehabt hatte. Alle Nachforschungen nach der Ursache dieser Erscheinung, so wie das Reinigen der

irdenen Milchgefäße war fruchtlos. Ungefähr einen bis zwei Tage, nachdem das Buchweizendreschen, mit welchem jene Erscheinung begonnen hatte, beendigt war, bei welchem die Kühe, wie von allen übrigen Früchten, das Abharksel zum Futter erhalten hatten, kehrte die Frucht auf die Milch zurück. — Einige Zeit nachher trat derselbe Fall wieder ein und es fand sich, daß das Buchweizen-Raff und Abharksel, welches nicht sämmtlich verfüttert worden, jetzt, nachdem das obenauf gelegene Hafer- und Gersten-Raff aufgebraucht, wieder zur Fütterung gekommen war. Sogleich wurde statt des Buchweizenabfalls Häcksel von Haferstroh gegeben, und schon den folgenden Tag war der gewöhnliche Rahmabsatz wieder auf der Milch zu bemerken. — Eine Verminderung der Milch-Quantität war in beiden Fällen nicht wahrgenommen worden.

Bremervörde, im Mai 1821.

H. Tiedemann.

Bei der Fütterung des Buchweizens im grünen Zustande oder in der Blüthe zu Heu gemacht, die in Möglin viel gebraucht wird, ist etwas ähnliches an der Milch nie bemerkt worden. Auch Buchweizen-Stroh haben die Kühe ohne Nachtheil erhalten. Im Lüneburgschen und Bremischen ist dieses Hauptfütterung des Viehes im Winter.

L.

XVI.

Gebrauch der Laternen auf dem Wirthschaftshofe.

Dieser Aufsatz ward im Gefolge einer mündlichen Discussion niedergeschrieben. Wenn auch der Gegenstand manchem unbedeutend schiene, so zeigt er doch, mit welchem praktischen Scharfsinn auch das kleine Detail in der Wirthschafts-Führung behandelt werden kann.

I.

Ist es rathsam, in großen Wirthschaften des Abends und Morgens, wo das Tageslicht mangelt, die verschiedenen Ställe und Gemächer mit Licht oder Lampen durch Anhängung von Laternen zu erleuchten, oder nicht?

Diese Aufgabe, genügend für jede Localität zu einer bestimmten Entscheidung zu bringen, ist

nicht so sehr meine Absicht, als ich im Allgemeinen nur eine Beurtheilung veranlassen will, in wiefern die Vortheile und Nachtheile des Gebrauchs der Laternen sich gegenseitig zu einander verhalten.

Sehr häufig trifft man Güter und Dorfschaften in ganzen Distrikten, wo der Gebrauch der Laternen so eingeführt ist, daß es den einzelnen Individuen einer Wirthschaft unmöglich erscheinen würde, im Finstern ohne ein mit sich führendes Licht auch nur in dem bekanntesten Locale einzutreten, um das nöthige Geschäft, welches sich füglich ohne Licht eben so gut verrichten ließe, auszuüben.

Um so auffallender erscheint es gewiß dem aufmerksamen Beobachter, daß zuweilen dennoch einzelne angrenzende Güter und Dorfschaften in Gegenden, wo dieser Gebrauch des Lichts statt findet, ganz denselben vermeiden und durchaus nicht dulden, ausgenommen für außerordentliche Fälle, wozu immer bei jedem ordentlichen Wirth eine Laterne in Bereitschaft stehen muß, um sie für den Nothfall gebrauchen zu können.

Als einen unentbehrlichen Nothbeheiß hört man da, wo der Gebrauch der Laternen so zur Gewohnheit geworden ist, daß jeder Knecht, jede Magd ihre eigene Laterne hat, folgende Vortheile dafür angeben:

Es lassen sich im Allgemeinen die Geschäfte bei Licht besser vollführen, als ohne dasselbe; denn

wie soll der Knecht, der seine Pferde gehörig füttern, und dieselben auch puzen und reinigen will, solches gründlich und gut verrichten, ohne hinlänglich dabei zu sehen.

Das Licht wird ihm ferner zum Heckerlingmachen unumgänglich nöthig, so wie zu allem seinen Thun und Treiben, was in einer Wirthschaft vorfällt, bevor das Tageslicht dazu aushilft.

Ähnliche Gründe weiß man für die Beschäftigungen der Mägde anzugeben, wozu der Gebrauch des Lichts, wenn diese etwa außer der Gesindestube, wo eine allgemeine Erleuchtung statt findet, beschäftigt werden, als z. B. das Füttern des Viehes, beim Melken der Kühe und dergl. mehr.

Der Nachtheil, den jedoch ein solcher Gebrauch, und ich möchte sagen Mißbrauch, dieser üblen eingeschlichenen Gewohnheit mit sich führt, ist vielseitiger und überwiegender, als die dafür angegebenen Vortheile, und ich will die mir gerade befallenden Nachtheile hier anführen, und zu eines Jeden eigene Prüfung und Beurtheilung vorlegen.

Der Knecht und die Magd, welche an dem Gebrauche des Lichts sich einmal gewöhnt haben, können ohne Mitsichführung des Lichts nicht die geringste Verrichtung im Finstern bewerkstelligen; es geht dies sogar so weit, daß wenn sie auch nur ein eigenes kleines Bedürfniß zu verrichten haben,

sie dies nicht ohne Licht können, wenn nicht die allerhöchste Noth sie dazu treibt.

Man kann dies recht gewahr werden, wenn man mehreres Gesinde aus einer solchen Wirthschaft bekömmt, wo dieser üble Gebrauch des Lichts eingeführt ist, wie schwer es solchen Leuten wird, sich wieder davon zu entwöhnen.

Nachtheile von dieser üblen Gewohnheit würden seyn:

- 1) Feuersgefahr.
- 2) Eine Vermehrung übler Angewohnheiten des Gesindes, durch welche es nur bei schlechter Verrichtung der Geschäfte zur Unordnung und Nachlässigkeit gewöhnt wird.
- 3) Mehr Kosten einer Wirthschaft, die den Reinertrag derselben um so mehr schmälern, als die Wirthschaft ausgedehnt und durch ungünstige Lokalität dazu geeigneter ist.
- 4) Unbequemlichkeit und Geschäftsvermehrung der Wirthin oder Schleußnerin, die Herausgebung des Brennmaterials, imgleichen Controllirung desselben gegen die Mißbräuche.
- 5) Nachtheilige Einwirkung auf die Moralität und wesentliche Verschlechterung des Gesindes.

1) Feuersgefahr.

Die Vermehrung der Feuersgefahr muß nothwendiger Weise in dem Grade zunehmen, je häufiger die Gelegenheit da ist, durch welche die feuer-

fangende Sachen mit der Flamme selbst in Berührung gerathen können, und dies ist natürlicher Weise um so mehr der Fall, als mehrere Laternen in einer Wirthschaft in den Händen oft unvorsichtiger Menschen sich befinden, die, je mehr sie in dem Gebrauch beschränkt werden, auch um so mehr Bedacht darauf nehmen, dem Verbote durch heimlichen Gebrauch entgegen zu handeln, und oft die vorsichtigste Anempfehlung in sofern wenig nützt, als wohl gar das Verbotene oft darum, weil es verboten ist, häufiger geschieht, und hier besonders zum Nachtheil und Schaden führen kann.

Man findet in Häusern und Ställen, wo die Laternen zwar geduldet, aber theils aus Nachlässigkeit, theils aus Mangel an Aufsicht nicht stets in gehöriger Ordnung gehalten werden, nicht selten in den einzelnen Gemächern, wo zur Früh- und Abendzeit das Gesinde seine Gänge hat und beschäftigt ist, durch angeklebte Lichte oder sogenannte Riehnleuchten schwarzgebrannte Stellen an Tischen, Bänken und Hausgeräthen, und manche Feuersbrunst mag in der Art ausgebrochen sein, daß eine ruchlose Magd oder ein nachlässiger Knecht sich dieses Mittels bediente, und zwar deshalb, weil er an Licht gewöhnt war und aus Mangel oder Unbrauchbarkeit einer Laterne sich jedes Mittel bediente, was nur leuchtet, es sei so gefährlich wie es wolle.

Man wird hiergegen vielleicht mancherlei Einwendungen machen können, und sich auf Fälle beziehen, die vielleicht in einzelnen Lokalitäten angewandt rathlich sind, aber im Allgemeinen nicht nachzuahmen sein dürften.

So giebt es freilich mir wohl bekannte Gegenden, wo man bei Lichte in den Scheunen sogar drischt, allein hier findet sodann auch eine, mehr vom Hause aus dazu eingerichtete, weniger feuergefährliche Einrichtung statt, die in sogenannten Kammern besteht, auch sind die Leute hier schon mehr mit der Gefahr bekannt und deshalb vorsichtiger.

Mit einer gewissen Unruhe und Furcht aber bleibt für den Besitzer der häufige Gebrauch dieses Laternenlichtes stets verbunden, indem er die Folgen der Unvorsichtigkeit nur zu fürchten hat, die sich um so mehr häufen, als vielleicht durch ungünstige stürmische Witterung die Gefahr sich vermehrt und die geringste Nachlässigkeit sie herbeiführen. Mehrere traurige Beispiele sind mir hievon bekannt.

Die Beruhigung selbst, womit sich der Eigenthümer für die Sicherheit seiner Habe, sie nicht von dieser Seite einer Gefahr ausgesetzt zu sehen, die von andern Seiten doch häufig und vielfach genug Statt findet, zur Ruhe begeben kann, sollte ich glauben, hätte auch einen gewissen Werth.

2) Eine Vermehrung übler Gewohnheiten des Gesindes, durch welcher es nur bei schlechter Berichtigung der Geschäfte zur Unordnung und Nachlässigkeit gewöhnt wird.

Daß der Gebrauch der Laternen dazu dient, das Gesinde nachlässiger zu machen, davon habe ich mich in mehreren Wirthschaften durch eigene Erfahrungen selbst vielfach überzeugt. In meinen früheren Jahren stand ich einer Wirthschaft vor, wo der Gebrauch des Lichts nicht eingeführt war, und diese Wirthschaft stand hinsichtlich ihrer Ordnung und Eigenheit in der Geschäftsführung gewiß keiner in der Gegend nach. Da ich aber aus einer sehr großen Wirthschaft kam, wo der häufige Gebrauch des Lichts üblich war, und zwar so daß jeder Oekonom, jeder Pferdeknecht, jede Viehmagd ihre Laterne hatte, so machte ich, an der Gewohnheit flehend, gleich meinem Herrn Prinzipal den Vorschlag, mit Aufzählung einer Menge Vortheile die damit verbunden, doch ja den Gebrauch der Laternen einführen zu lassen. Dieser weigerte sich anfänglich sehr, suchte mich vom Gegentheile zu überzeugen, und führte mir den Beweis, daß seine Wirthschaft schon lange ohne diesen Gebrauch bestanden habe, worauf ich denn so lange, mehr der Bestimmung meines Prinzipals als meiner eigenen Ueberzeugung nachgab, bis es mir endlich doch gelang, ihn dahin zu bestimmen,

daß ich die Laterne, zwar mit mancher Einschränkung, einführen durfte. Durch diese Erschwerung aber sowohl als durch den Beweis, welchen ich schon aus der Wirthschaft meines Herrn Prinzipals gegen meine Neigung hätte entnehmen können, kam ich zur Selbstprüfung und ruhigen Beobachtung dieses Gegenstandes, ohne dabei irgend parteyisch, sowohl für die eine als für die andere Gewohnheit mich zu täuschen.

Die Laternen fanden schnellen und bei jedem geneigten Eingang, ich hatte also von dieser Seite keine Schwierigkeiten zu bekämpfen, aber wie war denn nun das Resultat dieser Veränderung in der Wirthschaft? leider, muß ich bekennen, kam es bald dahin, daß oft der Vorwand des schlechten Lichtscheins bei jeder Gelegenheit zum Deckmantel der Nachlässigkeiten und Unordnungen dienen sollten, denn im Pferdestalle hatte ich eine große allgemeine Laterne unter Verschuß brennen, es läßt sich jedoch der Lokalität wegen nicht so einrichten, daß jeder Knecht, wenn deren vielleicht sechs bis sieben sind, das Licht gleich nahe hat; hatte also Einer oder der Andere schlecht gepugt, so hieß es, ja ich kann auch nicht ordentlich sehen, das Licht brennt hier nicht so helle wie bei den Andern; diese Entschuldigung bediente sich aber leider ein Jeder.

Meine Knechte hatten sonst ihre Sachen, als

Geschirr, Puzzeug, alles was dazu gehört stets jedes an seinen bestimmten Platz, daß, so wie bei vorkommenden Gelegenheiten, auch bei stockfinsterner Nacht, zum Anschirren gerufen wurde, der Knecht alles am Griff hatte und in der größten Geschwindigkeit damit fertig war.

Die Laterne aber brachte ihm bald dahin, daß er des Abends, so wie die Aufsicht im geringsten nachließ, beim Abschirren alles untereinander warf, denn er glaubte beim Lichte doch wieder damit zu Rechte zu finden; dies empfand ich oft sehr bitter, wenn ich durch unvorhergesehene Fälle genöthigt wurde, in der Nacht oder zu ungewöhnlichen Zeiten schnell das Anspannen zu verlangen. In ihren eigenen Sachen, als Kleidungsstücke u. s. w. wurden die Knechte nachlässiger, denn auf ihrer Kammer oder sogenannten Kobre (wo ein solches angebracht ist) lag nun alles untereinander, und jeder spazierte erst mit einem Lichte umher, um beim Gebrauche desselben das Seine zu suchen, also offener Zeitverlust, der sich denn auch bald zum Nachtheile der Pferde äußerte, so daß, wie ich dies Wesen ein Jahr mit angesehen hatte, die Pferde nicht allein schlechter, sondern auch die Knechte unordentlicher und nachlässiger geworden waren.

Mit den Mägden ging es mir eben so, was mir sonst nie vorgekommen war. Brachten sie weniger Milch aus dem Stalle, wie es hätte sein

müssen, so hörte ich bald die Entschuldigungen: ja ich habe nicht recht sehn können, die Kuh hat nicht gestanden, die Milch ist ausgeschlagen. — Worin lag der Grund? mußten die Mägde im finstern melken, so flattirten sie die Kühe und sprachen in einem gelinden und sanftmüthigen Tone mit ihnen, um theils nicht selbst von ihnen beschädigt zu werden theils die Milch nicht zu verlieren. Sie machten so das Vieh gutmüthig und fromm. Seitdem sie aber eine Laterne hatten und sehen konnten, strasteten sie das Vieh bei jeder Gelegenheit, wo es nur das mindeste versah, schalteten es, und schlugen auch wohl gar darnach, weil sie sich selbst nun, auf den Schein des Lichts gestützt, für die ihnen etwa hinderlich werdenden Bewegungen des Viehes hüten konnten. Das Vieh nahm bald einen schüchternen, wilden Charakter an und die Nachtheile wurden sichtbar. Die Mägde wurden ebenfalls so am Lichtschein gewöhnt, daß sie bald keinen Gang im Hause ohne solches mehr machten, so wie es nur dämmerte.

In ihrem eignen kleinen Wirkungskreise, in ihrer Kammer, fand dasselbe statt, wie ich es bei den Knechten schon erwähnte, mit einem Worte, sie wurden unordentlich.

Beim Füttern des Viehes durch die verschiedenen Hirten oder Jungen machte ich in gleicher Art ganz dieselbe Erfahrung, das Vieh wurde bei

der Laterne gefüttert dadurch um nichts besser, die Leute aber nachlässiger und unordentlicher, denn auf den ihnen bekannten Futtergängen, wo sie sich sonst das Futter so in Bereitschaft zur Hand setzten, daß sie das erste Frühfutter am Griff hatten, um es den Thieren in gehöriger Ordnung zu reichen, war theils diese Vorarbeit nun entweder gar nicht besorgt, oder es war der dazu bestimmte Raum mit Stallgeräth und dergleichen besetzt, so daß man nun freilich im Finstern, um hier sein Wesen zu treiben, Hals und Bein gebrochen haben würde.

Jede Unordnung, die sich ein Individuum erlaubt, wirkt auf ihm selbst so ein, daß die nachtheiligen Folgen in seinem eigenen Wirkungskreise davon nicht ausbleiben, denn das alte Sprichwort bleibt, besonders in dieser Beziehung, ein wahr Wort: Gewohnheit wird Natur.

3) Mehr Kosten einer Wirthschaft, die den Rein-Ertrag derselben um so mehr herunterhalten, als die Wirthschaft ausgedehnter und durch ungünstige Lokalität dazu geeigneter ist.

Es leuchtet ein, daß die Kosten um so größer seyn werden, je häufiger und je vielseitiger der Gebrauch des Lichts in einer Wirthschaft geduldet wird, welches aus folgender Kostenberechnung zu ersehen ist.

Zur Unterhaltung einer Laterne, mit einer

zweckmäßigen Del-Lampe versehen, werden Dochte erfordert. Wenn diese, nämlich von Michaelis bis Marien des Morgens und Abends, wie es gewöhnlich ist, im Gebrauche sein sollen, und zwar des Abends von sechs bis zehn, und des Morgens von vier bis sieben Uhr, so sind das täglich sieben Stunden, es wird mithin in jeder Woche für einen Groschen Docht erforderlich sein, zumal wenn man, wie es geschieht, annimmt, daß die Leute mit Dingen, die ihnen nichts kosten, auch nicht so sparsam umgehen, und hier besonders den Glauben haben, das je länger der Docht mit einmal brennt, je besser die Lampe leuchtet.

Brennöl würde in jeder Woche dreiviertel Quart bei der vorerwähnten Zeit, wo die Laterne brennt, erforderlich sein, dessen nicht zu gedenken, was auf unerlaubten Wegen, selbst bei der strengsten Aufsicht, mehr erforderlich ist; nach den heutigen Preisen kostet das Quart Brennöl zwölf Groschen, also wöchentlich neun Groschen für Del.

In der vorbenannten Zeit, von Michaelis bis Marien, 25 Wochen, würde mithin der Kostenbetrag 10 Rthlr. 10 Gr. für Del und Docht betragen.

Hierzu der Aufwand und	
Reparatur an Laternen	— 10 s
Summa	10 Rthlr. 20 Gr.

Wären also in einer Wirthschaft nur sechs La-

ternen im Gebrauche, so macht dies einen jährlichen Aufwand von fünf und sechszig Thaler, welches ein Capital zu fünf p. Ct. von Tausend und drei hundert Thaler deckt.

Wenn gleich dieser Betrag manchen nicht von Bedeutung erscheint, so ist er doch immer der Beachtung werth und hilft das Ziel, worauf das Auge jedes verständigen Landwirths stets gerichtet ist, mit erreichen.

Daß die angegebenen Sätze nicht zu hoch sind, habe ich aus eigener Erfahrung und theils aus verschiedenen anderen Wirthschaften zu entnehmen Gelegenheit gehabt.

4) Geschäftsvermehrung der Wirthin oder Schleußnerin, die Herausgabe des Brennöls, so wie die Führung der Controлле gegen die Mißbräuche, die nur zu häufig mit dem Brennmaterialie vorkommen.

Wenn gleich in jeder gut organisirten und ordentlich geführten Wirthschaft alle Geschäfte derselben weniger lästig werden, so ist doch nicht zu läugnen, daß gerade in solcher Wirthschaft oft die Vermehrung einiger Geschäfte so lästig werden könne, daß solche eine Veränderung des ganzen Organismus derselben veranlaßt, wenn nicht gar eine völlige Personal-Veränderung zur Folge hat.

Nachtheiliger aber noch wirken in weniger geregelten Wirthschaftsbetrieben solche Geschäftsver-

mehrungen. Der Wirth oder die Wirthin werden hier zur Unzeit häufig von wichtigen Geschäften abgelenkt, durch einen quasi Executor, der sich ungern oder doch nicht ohne Murren abweisen läßt, wenn er einmal mit seiner Del-Lampe oder Flasche zur Empfangnahme bereit steht.

Bedient man sich nun hier gar der Mittel, Gehülfen oder Gehülfsinnen, heute diesen morgen jenen das Del herausgeben zu lassen, so tritt der Fall ein, daß die Controlle gegen den Mißbrauch unsicher wird, welches sich die Empfangnehmer nur zu gern gefallen lassen, sich wohl gar der möglichsten Mittel bedienen, alle Umstände aufzusuchen, diese Irregularität zu bewerkstelligen, um desto unvermerkter ihre Unordnung oder Untreue dahinter zu verstecken.

Es läßt sich hier zwar der Einwand machen, daß man diese Kleinigkeiten, die mitunter vorkommen, als nothwendige Uebel einer Wirthschaft betrachten müsse. Aber fast aus lauter Kleinigkeiten, im Einzelnen betrachtet, besteht eine Wirthschaft, und je mehr man jede Kleinigkeit zu nützen sucht, ohne Nachtheile anderer Art dadurch zu bewirken, um so höher ist stets das Verdienst, welches man um eine Wirthschaft hat, und was doch eigentlich das Ziel eines Jeden ist, oder sein sollte.

5) Nachtheilige Einwirkung auf die Moralität des Gesindes, und wesentliche Verschlechterung desselben.

selben. Dieses ist schon aus dem Gesagten erweislich, und wer hätte nicht die Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt, daß das Brennöl fast in jeder Haushaltung brauchbar sei, und deshalb die Anforderungen an dem Gesinde, solches habhaft zu werden, um so vielfacher sind, als diesem zu genügen, der treulose Knecht, die diebische Magd sich Vorthteile anderer Art dafür reichen lassen. Ist gar die Verwandtschaft mit dem Gesinde im Orte selbst vielseitig, was nur leider zu häufig der Fall ist, so ist auch die Dieberei um so größer.

Und wäre dies alles nicht, so ist das Del ein Gegenstand, den jeder Knecht, jede Magd, zu ihrem eignen Bedarf nöthig haben, um das erforderliche Schuh- und Federzeug damit einzuschmieren, welches, wenn es heimlich geschieht, stets nachtheilig auf den Charakter des Gesindes wirkt. Ein Uebel ist selten allein, erzeugt stets mehrere. Der Jüngere lernt vom Aelteren, die Neigung zum Verbotenen nimmt mit den Jahren zu, und so wird das Gesinde um so schlechter, als es häufig seine Geschäfte vernachlässigt, und nur daran denkt, wie es sich unerlaubte Vorthteile verschaffen will. Das alte Sprichwort bleibt auch hier ein wahres Wort: Gelegenheit macht Diebe.

Ich habe hier mit dem Gesagten nichts weniger behaupten wollen, als daß alle Laternen in einer Wirthschaft zu verbannen, und unbedingt von

Nachtheil sind, im Gegentheil halte ich es für nothwendig, daß in jeder Wirthschaft einige zweckmäßig eingerichtete Laternen zum etwanigen Gebrauch bei Unglücksfällen stets in Bereitschaft stehn.

Anzuempfehlen und sogar nothwendig sind oft die Laternen, so wie ich eine solche schon nie während der Lammzeit in den Schäfereien und andern Fällen entbehren mögte, aber bei solchem periodischen Gebrauche verdoppelt man denn auch die Aufsicht und Anordnungen.

Möglin, den 1sten Juli 1821.

Livonius.

XVII.

Ueber eine, meine diesjährige Reise durch Sachsen betreffende Nachricht in den ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen 22sten Bandes 1stes Heft Seite 21, welche mir am Schlusse dieses Hefts zu Händen kommt.

Es wird darin gesagt, ich wäre mit ganzer Seele Schaafzüchter, voll Liebe, Ernst und Eifer für diesen dermalen so wichtigen Zweig der Landwirthschaft gewesen. — Das ist wahr. — Der Zweck meiner Reise sey eine eigentliche Musterung der sächsischen Schäfereien gewesen. — Das nun eigentlich nicht, denn die einzelnen Schäfereien in Specie gingen mir nichts an und ich hatte gar keinen Beruf sie zu mustern. Mein Zweck war nur eigene Belehrung, Berichtigung oder Begründung meiner Ansichten über eigentliche Schaafzucht und

über feine Wollarten. Nebenbei auch, einen oder den andern Stöhr, der mir zur höheren Beredsamung meines Stammes brauchbar schiene, um jeden Preis an Gelde und guten Worten zu erstehen. Das erste habe ich — Dank sey es der Offenheit, Gefälligkeit und Zuvorkommenheit meiner Freunde und Gönner — erreicht, das zweite ist noch zweifelhaft, indem es darauf ankommt, ob ein in Maschern vorgefundener und mir gefälligst überlassener Jährlings-Bock im zweiten Jahre die Gedrungtheit des Bließes ausbildet, wozu er jetzt die Mülage zu haben schien; denn in der Feinheit und Regularität der Wolle habe ich ihn übertreffende, wesswegen ich ihm nur einige Mütter zur Probe zu bespringen gegeben habe. — Das Resultat werde man in drei Monaten in diesen Annalen lesen. — Damit der wohlwollende Einsender doch Wahres sage, so sage ich dieses Wenige darüber. Mehreres specielles und individuelles wird man aber nicht darüber lesen. Denn wenn ich auch lauter Gutes sagte — wie ich denn auch nichts anders sagen kann — so mögte es doch leicht Einem oder dem Andern, der mich mit Liebe und Achtung empfing, mißfällig und anstößig seyn; und das mögte ich um keinen Preis, um so weniger, da es zur Förderung unsers Wissens in diesem Fache nicht nöthig ist, und ich das, was ich auf dieser zum dritten Male wiederholten Reise durch Sachsen

— diesem für die Schafzucht classischem Lande — gelernt habe, auf eine andre Weise mittheilen kann, wie auch schon gelegentlich in dem, was ich über Luccock gesagt, geschehen ist.

In demselben Hefte der ökonomischen Neuigkeiten findet man aber einen Aufsatz vom Herrn Rudolph Andre über die Electoralschaafe in Sachsen und Reisebemerkungen über mehrere der vorzüglichsten Schäferereien dieses Landes, der zwar für uns Norddeutsche Schaafzüchter nichts Neues enthält, aber doch merkwürdig ist. Dieser um die Schaafzucht sehr verdiente Schriftsteller und Practiker — der kurz vor mir Sachsen durchreiset hatte, und mit welchem ich zusammen zu treffen sehr gewünscht hätte — sagt bei Klipphausen: „Diese Schäfererei war die erste sächsische, welche ich besuchte; recht merkwürdig war es für mich und sonderbar, wie ich, nachdem ich kaum diese herrliche Heerde überblickt, das Bild, was ich mir bisher von einer sächsischen Heerde entworfen hatte, und welches ich eben im Begriff war verwirklicht zu schauen, ganz zerstreut sah. Ueberrascht blieb ich nachdenkend beim Thore stehen und gestand mir, daß ich bisher von den Electoral-Schaafen einen falschen Begriff gehabt hatte.“ — Dies Bekenntniß macht Herrn Andre Ehre, und sollte Andre zur Warnung und Beispiel dienen, die über diese und andre landwirthschaftliche Gegenstände hinter dem Schreibtische absprechen,

je nachdem sie ihre Kenntnisse und Erfahrungen an einzelnen Orten oder in engen Bezirken gewonnen haben.

Von den königlichen Stamm-Heerden scheint Herr André der Lohmener den Vorzug zu geben. Ich hatte diesmal nicht die Zeit, diese öffentlichen Schäfereien zu besuchen. Wie ich sie im Jahre 1817 in Begleitung des Herrn Grafen von Hohen-
thal und Fürsten Reuß 63 sah, war jene Heerde sehr herunter gekommen und ungleich, es waren aber vorzügliche Thiere mit kurzwoelligem Bliese darunter. Die Thiergarten-Heerde hatte im Ganzen große Vorzüge. Unter der kenntnißreichen und sorgfältigen Oberaufsicht des Herrn Grafen von Hohen-
thal ist also jene Heerde, wie ich schon damals nicht bezweifelte, durch strenge Auswahl der Zucht-
thiere und bessere Haltung auf die hohe Stufe wie-
der gekommen, worauf sie ursprünglich stand. Herr André nennt sie groß. In der Größe haben sie aber den Stolpenern immer nachgestanden, und thut es nach der Versicherung andrer Kenner noch.

Von Machern, sagt Herr André, „es besitzt eine Schäferei von ganz eignem Character. Die Schaafe haben einen vorzüglich dichten Wollwuchs, weißes Fell, daher auch die Wolle auseinander ge-
theilt weiß erscheint, sie ist mehr schlecht gewach-
sen, oder doch nur schwach gefräufelt; die Stapel-
spitzen sind stumpf, daher die Bliese von außen

her sehr schlicht und geschlossen sind. Dieser Woll-
 ist ein besonderer Glanz eigen, den ich auch später-
 hin an den von dort mitgebrachten Schaafen aber-
 mals beobachtet habe. Feinheit und Sanftheit sind
 ebenfalls in hohem Grade vorhanden.“— Dies
 stimmt mit meiner Ansicht der Mehrheit der
 Thiere in dieser Schäferei völlig überein. Nur
 muß ich das schlicht und schwach gekräuselt
 dahin berichtigen, daß die Bogen zwar sehr flach
 aber sehr dicht, 25 bis 30 auf einen Zoll, sind, so
 daß sich kleine Büschel bedeutend ausdehnen lassen.
 Es läßt sich nicht verkennen, daß sie in näherer
 Verwandtschaft mit dem Collmener als Stolpener
 Stamme stehen.

So sehr Herr André die Vorzüge der sächsi-
 schen Electoral-Schaafe — wie er sie nennt — be-
 wundert, so tadelt er doch ihre Behandlung im
 Allgemeinen. Er meint, man füttere zu schwach.
 Dies ist jedoch in den vorzüglichen Schäfereien nicht
 der Fall, vielmehr tadeln die Leipziger Wollhändler
 ihre Landsleute, daß sie zu stark fütterten. Nur lei-
 den sie häufig, nachdem der Umbruch der Braache
 beginnt, an Weide Mangel, was man jetzt zwar durch
 Körner-Futter zu ersetzen sucht, aber, wie ich glau-
 be, nicht mit hinlänglichen Erfolge, indem Körner
 neben Weide und Grünfutter nicht recht zu gedei-
 hen scheinen. Die Beibehaltung des Knecht-Bie-
 hes tadelt er mit Recht. Die Holzböcke, (Thesen,

Zecken) hält er für eine Folge schlechter Behandlung, besonders der Weide in Wäldern und Büschen. Allein sie müssen einen andern, bisher noch unbekannten Grund haben; denn sie finden sich auch in Schäfereien, die aufs möglich Beste gehalten werden, und durchaus keine Holzweide haben, zuweilen übermäßig ein. Was er über die Unreinigkeit der Ställe, die Unzweckmäßigkeit ihrer Bauart, und die fehlerhaften Kaufen sagt, mag hin und wieder zutreffend seyn; allgemein aber ist es nicht. Und dann scheint es mir, daß sich in die Forderungen, die manche hierin machen, viel Pedanterie mische. „Wenn die Schaaf so oftmalß naß werden, sagt der Verfasser, als es im Jahre regnet; wenn sie jedem Winde, Sturme, und jeder Staubwolke ausgesetzt sind, ihre Nahrung in weiter Entfernung sich holen müssen; wie ist es denn möglich, daß ihre Bließe dicht und wollreich seyn können?“ — Ich muß es dann doch für möglich halten, daß die Heerden, welche man jedem Regen und Winde bei Tage und Nachts in Hürden aussetzt, einen dichten und tadellosen Pelz haben, wenn dieser von Natur gehörig geschlossen und ohne Rauheit ist. Freilich sehen sie denn nicht zu jeder Zeit so schön glatt und fettig aus und erhalten beim ersten Ueberblick den Beifall nicht, wie die bei jedem Schauer mit einem Regenschirm versehenen; aber bei der Schur ist es wieder eins. Ein tüchtiges Durchregnen scheint

mir den Schaafen vielmehr gut zu bekommen; aber eine anhaltend feuchte Luft bekümmert ihnen schlecht, wenn sie auch unter Dache sind.

Daß in Leipzig eine Menge Wolle aus den Oesterreichschen Staaten sortirt und accommodirt werde, und daß dann die dazu passende Primawolle — als Electa wohl nur wenig — nach England gehe, habe ich in mehreren Sortirung Anstalten gesehen. Man war in der Zeit meines Dortseyns fast ausschließlich mit Oesterreichscher und Ungrischer Wolle beschäftigt und ich sah die Schurzen mancher bedeutenden Schäfereien, mit deren freilich sehr wohlfeilen Ankauf die Handelsherren sehr zufrieden waren.

Der Verfasser sagt, er habe seine mitgebrachten sächsischen Schaafse gleich scheeren lassen, und wolle sie erst in ihrem zweiten Wollwuchse produciren, weil man dort so sehr auf ein gefälliges Aeußere sehr, und so häufig bloß danach ihren Werth beurtheile. Anmaßende Halbfenner thun das auch wohl bei uns, und glauben sich schon an ihrer Kennerwürde etwas zu vergeben, wenn sie ein Schaaf greifen lassen, und das Bließ öffnen. Nachdem ich aber so viel Beispiele gesehen, wo sie ganz fehlgeschossen haben, entsteht bei mir gleich ein Zweifel an der Kennerschaft, wenn sie das bei einer fremden Heerde thun: denn bei der eignen kann man es wohl.

Uebrigens hoffe ich, daß Herr André nun auch unsre Märkischen, Pommerschen und Schlesischen Schäferereien besuchen werde, um zu beurtheilen, in wie fern wir unsern Nachbarn nachgekommen, oder nur hin und wieder vorgespungen sind. Denn er wird erkannt haben, daß man sich, besonders in diesem Stücke, nur durch vieles sehen und vergleichen den richtigen Takt erwirbt und Einseitigkeit des Blicks vermeidet. In meiner Gegend wird es mir viel Vergnügen machen, demselben alles, was sich hier ziemlich concentrirt findet, bemerkslich zu machen und zum Theil selbst vorzuzeigen.

Thaer.

XVIII.

Quartals - Bericht

vom 20sten October 1821.

Auch der erste Theil des Julius blieb kalt, so daß die Temperatur Morgens hier selten über 7 Grad war. Man bemerkte in Niederungen sowohl als in Berggegenden sogar einen Reif-Niederschlag, der manchen empfindlichen Früchten nachtheilig wurde. Die Witterung ward durch öfteren, aber unbedeutenden Staub-Regen — der aber, bevor er den Erdboden erreichte, durch strengen Wind fast schon verdunstet war und den Boden trocken ließ — noch unangenehmer. Am 13ten Julius ward es, nach einem gewitterartigen Regen, wärmer, welches bei steigendem Barometer mit heller Luft bis zum 21sten anhielt und die Reifung des Getreides, welche sehr zurück war, merklich förderte. In dieser Periode flagte man schon vom

Elbthale an westwärts über große Dürre, die den Sommerfrüchten nachtheilig werde, die aber hier und nordöstlicher nicht übermäßig war, obwohl ein warmer durchdringender Regen sehr gewünscht wurde. Das um die Zeit allerdings traurende Ansehen des Sommergetreides schien uns mehr in der Kälte als in der Dürre seinen Grund zu haben, zumal da es sich auf thonigern, kälterem Boden stärker äußerte als auf dem hiezigern, welcher durch die niedrige Luft-Temperatur mehr gemäßigt wurde. Auch bestärkt uns das vorzügliche Gedeihen der Hülsenfrüchte, die in der Blüthezeit leicht von Dürre leiden, in dieser Meinung. Am 21sten Julius nahm die Atmosphäre eine unvollkommne Gewitter-Constitution an; es bildeten sich Wolken, die sich aber nur örtlich entladeten und mit heftigen Windstößen überzogen. Dies hielt bis zum 28sten Julius an.

Jetzt schien auf den wärmsten Aeckern, wo die Ernte in der Regel in der Mitte dieses Monats beginnt, der Roggen seine Nähe-Reife erreicht zu haben. Es zeigte sich aber, nachdem er angehauen worden, daß die Körner noch zu weich waren und daß das Mehl noch nicht völlig gebildet war. Die Roggenernte konnte erst am 6ten August ihren vollen Fortgang nehmen, wo nun früher ersehntes regnigtes Wetter sehr ungelegen kam, aber doch, außer einigen Aufenthalt, dem Roggen keinen Scha-

den that, indem wieder eine trockne Periode folgte, in welcher selbiger sammt der frühen Gerste, den Hafer und den Hülsenfrüchten auf wärmerem Boden trocken und gut ausgebreitet werden konnte. Dagegen verzögerte sich auf kälterem Boden und besonders in mehr östlichen Gegenden die Reife des Weizens und der späteren Sommerfrüchte so sehr, daß sie in die regnigte Periode des Septembers fiel und daß durch Ausfall und Auswachsen ein bedeutender Verlust statt gefunden hat.

Die Nachrichten, welche man von einzelnen Landwirthen, Beobachtern und Distrikten über den Ausfall der Ernte erhält, lauten sehr widersprechend. Wo der Roggen, vermöge seiner Saatzzeit und vermöge der Natur des Bodens und der Eigenthümlichkeit des Clima, eine seiner jedesmaligen Vegetations-Entwicklung zusagende Witterungs-Periode traf — wo er sich bei dem scharfen Märzfroste gesund erhielt, in den trockenen Stunden einer naßkalten Blüthezeit mit Kraft seine Staubfäden entwickelte, von dem Insekte (wahrscheinlich einer *Tipula*) welches seinen Halm abnagte, nicht zu sehr verdünnt wurde, da ist er im Einschnitt und im Scheffel höchst ergiebig, und ich habe mehrere Beispiele von sehr hohem, eins von unerhörten und, wäre es nicht durch viele unverdächtige Zeugen bestätigt, von unglaublichem Ertrage, nämlich von ungefähr 38 — schreibe acht

und dreißig — Berliner Scheffel auf einem Magdeburger Morgen, von einem Felde von 12 Morgen gesehen. Auf dem Calenbergischen Morgen waren 47 Stiege eingeschnitten. Allein es giebt auch Felder, wo der Roggen weit unter dem, was man von ihnen erwarten konnte, gelohnt hat. Es wäre eitle Verwegenheit, aus solchen Angaben ein Durchschnitts-Resultat ziehen zu wollen; jedoch läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Roggenernte im nördlichen Deutschland eine gute und bessere gewesen sey, als man nach dem Witterungsgange erwarten durfte; aber keine vorzügliche und der des vorigen Jahres gleichkommende.

Anders verhält sichs mit dem Weizen; zwar ist man hier und da mit dem Ertrage zufrieden, allein gewiß ist es, daß viele Weizensaaten, weil sie ganz ausgefroren, im Frühjahr untergepflügt wurden, was vornämlich den weißen Weizen betroffen hat. Dann hat der, welcher schwach aus dem Winter kam, sich zwar gut bestaudet und kräftig geschosset, so daß er das Unkraut ziemlich überwand, aber er hat größtentheils schlecht angesetzt und die Aehren sind zur Hälfte taub, so daß Manche nicht die Hälfte des gewöhnlichen bei dem Probepreschen erhalten haben. Endlich ist bei dem, für den spätgereiften Weizen so ungünstigen Erntewetter vieles ausgewachsen, so daß man in manchen Gegenden wegen des Saatkorns in große

Verlegenheit gekommen seyn würde, wenn nicht so viel alter Weizen noch läge. Ueber Brand habe ich dies Jahr wenig Klage vernommen, desto mehr aber über sehr argen Rost oder sogenanntes Bes fallen.

Gerste und Hafer sind in der Mittelmark, auch in Pommern, vorzüglich gut gerathen; ich habe sie aber in den eigentlichen Gerstgegenden auf meinen Reisen selten und kaum so gut wie bei uns gesehen, auch vernahm ich an den meisten Orten Klagen darüber. Die spätere große Gerste und der Hafer haben auch bei der nassen Ernte in vielen Gegenden sehr gelitten.

Vor allem aber sind Hülsenfrüchte jeder Art ausnehmend gerathen, und ihr Ertrag in Stroh und Korn ist überschwenglich. Ich habe Bohnen gesehen, die ich auf 2 Wispel p. Morgen anspreche.

Dagegen ist der Buchweizen in Ober- und Niedersachsen fast ganz mißrathen, wie es bei der zu jeder Jahreszeit eintretenden Kälte mit diesem empfindlichen Korne nicht anders seyn konnte. Jedoch ist man in einer Nachricht aus Westphalen damit zufrieden.

Kartoffeln sind in hiesiger Gegend, wo ihr Anbau so bedeutend und wohlverstanden ist, gut, aber doch den vorigjährigen nicht gleichkommend. Wir ernten in Möglin jedoch wieder 134 Scheffel

sehr ferniger Kartoffeln vom Morgen. Vom Elbthale an westwärts habe ich keine gute Kartoffeln gefunden; auch waren andere Hackfrüchte: Kohl, Kohlrüben und Runkeln, nicht sonderlich.

Der Klee ist in beiden Schnitten sehr gut gewesen, doch hat der zweite den ersten, wenn dieser früh genommen worden, noch übertroffen. Der junge Klee ist auch vortrefflich gelaufen und hat, wenn man ihn nicht abhütete, noch einen lohnenden Schnitt gegeben.

Mit dem Wiesenertrage ist man dagegen an wenigen Orten zufrieden. Die an Strömen und Bächen liegenden sind gerade zur Zeit der Heuernte überschwemmt worden, insbesondere die Oderwiesen. Die Landwiesen haben mehr der Kälte, als der Dürre wegen einen schwachen Ertrag gegeben und die Grummeternte ist an sehr vielen Orten ganz verdorben, so daß diejenigen den größten Futtermangel verspüren könnten, welche die meisten Wiesen haben.

An Weide und Sommer-Stallfütterung hat es nur in der Periode von der Mitte August bis tief in den September hinein an solchen Orten gefehlt, wo man um diese Zeit auf die Stoppel rechnet, die bei der verzögerten Ernte nicht aufkam. Der Molkenertrag ist also stark, und der Preis so geringe gewesen, daß man für das Vieh der meisten Kuhpächter besorgt wird.

Don

Von bedeutenden Seuchen hat man nichts gehört, nur haben tolle Hunde an verschiedenen Orten Unglück unter den Heerden angerichtet. Die Schaafe hält man hie und da für anbrüchig, weil sie bei der verspäteten Stoppelweide an feuchten Stellen gehütet werden mußten. Ich befürchte besonders einen häufigen Ausbruch der Starrsucht bei den künftigen Lämmern, weil sich diese Krankheit nach naßkalten Sommern gewöhnlich einzufinden pflegt. In den Marken und Pommern haben sich die Pocken stark, schnell und ziemlich bösartig verbreitet. Man eilt nun zwar mit der Impfung, kommt aber oft zu spät damit.

Die Preise des Viehes scheinen sich etwas gehoben zu haben. Es ist sehr viel Vieh zur Mastung aufgestellt, weil man auf die Beihülfe des zu niedrig stehenden Kornes rechnet.

Wollhandel giebt es jetzt in unsern Gegenden und directe vom Producenten nicht mehr. Aber auf der Messe zu Frankfurt am Main, wo die Niederländer gewöhnlich aus der zweiten Hand kaufen, ist die hochfeine Wolle der Centner zu 40 Grd'or, also der Stein nach dem jetzigen Course zu 46 Rthlr. preuß. Cour. verkauft, und der Begehr konnte bei weitem nicht befriedigt werden. Ordinaire Wolle fand aber gar keinen Absatz. Sollten die Häfen für spanische Waaren gesperrt werden, so könnte der Preis enorm hoch gehen.

Nach der Ernte fielen die Kornpreise auf den einländischen Märkten, besonders in den östlichen Gegenden, noch mehr, weil alle Speicher angefüllt lagen und man sich zu auswärtiger Nachfrage keine Hoffnung machte. Unerwartet liefen Mitte Septembers die Nachrichten von einer schlechten Ernte und ungemeiner, plötzlicher Steigerung des Getreides in London ein. Der gute Weizen war dort wirklich auf 88 Schilling das Quarter gestiegen, welches über 6 Rthlr. für den Berliner Scheffel beträgt. Dies erweckte eine erstaunliche Regsamkeit an allen Orten, wo auf ausländischen Getreide-Handel spekulirt wird; allenthalben zogen Reisende umher, die höhere Gebote thaten; denn man zweifelte durchaus nicht an der schnellen Eröffnung der englischen Häfen. Allein es war jetzt das Interesse der englischen Grundeisgenthümer und Pächter, den Durchschnittspreis so herunterzuhalten, daß wenigstens nicht vor Winter Einfuhr geschehen könne, weil sie sonst besorgen mußten daß durch Concurrenz des fremden Kornes die Preise für sie nachhaltig zu sehr sinken würden. Deshalb ergingen Aufforderungen in den gelesensten Zeitungen, daß man sich beeilen möge, wohlfeileres Getreide zu Markte zu bringen, und so strömte besonders schlechte Waare, in solcher Menge herbei (in der Woche vom 16ten bis 22sten September wurden 27,436 Quarter nach London gebracht) und

ward zu solchen Preisen ausgebaut, daß der Durchschnittspreis wieder bedeutend unter 80 — dem Normalpreise für die Einfuhr — fiel. Zugleich wurden in den englischen Zeitungen Nachrichten aus den fornergiebigsten Gegenden eingerückt, welche den guten Stand der Feldfrüchte und den in wärmeren Gegenden bereits gemachten Einschnitt rühmten. Man muß aber wissen, daß nichts dem englischen Landwirth und Grundbesitzer schreckhafter ist, als Einfuhr vom Auslande und daß man keine Mühe gespart hat, um den Satz, welcher die Einfuhr erlaubt, noch höher zu bestimmen. Denn beide wissen, daß bei den hohen Abgaben, die auf sie lasten, sie mit keinem Fremden Preis halten können. Man muß ferner bedenken, daß, so wie überhaupt das englische Volk ein Public spirit beseelt, auch alle Gewerbsgenossen, sogar die Landwirth, mehr für einen Mann stehen. Hierdurch sind letztere nun ziemlich gesichert, daß sie bis zum Frühjahr den Markt allein beherrschen und somit den größeren Theil ihres zum Theil schlechten Getreides zu einem höheren Preise, als bei der Concurrenz des Auslandes, verkaufen können. Nach dem Eingange dieser Nachrichten ward es nun in unsern Handelsplätzen wieder still und man fand es rathsam, auch von hieraus die gespannten Hoffnungen der Weizenbauer auf höhere Preise niederzudrücken, obwohl man zu niedrigen

anzukaufen nicht aufgehört hat. Denn es ist doch wohl unverkennbar, daß jene plötzliche Steigerung der Weizen- und Gersten-Preise in London ihren Grund gehabt haben müsse und man wird, wenn man zurück denkt, finden, daß ein solcher nassalter Sommer — der, wie wir aus allen daher erhaltenen Nachrichten wissen, England mit betroffen hat — daselbst immer einen Mißwachs bewirkt habe. Ich kann daher einen in der Staatszeitung Nr. 118 enthaltenen Schreiben aus Aachen nicht beistimmen, welches alle Wahrscheinlichkeit zur Oeffnung der englischen Häfen abspricht. Da Rußland und Polen schon im vorigen Jahre einen geringen Ueberschuß an Getreide gehabt haben und die Preise selbst in den mittleren Provinzen den unsrigen gleich standen, so erwartete man schon früher bei der vorherrschenden nasskalten Witterung kein Fallen derselben, und nun ist nach erhaltenen Nachrichten die Ernte bei anhaltendem Regenwetter so verspätet und mißlich, daß man in manchen Gegenden Mangel befürchtet. Und so werden wir, bei sich eröffnenden Seehandel, auch von daher keine starke Concurrenz zu besorgen haben. Daß übrigens, wie manche glauben, der türkisch-griechische Krieg einen Einfluß auf die Kornpreise in unseren Regionen haben werde, ist mir nicht glaublich. Er kann die Zufuhr aus dem schwarzen Meere hemmen, aber diese ist so bedeutend nicht.

Aus diesen Gründen halte ich einen zureichenden Absatz unsers Getreides und eine solche Steigerung der Preise, die mit unserer diesjährigen Ernte und den Kosten unsers Landbaues in Verhältniß steht, für sehr wahrscheinlich. Jedoch glaube ich nicht, daß sie so hoch seyn werde, um den niedrigen Preis der beiden letzten Erntejahre aufzuwiegen und das Gleichgewicht des Decenniums mit dem vorigen schon wieder herzustellen. Die Vorräthe und der Zudrang der Verkäufer werden dies verhindern.

Auffallend ist es, wie allgemein jetzt der Jammer über die leidige Wohlfeilheit ist. Kein Handwerker in der Stadt, der nicht darüber klagte und es nicht mit Freude erzählte, wenn der Roggen auf dem Markte 1 Groschen mehr gegolten hat. Wie der Hausvater v. Münchhausen zuerst mit dem Satze auftrat: „Zu große Wohlfeilheit des Kornes sey ein allgemeines Uebel,“ schrieb alles über Paradoxie, und ich erinnere mich sehr gut, daß mein Schul-Rector, wenn er in der Logik von den absurden Sätzen, welche die Sophisten behauptet hätten, redete, diesen obenan setzte. Heben sich die Preise jetzt aber nur wieder zur angemessenen Höhe, so hat ihr niedriger Stand dem Grundeigenthume und unserm Gewerbe im Allgemeinen keinen Nachtheil gebracht: er hat den Wohlstand der arbeitenden Klasse gehoben, die Bevölkerung

vermehrt, zu weiser Sparsamkeit genöthigt und den Arbeitslohn herabgesetzt.

Indem ich dieses schreibe, erhalte ich die Mittheilung folgender officiellen Notiz:]

„Danzig hat ausgeführt im Laufe des Jahres 1820

1,720,565 Scheffel Weizen,

281,057 „ Roggen,

75,453 „ Gerste,

35,342 „ Hafer.

Die Weizenausfuhr ist seit dem Jahre 1805 nicht so stark gewesen, in welchem Jahre sie 2,537,980 Scheffel betrug.

Im J. 1817 war sie 1,257,803 Schfl. Weizen,

„ 1818 „ „ 1,553,394 „ „

„ 1819 „ „ 698,510 „ „

„Es ist mir hiernach wirklich unerklärbar,“ setzt mein Freund hinzu, „wie sich in Schriften und Gesprächen seit länger als einem Jahre die Behauptung gehalten hat, daß es den Ostseehäfen ganz an Ausfuhr fehle. Es kommt hinzu, daß gewiß nicht weniger als das Angegebene, wohl aber mehr ausgeführt seyn kann, da keine Ausfuhrprämie gegeben wird, wohl aber mancher ein Interesse dabei hat, die Quantität des verladenen Getreides geringer anzugeben, als sie ist. Es würde mich sehr freuen, über diesen Gegenstand

von Ihnen etwas in den Möglin'schen Annalen zu lesen, da ich über manche Erscheinungen der jetzigen Zeit nicht ins Klare kommen kann, und ein Urtheil über die niedrigen Preise der Waaren und über die Entstehungsursach derselben mir durch ein anderes Urtheil oder ein anderes historisches Factum wieder unsicher gemacht wird."

Dies Factum beweiset, daß die Ausfuhr nach der Ostsee doch nicht so ganz stocke, wie häufig angegeben wird. Allein das Minus der Danziger Ausfuhr im Jahre 1819, woher sich eigentlich die Klagen datiren, ist bedeutend genug, um nach einem in den Weichsel-Gegenden sehr fruchtbaren Jahre eine Stockung im Absage zu bewirken, wenn es auch in anderen Plätzen — z. B. in Elbing, woher man die meisten Klagen vernimmt — nicht noch stärker gewesen. Ich vermag eben so wenig, wie mein verehrter Freund, über das Sinken der Preise aller Dinge ins Klare zu kommen, weil meines Erachtens nicht eine Ursach, sondern mehrere zusammenwirkende und die Abwesenheit der entgegenwirkenden die Erscheinung hervorbringen. Man will immer nur einen Grund der Ereignisse annehmen, was doch nur sehr selten der Fall ist. Eine causa sine qua non ist noch keine causa efficiens. Als eine der vorzüglichsten mitwirkenden Ursachen bin ich noch immer geneigt, die durch Intelligenz und höhere Capitals-Anlage gestiegene

Industrie bei der Production sowohl als bei der Fabrikation anzunehmen, welche in Europa, besonders im nördlichen, mehr Waare hervorbringt, als bis jetzt von der allerdings vermehrten Bevölkerung und den vermehrten Bedürfnissen consumirt werden konnte. Beim Feldbau ist es augenscheinlich in England, Dänemark, Schweden, Mecklenburg, den Marken. Der gestörte, vormals durch Spanien und Portugal betriebene Absatz unserer Industrie-Produkte nach Südamerika hat allerdings wohl Antheil an dem verminderten Begehr vieler Artikel; ich glaube aber nicht durch verminderte Zufuhr des edlen Metalls, denn es giebt dessen für den nöthigen Gebrauch noch genug; es scheint nur mehr Capital unbenutzt für den eigentlichen Handel zum Gebrauche bei Staats-Papier-Speculationen zu liegen und unproductiv verwandt zu werden. Die Wohlfeilheit aller Produkte schraubt den Preis aller Manufacturen für den einländischen Gebrauch übrigens herunter, und dieser wieder den Preis der Produkte. Wer wohlfeil verkaufen muß, der muß wohlfeil einkaufen oder entbehren.

Uebel wäre die Zeit an sich nicht, aber die alten Sünden sind es, die uns drücken: die Staats- und Privat-Schulden. Man giebt sich alle Mühe, diese auf das Nominale zu fixiren und zu sichern, um den Credit zu erhalten; aber wenn

man sich nicht bestrebt, das Reale damit wieder in ein gerechtes Verhältniß zu bringen und dadurch den übermäßigen Werth des Nominalen mittelbar herabzusetzen — wie es früher der Fall war — so geht es nimmermehr. Man wird Auflagen zur Deckung der Zinsen machen, aber sie nicht erheben können. Die Regierungen sehen das auch wohl ein, aber die Maassregeln, die manche nach den Grundsätzen des Mercantil-Systems ergreifen, indem sie eine der andern den Handel versperren, bewirken gerade das Gegentheil. Selbst Englands neues Kornsystem verfehlt seinen Zweck, den einländischen Ackerbau durch höhere Preise aufzuhelfen. Hat es gute Ernten, so würde der Preis, allenfalls bei einiger Einfuhrabgabe, doch nicht viel niedriger stehen, als es bisher war. Hat es aber, wie dort öfter als auf dem Continente der Fall ist, Mißwachs, so muß es seine Häfen nothwendig öffnen, und nun kann, wegen des Zudranges von außen, der Farmer mit seinem geringen Ertrage und bei den für ihn zu niedrigen Preisen gar nicht bestehen. Es ist allerdings im Parlamente zur Sprache gekommen, daß es das Interesse Großbritanniens erfordere, die Preise auf dem Weltmarkte hoch zu erhalten, daß sie bald an Nationen, denen sie nichts abkauften, auch nichts würden verkaufen können, und daß ihre Schuldenmasse es unbedingt fordere, den Werth des Numerars

herunter zu halten. Allein solche Ansichten kommen so schnell nicht zur Klarheit. Der unter den Nationen immer fortdauernde Mercantilkrieg thut dem Gewerbe und Wohlstande in Europa mehr Schaden, als der Soldatenkrieg.

Die verspätete Ernte hat die Winterungs-Bestellung verzögert und es sind wohl nur wenige um die ihnen gewöhnliche Zeit damit fertig geworden. Die warme und mäßig feuchte Witterung des Octobers — in einigen Gegenden war sie freilich zu naß — bewirkte aber ein schnelles Keimen und kräftigen Stand der Saat. Man konnte viel altes Korn mit dem besten Erfolge einsäen.

Thaer.

N a c h s c h r i f t.

Diese Berichte über die Zeiter Ereignisse, welche auf das landwirthschaftliche Gewerbe Einfluß haben, sind in den unter meiner Leitung seit 1799 herausgegebenen landwirthschaftlichen Annalen von mir redigirt worden. So wie diese Annalen überhaupt die so bedeutenden Fortschritte der Kunst und Wissenschaft in diesem Zeitraume darstellen, so enthalten jene Berichte die Geschichte des Gewerbes selbst und der glücklichen oder widrigen Conjunctionen, die es betroffen haben. Wir glauben

also, daß diese Zeitschrift ihren Titel Annalen mit Recht vor manchen andern ephemeren Erscheinungen verdiene, um so mehr, da ihre Fortsetzung durch die fundirte akademische Lehranstalt des Landbaues zu Möglin auch nach meinem Ableben gesichert ist. Dies Werk hat daher, wie es uns scheint, auch einen historischen Werth, weil es einen wichtigen Beitrag zur Geschichte unserer denkwürdigen Zeit liefert, indem es das wichtigste aller Gewerbe im wechselseitigen Bezuge auf die bürgerlichen und politischen Zeitverhältnisse darstellt.

Die Data zu diesen Berichten erhielt ich vormals durch die regulären Mittheilungen, welche uns gefällige Correspondenten in Niedersachsen zu bestimmten Zeiten machten. Hier haben wir dies nicht erreichen können, aber dafür halten uns die häufigen Besuche einsichtsvoller Reisenden, die zwar unregelmäßig aber ausgedehnte Correspondenz, welche von uns und den hiesigen Akademisten geführt wird, so wie die Reisen, die ich jährlich selbst mache, schadlos, und ich darf sagen, daß sich hier zuverlässige Nachrichten über landwirthschaftliche Ereignisse mehr wie irgendwo concentriren.

Der Handel mit den wichtigsten Produkten ist immer mehr ein Welthandel geworden. Jeder Stadtmarkt hängt jetzt vom allgemeinen Weltmarkte ab. Das Steigen und Fallen des Getreides, der Wolle, der Butter, des Tabacks, des

Rapses, Hanfes, Flachs u. s. w. in Amsterdam und London wirkt in 14 Tagen auf die Märkte jeder bedeutenden Stadt im nördlichen Deutschland. Gene Märkte werden aber wiederum von der Meinung über die einländische Production zum Theil regulirt. Bei der größten Umsicht können hier allerdings Irrungen eintreten; denn unvorherzusehende Umstände ändern den Gang der Dinge. Aber die Wahrscheinlichkeit trifft doch in den meisten Fällen zu, wie auch aus der ganzen Folge unserer Berichte erhellet.

Zwar rathen wir keinem Landwirth, sich auf mercantilische Unternehmungen einzulassen, aber ohne alle Speculation bei dem Absage seiner Produkte würde er zu sehr verlieren. Besser wären für ihn gleiche, mit seinen Kosten und der Jahresfruchtbarkeit im Verhältnisse stehende, Preise, aber diese giebt es nur in größeren Zeitdurchschnitten, nicht in jedem Jahre, noch weniger in einzelnen Theilen desselben. Er muß also durch Wahrnehmung der bessern mit Wahrscheinlichkeit zu erwartenden Conjunctionen den Verlust zu decken suchen, den er immer bei schlechten erleidet, wenn er Ersatz seines Capitals und Zinsen mit gebührendem Gewerbs-Profit haben will.

Deshalb halten wir diese concentrirten Berichte für den wichtigsten Theil dieser Annalen, und bitten daher alle denkende Männer unseres Faches,
die

die unsern Bemühungen um die Förderung des landwirthschaftlichen Gewerbes hold sind, uns durch gelegentliche, wenn auch nicht regelmäßige, Mittheilungen zu unterstützen. Auf Einzelheiten können wir uns freilich in diesen Berichten nicht einlassen; aber sie werden uns doch immer zur Berichtigung unserer Ansicht des Allgemeinen schätzbar seyn.

Thaer.

Schluß = Nachricht.

Es sind uns von mehreren Freunden unsers Instituts schätzbare Abhandlungen angetragen, aber mit dem Wunsche, daß sie im nächsten Stücke eingerückt werden mögten, weil sie selbige sonst zu etwanigen Zusätzen und Abänderungen noch zurückbehalten wollten. Diese Anträge kamen aber zu spät, wenn über den Raum im nächsten Stücke für wirklich eingegangene Aufsätze schon disponirt war. Im nächsten Stücke, welches zu Ende Januars herauskommen wird, ist jetzt ein Theil des Platzes noch unbesezt und wir können versprechen, daß die Aufsätze in der Ordnung aufgenommen und abgedruckt werden sollen, in welcher sie uns zukommen.

d. R.

Ungeachtet ich mehrere Male öffentlich erklärte, daß ich zur Verschaffung von Conditionen für Oekonomen höchst selten Gelegenheit habe und deshalb die darüber an mich gerichteten Briefe unbeantwortet lassen müsse, so finde ich doch meinen Schreibtisch mit Anfragen dieser Art überhäuft und sehe mich daher veranlaßt, jene Erklärung zu wiederholen.

Thaer.

Druckfehler, die Mißverstand bewirken.

- S. 232 Z. 5 ft. Behandlung f. Bekleidung
 - 241 l. Z. ft. Veränderungen f. Verbindungen
 - 261 Z. 7 ft. erklärbar f. erkennbar
 - 268 — 3 v. u. ft. verschieden f. Verschiedenes
 - 270 l. Z. ft. Ungeglichenheit f. Ausgeglichenheit
 - 288 Z. 8 ft. Stachelhaare f. Stechelhaare
-

Gedruckt bei Friedrich Späthen.

Oekonomisch-Litterarischer Anzeiger

zu den

Möglinschen Annalen der Landwirthschaft.

No. 10.

Die Insertions-Gebühren betragen für die
Zeile 1 Gr.

Bei H. Marcus in Bonn ist so eben erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Beiträge zur teutschen Landwirthschaft und deren
Hülfswissenschaften, mit Rücksicht auf die Land-
wirthschaft benachbarter Staaten und insbeson-
dere des landwirthschaftlichen Institutes zu Bonn.
Herausgegeben von Dr. R. Ch. G. Sturm,
ordentl. Professor der Landwirthschaft und Came-
ralwissenschaften auf der R. Pr. Rhein-Universität
zu Bonn u. s. w. Erstes Bändchen mit 2 illus-
minirten und 1 schwarzen Kupfertafel.

I n h a l t.

- I. Darstellung der Landwirthschaft in der Gegend
von Bonn und dessen Umgebungen, nebst Be-
merkungen über einige Verbesserungen derselben.
Vom Herausgeber.
- II. Kurze Beschreibung der Siegenschen Haubergs-
Wirthschaft, besonders in landwirthschaftlicher
Hinsicht. Von v. Schenk.
- III. Ueber Mastung des Rindviehes. Vom Her-
ausgeber.

IV. Thierärztliche Miscellen. Von Dr. W. Krimer.

- 1) Bemerkungen über den Sattelbruck bei Pferden.
- 2) Ueber die Harnruhr der Schaafe.
- 3) Bemerkungen über die gewöhnliche Behandlungsweise der Drehkrankheit.
- 4) Ungewöhnlicher Fall von Hüftsleistung bei der Geburt eines mißgebildeten Kalbes, nebst einigen Bemerkungen über künstliche Geburten überhaupt.

V. Bemerkungen über einige Gegenstände der Viehzucht. Vom Herausgeber.

I Rindviehzucht.

- 1) Ist es besser, die Kälber einige Zeit an der Mutter saugen zu lassen, oder sie mit Milch ohne Mutter aufzuziehen?
- 2) Verdient warme oder kalte Fütterung bei dem Rindvieh den Vorzug?

II Schaa fzucht.

Ist in einigen Rheinprovinzen, wo die Cultur des Bodens hoch, die Schaa fzucht wohl anwendbar?

VI. Ueber die Wurzelausleerung der Gewächse in besonderer Beziehung auf Landwirthschaft. Von S—m.

VII. Beschreibung nebst Abbildungen der den Schaa fen nützlichen und schädlichen Kräuter und Gräser. Von Dr. Rees v. Esenbeck.

VIII. Kurze Aufsätze und Notizen. Vom Herausg.

- 1) Besondere Erscheinung des Milzbrandes des Rindviehes.
- 2) Auszug eines Schreibens an den Herausgeber.

IX. Ueber das landwirthschaftliche Institut der Königl. Preuss. Rhein-Universität zu Bonn. Vom Herausgeber.

Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 Kr. Das 2te Bändchen wird gegen Ende dieses Jahres erscheinen.

Anzeige für Forstbediente, Gutsbesitzer, Deco-
nomiebeamte und Magistrate.

Von folgendem nützlichen Werke ist nunmehr
auch der 2te Band erschienen und in allen
Buchhandlungen für 2 Rthlr. 8 Gr. zu ha-
ben. Beide Theile kosten 4 Rthlr.

Vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung
und Schätzung der Forsten. Ein Handbuch für
Forstbediente, Gutsbesitzer, Deconomiebeamte und
Magistrate, mit wechselseitiger Beziehung des
Waldbaues zum Feldbaue ausgearbeitet von dem
Königl. Oberforstrathe und Professor Dr. W.
Pfeil. gr. 8. Züllichau in der Darnmannschen
Buchhandlung.

Die aus dem 2ten Bde. besonders abgedruckte
Tabelle über den cubischen Inhalt runder Körper
von 1 bis 60 Fuß Länge und von 1 bis 48 Zoll
Durchmesser wird auch einzeln für 4 gr. verkauft.

Für Landwirthe und Thierärzte
ist folgendes nützliche Werk erschienen:

Taschenwörterbuch
der gesammten Thierheilkunde
enthaltend

eine genaue Erklärung, der vorzüglich in der Thiers-
heilkunde gebräuchlichen Kunstausdrücke und der ge-
wöhnlichen Heilmethode bei den vorkommenden
Krankheiten der Hausthiere, nebst Recep-
ten zu den nöthigen Heilmitteln.

Nach dem Englischen des F. White und anderer
bearbeitet von

Dr. L. P. Cerutti.

Leipzig 1821

bei Friedrich Fleischer.

Preis 1 thl. 8 gr. auf Schreibpapier 1 thl. 16 gr.

Da das Werk leistet was der Titel sagt, so ist
der Nutzen desselben von selbst in die Augen

springend. Zwar hat man schon früher auch Wörterbücher der Thierheilkunde gehabt, allein sie sind zu ausgedehnt und theilweise auch wohl veraltet. Der wohlfeile Preis des obigen Werkes und der Vorzug, daß in ihm alle neue Erfahrungen und Beobachtungen benutzt sind, wird es leicht jedem zugänglich machen. Das bequeme Format eignet es besonders auch zum Gebrauch der Cavallerie und der Landthierärzte, da es bequem in eine Tasche gesteckt werden kann.

Zugleich sind in obiger Verlagehandlung
auch noch zu haben:

Bojanus, Anleitung zur Behandlung der Seuchen
der Hausthiere. 8. 1821. 1 thl. 12 gr.

Schwab, anatomische Abbildung und Beschreibung
des Pferdekörpers. gr. Fol. 1821. 1 thl. 8 gr.

Folgendes Taschenbuch auf das Jahr 1822 ist in
der Darnemannschen Buchhandlung in Züllichau
erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen
brochirt für 1 thl. 6 gr. zu haben:

Physikalisch-chemisch-mechanisch-technisches Quod-
libet in belustigenden und belehrenden Aufgaben
und Auflösungen von C. W. Schmidt. Mit dem
Bildnisse des Verfassers. 8.

I n h a l t.

Auszüge der merkwürdigsten Ereignisse meines Le-
bens, als Beilage zum Titelfupfer.

Physikalisch-arithmetische Progressionen.

Physikalisch-chemische Gegenstände.

Mechanische Belustigungen und Belehrungen.

Chemisch-technische Belustigungen u. Belehrungen.

Das wohlgetroffene Bildniß des Verfassers wird
auch einzeln für 8 gr. verkauft.

Von Schmidts Handbuch der mechanischen
Technologie für Fabriken, Künste, Handwerke und
technische Gewerbe in alphabetischer Ordnung theo-

retisch und praktisch bearbeitet, ist nunmehr auch die 2te Abtheilung des 3ten Bandes ausgegeben worden, alle 3 Bde. kosten im Ladenpreise 5 thl. 6 gr., der 4te Band ist unter der Presse. Der Pränumerationspreis für 4 Bde. war 4 thl. 16 gr.

So eben ist erschienen:

Christian Reichart's Land- und Gartenschatz.
Sechster Theil,
eine hauswirthschaftliche Technologie
enthaltend.

Bearbeitet und herausgegeben
von

Dr. H. R. W. Dölker.

8. 34 Bogen. Preis 1 thl. 12 gr.

Unbedingt erhält der Land- und Gartenschatz durch diesen sechsten Theil eine erhöhte Brauchbarkeit; denn kein Gegenstand ist für den Hauswirth leicht wichtiger, keiner schließt sich wohl enger an die Land- und Gartenwirthschaft an, als die Veredlung der rohen Erzeugnisse zu Kunstprodukten, zumal in einer Zeit, wo alle Feld- und Gartenfrüchte in so niedrigen Preisen stehen.

Reichhaltig — der beschränkte Raum gestattet uns die Aufführung des Inhalts nicht — Kürze mit Deutlichkeit verbindend, und nur gemeinnützige, durch eigene zwanzigjährige Erfahrung des Verfassers als zuverlässig erprobte, Mittel enthaltend, muß dieses Buch allen Hauswirthten, insbesondere aber allen denen, die Reichart's Land- und Gartenschatz besitzen, willkommen sein; denn jeder nur einigermaßen Unterrichtete kann, im Besitze dieser Technologie, die Bereitung von Kunstprodukten für sein Hauswesen mit glücklichem Erfolge selbst unternehmen.

Keyfersche Buchhandlung in Erfurt.

So eben ist erschienen:

Der Tauber

oder

der vollkommene

praktische Rathgeber

über den Einkauf, Behandlung und Fütterung aller Arten Tauben, Kennzeichen der Geschlechter und Alters, Erzeugung schöner Farben und Schil-
derarten, Verfärbung, daß Tauben das ganze Jahr unausgesetzt Hecken und Junge erzeugen, Anlegung der Taubenbehältnisse, Ausflug, insonderheit aber, daß jede Taube in ihrem neuen Behältnisse willig verbleibt, nach 24 Stunden in Freiheit gelassen werden kann, und ihren Schlag durchaus nicht verläßt, fremde Tauben, junge und alte, durch List herbeizuführen und einzugewöhnen, Tauben, so von Raubthieren aus ihren Behältnissen verjagt werden, in dieselben zum Aus- und Einflug schnell wieder zu bringen; ferner Tauben ohne Unterschied, der Anzahl nach sämmtlich und plötzlich aus ihren Behältnissen auf einmal zu vertreiben, nächst dem von Krankheiten der Tauben, und den Heilmitteln, Anerkennung und Befangung aller Arten Raubthiere und den Rechten der Tauben,

von

Christian Gottlob Schmidt.

Dritte durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig und Sorau

bei Friedrich Fleischer

1821.

Preis 12 gr.

